

E. F. MOELLHAUSEN

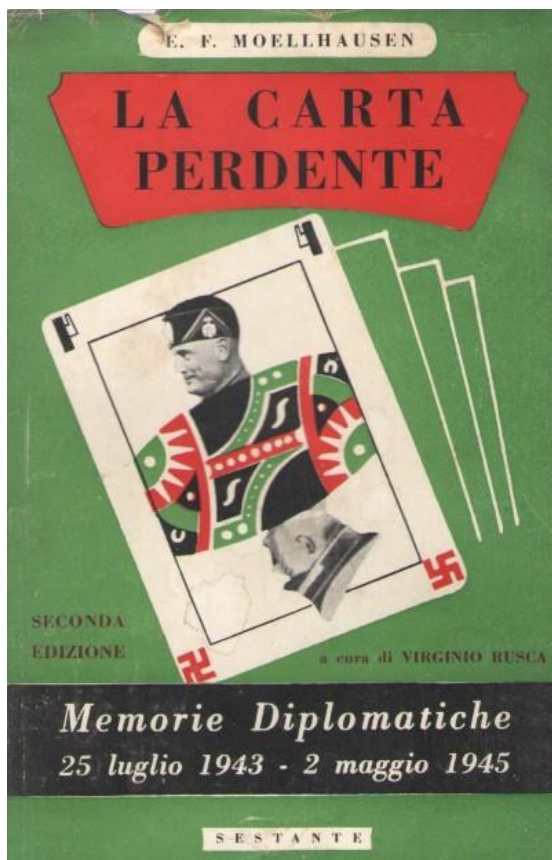
The book cover features a dark, textured background. On the left, a stylized, three-dimensional representation of a flag is shown, composed of vertical stripes of green, white, and red. A white circle with a black swastika is positioned in the center of the red section. To the right of the flag, a faint, dark, and somewhat abstract face or profile is visible, looking towards the left. In the upper right corner, there is a black spiral symbol.

Die gebrochene Achse

ALS DEUTSCHER DIPLOMAT *zwischen* BADOGLIO-^{u.} MUSSOLINI

ALPHA-VERLAG

Titel der italienischen Originalausgabe:
«LA CARTA PERDENTE»
Berechtigte Übersetzung und Bearbeitung: Heinz Weicker
Schutzumschlag und Einband: Willi Kramer
Aufnahmen: Helmut Laux und Associated Press



Copyright 1949 by Alpha – Verlag, Hans – Gerhard Döbler, Alfeld / Leine
Gesamtherstellung: Imprimerie Bourg – Bourger, Luxembourg
November 1949 – 1. Auflage der deutschen Ausgabe

Eingescannt mit OCR-Software ABBY Fine Reader

DIE HAUPTPERSONEN

(ausser **Mussolini – Hitler – Ribbentrop – Himmler**)

Die Deutschen:

MACKENSEN

bis 1943 deutscher Botschafter in Rom

RAHN

deutscher Botschafter bei der «Sozialen Republik Italien»

WEIZSAECKER

deutscher Botschafter beim Vatikan

Generalfeldmarschall **KESSELRING**

Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Südwest

General **MAELZER**

deutscher Stadtkommandant von Rom

SS-Obergruppenführer **WOLFF**

Befehlshaber der SS und bevollmächtigter General in Italien

SS-Oberführer **DOLLMANN**

Himmlers Beauftragter in Rom, Verbindungsmann zwischen Wolff und Kesselring

KAPPLER

Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD in Rom

SS-Obergruppenführer **KALTENBRUNNER**

Chef des Reichssicherheitshauptamtes und des SD

Gauleiter **HOFER**

Oberster Kommissar der Operationszone «Alpenvorland»

Gauleiter **RAINER**

*Oberster Kommissar in der Operationszone
«Adriatisches Küstenland»*

Die Italiener:

Marschall **BADOGLIO**

1943 Ministerpräsident nach Mussolinis Sturz

Marschall **GRAZIANI**
Verteidigungsminister der «Sozialen Republik Italien»

RICCI
Führer der Republikanischen National-Garde

Fürst **BORGHESE**
Führer einer Spezialtruppe der Marine («Décima MAS»)

PAVOLINI
Generalsekretär der Faschistischen Partei

BUFFARINI
Innenminister der «Sozialen Republik Italien»

FARINACCI
Extremer Faschistenführer, Gauleiter von Cremona

CIANO
Mussolinis Schwiegersohn, ehemaliger Aussenminister

EDDA CIANO
Mussolinis Tochter

DONNA RACHELE
Mussolinis Frau

CLARA PETACCI
Mussolinis Geliebte

PARRILLI
Industrieller, Vermittler bei den Kapitulationsverhandlungen

Die Amerikaner:

DULLES
Vertrauter Roosevelts, Chef des amerikanischen Nachrichtendienstes in Europa

VON GAEVERNITZ
Sekretär von Dulles

Die Schweizer:

Professor **HUSMANN**
Pädagoge, Vermittler zwischen Wolff und Dulles

Major **WAIBEL**
Offizier im Generalstab, jetzt Militär-Attaché in Washington

Die Orte des Geschehens:
Rom, Gardasee (Fasano, Salo, Gargnano), Zürich, Ascona, Berlin

Der letzte Versuch:

DIE «SOZIALE REPUBLIK ITALIEN»

Skorzeny sollte den König entführen

Am 23. Juli 1943 schickte der Botschafter des dritten Reiches in Rom, Hans Georg von Mackensen, ein Telegramm an Hitler ab, das er seiner Gewohnheit gemäss persönlich formuliert hatte. Es besagte über die Lage in Italien, dass die Position Mussolinis und des Faschismus mehr als je gefestigt sei.

Dieser Bericht, der mit grosser Sorgfalt im besten nationalsozialistischen Stil abgefasst war, wurde in Hitlers Hauptquartier mit einem Seufzer der Erleichterung aufgenommen. Man hatte den Eindruck gehabt, dass es in Italien brannte, und nun zeigte sich trotz der beunruhigenden Berichte über den Geist und die Bewaffnung der italienischen Truppen, dass weder die Landung der Alliierten in Sizilien noch die Bombardierung der Städte die Situation entscheidend beeinflusst hatte. Das Telegramm von Mackensen sprach deutlich. Italien hielt stand. Mussolini hielt die Hand noch fest

am Steuer, er war nach wie vor in der Lage, die Massen zu lenken und sie dem Ziel entgegenzuführen, das die Achse sich vorgenommen hatte.

Am 29. Juli wurde Botschafter von Mackensen zum Bericht nach Berlin gerufen, nachdem die Ereignisse eine ganz andere Wendung genommen hatten, als er vorausgesagt hatte. Er setzte nie wieder einen Fuss auf italienischen Boden und wurde auch anderswo nicht mehr verwendet. Wie so viele andere vor ihm war auch er in Ungnade gefallen. Immerhin dachte Hitler trotz seines Ärgers über die Irreführung und Durchkreuzung seiner Pläne nicht daran, gegen den Botschafter ausser der Versetzung in den Ruhestand noch weitere Massnahmen zu ergreifen. Er meinte, Mackensen sei zu harmlos gewesen und blind dem Machiavellismus der Italiener zum Opfer gefallen. Er erkannte aber an, dass ihm Mackensen mit grossem Eifer gedient und getreulich das gemeldet hatte, was ihm die faschistischen Parteiführer, mit denen er in Verbindung stand, versichert hatten.

Hitlers Verhalten gegen seinen unglücklichen Botschafter und die Tatsache, dass er ihn für den Misserfolg der deutschen Politik in Italien nicht allein verantwortlich machen wollte, riefen keine besondere Überraschung hervor. Man sah darin vielmehr eine bezeichnende Bestätigung der Milde, die der Führer bei Leuten, die ihm aufrichtig ergeben waren, walten liess. In der Umgebung Ribbentrops bemerkte ein hochgestellter Diplomat, der Hitler nicht schätzte und für seinen Kollegen Mackensen wenig Sympa-

thie hegte: «Man sieht wieder einmal, dass bei uns die Unterwerfung die vornehmste Tugend ist.»

War Mackensen wirklich der einzige, der dem Sturz des faschistischen Regimes ahnungslos gegenüberstand? Nach dem, was alle deutschen Dienststellen, die militärischen und die zivilen, und selbst die Mitglieder der Botschaft nachträglich versicherten, gab das berühmte Telegramm nur die persönliche Meinung des Botschafters wieder, während die anderen die Lage viel richtiger beurteilt hatten.

Ich darf behaupten, dass ich diesen Beteuerungen gegenüber immer etwas skeptisch geblieben bin. Ich entsinne mich eines Gesprächs, das ich noch am 5. Juli mit Feldmarschall Kesselring hatte. Es trug sehr privaten und vertraulichen Charakter, denn der Feldmarschall sprach in grosser Offenherzigkeit von seinen Schwierigkeiten mit Göring und Hitler, aber die Stabilität der innenpolitischen Situation in Italien wurde selbst bei dieser Unterredung nicht einmal diskutiert. Am nächsten Tage ass ich mit Gesandtschaftsrat Doertenbach, der als einer der hervorragendsten politischen Sachverständigen unserer Botschaft in Italien galt, zu Abend. Ich sagte ihm, dass ich in Cortina von vielen Seiten gehört hätte, der Faschismus sei am Ende. Er antwortete mir: «Das ist das übliche Geschwätz der eleganten Nichtstuer, die sich in Cortina herumtreiben. Die Wahrheit ist, wenn man heute in Italien eine Volksabstimmung durchführte, ohne Druck und ohne Propagandarummel, dann würde Mussolini bestimmt 90 Prozent der italienischen Bevölkerung hinter sich haben, die geschlossen für ihn und sein Programm stimmen würden.»

Andere Deutsche, die wie ich, nur vorübergehend in Italien waren und daher nicht so auf dem Laufenden waren, um sich ein genaues Bild der Lage zu machen, hatten versucht, sich bei den verschiedenen deutschen Dienststellen des Reiches in Rom darüber zu informieren, wie die öffentliche Meinung in Italien auf die anglo-amerikanische Invasion nach dem Kontinent und auf die militärischen Rückschläge der Achse reagierte. Sie hatten alle übereinstimmend zu hören bekommen, dass die Popularität des Duce unbestritten und unerschütterlich wäre.

Die Erklärung für diesen einmütigen Optimismus mag unter anderem darin liegen, dass unter dem Nazi-Regime alle den tiefen Sinn des Sprichwortes kannten: Schweigen ist Gold. Niemand, und am wenigsten Leute, die eine wichtige Stellung inne hatten, besass den Mut, in politischen Angelegenheiten das auszusprechen, was er wirklich dachte.

Der erste, der von den bedeutsamen Ereignissen etwas erfahren sollte, war Eugen Dollmann, der Vertreter Himmlers in Rom.

Am Morgen des 25. Juli nahm ihn General Galbiati, der Stabschef der faschistischen Miliz, vertraulich beim Arm und eröffnete ihm seine schweren Besorgnisse über den Ausgang der Sitzung des grossen faschistischen Rates> der für diesen Tag einberufen war. Eine ähnliche Warnung gelangte zwei Uhr nachmittags zu Doertenbach. Er eilte sofort zu seinem Vorgesetzten. Der Botschafter von Mackensen war ein korrekter Ehrenmann, im Grunde gütig und grosszügig gegen seine Untergebenen; er war aber gleichzeitig

nach aussen hin von kühler Reserve und stur auf die Wahrung der Form und der Konvention bedacht. Es war um halb drei Uhr nachmittags, und er pflegte seine Mitarbeiter nicht vor vier Uhr zu empfangen.

«Aber es handelt sich um eine äusserst dringende Angelegenheit, Herr Botschafter», sagte Doertenbach, «ich muss Sie unbedingt sprechen.» «Es hat keinen Zweck, mich zu drängen», antwortete Mackensen trocken, «ich werde Sie nicht vor Beginn der Dienststunden empfangen.»

Der Gesandte Otto von Bismarck, der Chef der politischen Abteilung der Botschaft, erfuhr von dem Sturz der faschistischen Regierung erst am Abend desselben Tages. Er hielt sich mit Freunden in einem römischen Restaurant auf, als ein junger Angehöriger der Botschaft an ihn herantrat und ihm die verhängnisvolle Nachricht ins Ohr flüsterte. Bismarck antwortete: «Keine Bierwitze bitte.» Es ist unwahrscheinlich, dass seine Überraschung in diesem Augenblick geheuchelt war, umso mehr, als die Abneigung Bismarcks gegen den Nationalsozialismus sehr weit ging.

Noch grösser war die Überraschung in den anderen deutschen Botschaften. In Paris, wo die Regierung Laval das Italien Mussolinis aus der Rolle des Verbündeten Nr. 1 zu verdrängen suchte und wo daher die Entwicklung der deutsch-italienischen Beziehung mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt wurde, schlug die Nachricht buchstäblich wie ein Blitz ein. Die französischen Zeitungen schrieben: «Monsieur Mussolini a démissionné» und verzichteten auf Erläuterungen und Kommentare. In der deutschen Botschaft in der Rue de

Lille – der ich damals zugeteilt war – herrschte völlige Ahnungslosigkeit, und auf die dringenden Bitten um Aufklärung gab Berlin überhaupt keine Antwort. So steht fest, dass alle Dienststellen überrascht waren, zumindest von der Schnelligkeit und dem Ausmass der Ereignisse.



Am 6. August wurde Rudolf Rahn in Ribbentrops Hauptquartier bei Gumbinnen gerufen. Er war in diesem Augenblick Gesandter zweiter Klasse. Hitler hatte seine Tätigkeit in Syrien lobend anerkannt. Dorthin war Rahn 1941 von Paris versetzt worden, unmittelbar nachdem die Anglo-Amerikaner die Feindseligkeiten gegen das französische Mandatsgebiet eröffnet hatten. Nachdem General Dentz, der hohe Kommissar der Vichy-Regierung, aus Syrien vertrieben worden war, hatte man Rahn nach Paris zurückgeholt. Im November 1942 wurde er nach Tunis geschickt, und zwar als politischer Berater für Kesselring und Generaloberst von Arnim, den Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in Afrika.

In Tunis hat es hinter der Front keine Todesurteile, keine Verschleppungen und keine Aufstände gegeben, und das, obwohl dort die verschiedensten Volksgruppen, wie Italiener, Franzosen, Araber und Juden nebeneinander leben und die politischen Probleme des Landes dieser verwirrten Situation entsprachen.

Arnim hat die Tätigkeit Rahns, dem unbestreitbar die Ruhe des rückwärtigen Frontgebietes zu verdanken war, hoch anerkannt. Als Offizier der alten Schule hat er in dem letzten Funkspruch, den er an Hitler vor seiner Übergabe absetzte,

in sehr schmeichelhaften Worten die Unterstützung gewürdigt, die er von seinem politischen Berater erhalten hatte. In der Geschichte dieses Krieges war es das erste Mal, dass deutsche Diplomaten und Militärs sich vollkommen einig gewesen waren. Hitler sah deshalb in Rahn einen Diplomaten, den man sogar im Kriege noch verwenden konnte. Er hielt Rahn für ziemlich geschickt, weil es ihm gelungen war, Gnade vor den Augen eines Generals zu finden. Hitler hatte stets wenig Vertrauen zu den Diplomaten. Das ging so weit, dass er eines Tages vor seiner engsten Umgebung erklärte, dass es im Kriege das Beste gewesen wäre, das Auswärtige Amt vollständig zu schliessen. Diese Auffassung Hitlers ist von seinem Standpunkt aus erklärlich. Der Nationalsozialismus hatte sein Geschick nun einmal den Waffen anvertraut, und die diplomatischen Schliche waren längst durch die Ereignisse überholt und lächerlich geworden. Die einzige Hoffnung auf Rettung bot sich auf den Schlachtfeldern. Der Fall Mackensen war nur einer von vielen, wo die Diplomaten versagt hatten. War nicht auch Ribbentrop überzeugt gewesen, dass Frankreich und England niemals in den Krieg eintreten würden? Hatte er nicht später dem Führer versichert, dass Amerika sich heraushalten würde? Und hatte er nicht in dem Augenblick, als Roosevelt sich dennoch den Feinden Deutschlands anschloss, das amerikanische Kriegspotential als so unzureichend beschrieben, dass es niemals den Ausgang des Krieges entscheiden könnte? Hatte man nicht behauptet, dass Nordafrika treu zu Pétain stehen würde? Noch im Jahre 1944 versicherte selbst ein so vorsichtiger Diplomat wie der Baron Hoyningen Hu-

ene der Reichsregierung, die er in Portugal vertrat, dass die Abtretung der Azoren an die Alliierten von Salazar niemals zugegeben würde, und dass derartige Gerüchte nicht ernst genommen zu werden brauchten. Wenige Tage nach diesem Telegramm wurden die Azoren Luftstützpunkte der Anglo-Amerikaner.

Selbst Franz von Papen, der alte Fuchs, sollte Hitler später, am 20. April 1944 zum Geburtstag telegrafieren: «Das schönste Geschenk, das ich Ihnen anbieten kann, mein Führer, ist die Versicherung, dass die Türkei neutral bleiben wird.» Wenige Monate später brach auch die Türkei die Beziehungen mit Deutschland ab und erklärte ihm den Krieg. Gewiss, es hatte auch Leute gegeben, die keine Angst davor hatten, die Alarmglocke zu läuten. Der Botschafter in Moskau von der Schulenburg zum Beispiel hatte von dem Krieg gegen Russland abgeraten. Aber die Warnung kam in der ersten Hälfte des Jahres 1941. Damals erschienen die pessimistischen Voraussagen der Diplomaten, die sich gegen eine gewaltsame Lösung der Probleme äusserten, gegenüber den Anfangssiegen, die Deutschland auf den europäischen Schlachtfeldern errungen hatte, einfach lächerlich. Hitler war für jeden Rat taub geworden und wollte jede ungelöste Frage mit kriegerischen Mitteln lösen. Weder der Verlust Afrikas noch die Niederlage von Stalingrad hatten sein Vertrauen in den Endsieg erschüttern können.

Die Berufung Rahns ins Führerhauptquartier war also, wie gesagt, eine unmittelbare Folge des Funkspruchs von Arnim. Für die SS war Rahn damals ein Unbekannter, und in

der Partei, der er 1934 beigetreten war, hatte er keinen besonderen Rückhalt. Von Hitler war er ein einziges Mal nach Abschluss seiner Mission in Syrien empfangen worden. Himmler hatte er einmal zufällig im Kasino des Führerhauptquartiers getroffen. Und Bormann interessierte sich nicht für ihn, vielleicht deshalb, weil die Partei an den Unternehmungen in Syrien und Tunis nicht sonderlich beteiligt war. Ribbentrop wusste genau, dass Rahn eins seiner besten Pferde im Stall war, aber er hegte für ihn nicht die geringste Sympathie. Es schien vielmehr, als ob seine Anwesenheit Ribbentrop ein gewisses Unbehagen verursachte, das ihn oft unsicher in dem Verhalten gegen seinen Untergebenen machte.

Rahn war in das Auswärtige Amt eingetreten, bevor Ribbentrops Stern aufgegangen war. Gegen alle Beamten, die nicht von ihm persönlich entdeckt worden waren, blieb Ribbentrop stets misstrauisch und voreingenommen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass Rahns Erfolge in der letzten Zeit die Eifersucht Ribbentrops hervorgerufen hatten. Das könnte auch erklären, warum Ribbentrop Hitler vorschlug, dass die Diplomaten in Tunis das Schicksal der Soldaten teilen und sich gefangen nehmen lassen sollten. Das wäre eine schöne, aber sinnlose Geste gewesen, für die Rahn und seine Mitarbeiter die Zeche bezahlt hätten. Hitler hatte jedoch diese Auffassung nicht geteilt, und Arnim hatte für die Rückführung der Diplomaten gesorgt.

Während Hitler noch keinen endgültigen Entschluss über die Ernennung des neuen diplomatischen Vertreters in Italien gefasst hatte, liess Rahn mich ins Führerhauptquartier

rufen und fragte mich, ob ich ihn unter Umständen nach Rom begleiten wollte. Ich war ihm sehr zugetan und nahm an. Dann fragte ich ihn, mit welchem Programm er sein neues Amt antreten würde. Rahn antwortete: «Es lässt sich noch gar nichts darüber sagen, wie die zukünftige Politik in Italien aussehen wird. Hitler möchte am liebsten die Befreiung Mussolinis veranlassen und ihn wieder an die Macht bringen, um den Krieg mit einer faschistischen Regierung fortzusetzen. Er traut in Wahrheit nicht den Erklärungen Badoglios und ist davon überzeugt, dass Badoglio, so wie er das erste Mal gelogen hat, weiter lügen wird, bis er sich mit den Alliierten gegen Deutschland geeinigt hat.»

Bei unserer Unterhaltung war der deutsche Gesandte in Griechenland, Altenburg, ein Freund Rahns und sein früherer Vorgesetzter in der Informationsabteilung der Wilhelmstrasse, zugegen. Er erhob gegen den Plan mit Mussolini den Einwand: «Das ist aufgewärmter Kohl, den niemand gern mag. Ich kann mir ausserdem nicht vorstellen, auf welche Weise Mussolini wieder an die Macht kommen soll.»

Rahn erwiderte: «Es ist Hitler, der das will, nicht ich. Auch mir erschiene es günstiger, sich mit einem Italien unter der Führung Badoglios zu einigen, vorausgesetzt, dass er ernstlich gewillt ist, ein loyales Spiel zu treiben. Ich würde ein Italien vorziehen, das nicht durch fremde Einmischungen in seine inneren Angelegenheiten geschwächt ist, doch das sind Fragen, die sich heute nicht genau übersehen lassen und vor allen Dingen nicht hier im Hauptquartier. Sobald

ich anfangen, Einwände vorzubringen, wird man mir erklären, dass mein Auftrag nicht darin besteht, zu handeln, sondern lediglich darin, Informationen zu liefern. Ich hingegen möchte genau das Gegenteil tun, d.h. handeln und Informationen über vollendete Tatsachen geben. Aber dazu ist es erst einmal nötig, dass ich an Ort und Stelle bin.»

Von der tatsächlichen politischen Lage in Italien wusste Rahn in diesem Augenblick so gut wie gar nichts. Seit der Machtübernahme des Nationalsozialismus war das Auswärtige Amt so organisiert, dass seine Vertreter im Ausland niemals genau erfuhren, was sich in den anderen Ländern ereignete. Die Informationen, die den Auslandsdiplomaten darüber zuzugingen, waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, offene Geheimnisse. Oft handelte es sich um Nachrichten, die auch im offiziellen Pressebericht erschienen.

Jeder deutsche Auslandsvertreter empfing mehr oder minder unzureichende Richtlinien für seinen Arbeitsbereich, ohne dass ihm je mitgeteilt worden wäre, ob diese Direktiven zu einem umfassenden Plan gehörten, und ohne dass seine Aufmerksamkeit auf die Absichten gelenkt worden wäre, die die Regierung mit ihrer Politik verfolgte. Der berühmte Befehl Hitlers an die Wehrmacht, dass niemand von einem Befehl mehr wissen dürfe, als für die Ausführung seines Auftrages unbedingt notwendig sei, galt ebenso für die deutschen Diplomaten wie überhaupt für die ganze Verwaltung und Organisation des Dritten Reiches.

Man kann nicht behaupten, dass Rahn von seinem Auftrag sonderlich begeistert war. Er fühlte, dass ihm grosse Schwierigkeiten bevorstanden. Aber er war ein guter Deut-

tscher und überzeugt davon, dass seine Tätigkeit für Deutschland nicht nur nützlich sondern sogar notwendig sein würde. Natürlich war er auch von persönlichem Ehrgeiz beseelt, denn er hatte in diesem Augenblick zu wählen zwischen der wahrscheinlich sicheren Beförderung zum Botschafter trotz der Missgunst Ribbentrops oder einer untergeordneten Tätigkeit im Auswärtigen Amt. Der fortschreitende Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Reich und den anderen Nationen beraubte die deutschen Diplomaten der Möglichkeit, im Ausland verwendet zu werden. Schon 1943 wusste man in der Wilhelmstrasse nicht, was man mit all den Botschaftern, Gesandten, Legationsräten usw., die aus den ehemals neutralen Ländern heimgekehrt waren, anfangen sollte. Es war ein nahezu unlösbares Problem, diesen Beamten eine Aufgabe im Auswärtigen Amt zuzuweisen.

Am 29. August wurde Rahn zum Nachfolger von Mackensen bestimmt und auf eigenen Wunsch zunächst nur zum Geschäftsträger ernannt, um mit den sonst üblichen Formalitäten die Einholung eines «Agréments» der italienischen Regierung keine Zeit zu verlieren.

Warum liess die Ernennung von Rahn so lange auf sich warten? Seit dem Tag seiner Berufung ins Hauptquartier war nahezu ein Monat vergangen. Ich fragte ihn nach dem Grund, aber ich bekam nur eine ausweichende Antwort. Erst sehr viel später erhielt er selbst die Aufklärung darüber. Rahn durfte deshalb nicht sofort nach Rom abreisen, weil zunächst noch der «Plan Skorzeny» ausgeführt werden

sollte. Dieser Plan bestand in einem Handstreich, durch den man sich des Königs und seiner Familie bemächtigen wollte. Ausserdem sollten Badoglio und andere zivile und militärische Persönlichkeiten festgenommen werden, die als Gegner Deutschlands galten und für den Sturz der faschistischen Regierung verantwortlich gemacht wurden. SS-Sturmbannführer Skorzeny, der spätere Befreier Mussolinis, hatte den Auftrag bekommen, mit seinen SS-Männern und unterstützt von den in Italien stationierten Fallschirmjägern diese Aktion durchzuführen.

Kesselring nahm sofort gegen diesen Plan Stellung. Sein Protest wurde nicht beachtet. Der Urheber des Planes war Himmler. Er duldete keine Einmischung in Angelegenheiten, die er als seine ausschliessliche Zuständigkeit ansah. Dollmann, Himmlers Vertreter in Rom, neigte mehr zu der ablehnenden Auffassung von Kesselring, stand jedoch so unter dem Einfluss des Reichsführers SS, seines direkten Vorgesetzten, dass er keinen entschiedenen Widerspruch wagte.

Der Chef der italienischen Polizei, Senise, sollte eine ebenso bestimmende wie unerwartete Rolle bei der Torpedierung des Unternehmens Skorzeny spielen. Er bestellte Dollmann in sein Büro und gab ihm zu verstehen, dass der deutsche Plan bereits zur Kenntnis der italienischen Polizei gelangt war. «Ich kenne Ihre Absichten nicht», sagte Senise, «aber ich möchte Sie doch davon unterrichten, dass wir die Wachen vor der Villa Savoia (dem Wohnsitz des Königs) und den Ministerien verstärkt haben. Darüber hinaus beobachten wir alle Ihre Schritte. Sie wissen also, dass wir auf jede Eventualität vorbereitet sind.»

Die Erklärung von Senise setzte Dollman in die angenehme Lage, seine Einwände gegen Himmlers Plan zu rechtfertigen. Er konnte darauf hinweisen, dass mit dem Wegfällen des Überraschungsmomentes das Risiko eines grossen Misserfolges wuchs, ja dass die Ausführung des Planes überhaupt nicht mehr möglich war.

Das Unternehmen Skorzeny hätte vielleicht am 26. Juli, am Tage nach der Entschliessung des grossen faschistischen Rates gegen Mussolini, eine gewisse Aussicht auf Erfolg gehabt. Am 15. August war es zu spät.

Der Polizei-Attaché bei der deutschen Botschaft und Vertreter des S. D. in Italien, Herbert Kappler, fuhr zu Hitler, um ihn von seinem Entschluss abzubringen. Daraufhin wurde die Wiederaufnahme normaler diplomatischer Beziehungen mit Italien beschlossen, und Rahn wurde bei der Regierung Badoglios beglaubigt.

Rahn will zwischen den Generalstäben vermitteln

Am 30. August übernahm Rahn offiziell die Geschäfte der Botschaft. Seine erste Amtshandlung bestand darin, alle seine Untergebenen zusammenzurufen. Nach der Vorstellung kam er sofort auf das Thema zu sprechen, das ihm besonders am Herzen lag. Durch gewisse Zeitungen und aus anderen Quellen waren Gerüchte zu ihm gedrungen, nach denen seine Ankunft mit dem Beginn einer Politik der eisernen Faust zusammenfiel. Diese Behauptung widersprach nicht nur der Wahrheit sondern musste den deutschen Interessen schweren Schaden zufügen. Er bat daher alle Mitglieder der Botschaft, solchen Gerüchten entgegenzutreten. Er könne versichern, dass er nicht etwa nach Italien gekommen sei, um eine Politik der Gewalt einzuleiten, sondern nur deshalb, weil Mackensen nicht auf seinem Posten bleiben konnte und es daher eben notwendig gewesen war, einen Nachfolger zu ernennen.

Rahns zweiter Schritt war, sich um eine Zusammenkunft mit Ambrosio und Roatta zu bemühen. Die Unterredung wurde vorgeschlagen, um die persönliche Bekanntschaft der Befehlshaber der italienischen Wehrmacht zu machen. In diesem Gespräch, das sich in einer sehr gedrückten Atmosphäre abwickelte, spielte Rahn auf die Schwierigkeiten an, die zwischen den italienischen und deutschen Militärs entstanden waren. Er bot Ambrosio seine Dienste als Vermittler zwischen dem italienischen und dem deutschen Generalstab an, um die alten Differenzen zu bereinigen und eine Verständigungsgrundlage für die Zukunft zu finden. Um seinem Vorschlag eine konkrete Form zu geben, wies er auf die Möglichkeit hin, dass Rommel nach Rom käme, um dort klärende Besprechungen im Sinne der von Rahn angestrebten neuen Politik des verständnisvollen Einvernehmens zu führen. Rommel war wenige Tage zuvor vom OKW mit dem Oberbefehl nördlich des Apennins betraut worden. Infolgedessen unterstanden ihm die deutschen Truppen im rückwärtigen Frontgebiet. Er hatte sich mit seinem Komandostab am Gardasee, dicht bei Sirmione, niedergelassen.

Ambrosio lehnte das Anerbieten Rahns, bessere Beziehungen zwischen den beiden Generalstäben herbeizuführen, zwar nicht rundweg ab, aber er zeigte sich doch sehr zurückhaltend und schien sich über die Angelegenheit keinen Illusionen mehr hinzugeben. Das Verhältnis zwischen Ambrosio und Kesselring war schon von dem Moment an, wo Ambrosio Cavallero als Oberbefehlshaber des italienischen Heeres abgelöst hatte, äusserst schlecht gewesen. Zur

Frage eines direkten Kontaktes mit Rommel äusserte sich Ambrosio eindeutig ablehnend. Er erklärte, dass der italienische Generalstab Rommel als denjenigen betrachtete, der für den Verlust von Afrika verantwortlich wäre, und dass er nicht die geringste Lust habe, ihn zu treffen. Durch diese Äusserungen erfuhr Rahn überhaupt zum ersten Male von italienischer Seite, wie es um die Beziehungen zwischen den militärischen Führern der Achse stand.

Hartnäckig wie er war, gab er sich nicht geschlagen, sondern schickte sich an, die Frage von Neuem in einem grösseren Rahmen mit Marschall Badoglio zu behandeln, dem er als dem Chef der italienischen Regierung ohnehin einen Besuch schuldig war. Vorher jedoch wollte er eine Aussprache mit Guariglia, dem Minister des Äusseren, herbeiführen. Die Begegnung beschränkte sich auf eine formelle Unterredung, bei der das Hauptthema, nämlich die Fortsetzung des deutsch-italienischen Bündnisses, nur beiläufig berührt wurde. Ich habe später sagen hören, dass Guariglia im Verlauf dieser Unterhaltung versucht habe, Rahn zu verstehen zu geben, dass es für Italien unmöglich sei, den Krieg an der Seite des Bundesgenossen fortzusetzen. Ich -war bei diesem Gespräch ebenso wie bei dem vorangegangenen mit Ambrosio dabei und muss sagen, dass Guariglia seine Andeutungen, wenn überhaupt, so doch in einer so vorsichtigen Form machte, dass sie damals nicht erfasst wurden. Vielleicht wird Guariglia, der die Dinge vom italienischen Standpunkt aus sah, geglaubt haben, dass er deutlich genug war, und vielleicht gewinnen gewisse Anspielungen, die damals keine besondere Beachtung fanden, nachträglich eine ganz andere Bedeutung.

In diesem Augenblick jedoch erweckten die Erklärungen von Ambrosio und Guariglia höchstens den Eindruck, dass die Atmosphäre gespannt war und die Sympathien für die Deutschen erheblich nachgelassen hatten» Aber nichts deutete darauf hin, dass wir mit Italien schon am Ende waren. In diesem Zusammenhang mag an die Gespräche von Feltre erinnert werden, die kaum einen Monat vorher, am 3. August zwischen Ambrosio und Guariglia einerseits und Feldmarschall Keitel und Ribbentrop andererseits stattgefunden hatten. Bei dieser Gelegenheit hatte Guariglia unter anderem gesagt: «Ich darf feststellen, dass die italienische Krise von der faschistischen Partei selbst hervorgerufen wurde, indem bei der Sitzung des grossen faschistischen Rates gerade die Mitarbeiter des Duce für eine Entschliessung gegen ihn stimmten. Die erste Sorge seiner Majestät des Königs und Marschall Badoglio bestand darin, zu erklären, dass Italien den Krieg fortsetzt, treu zu seinem gegebenen Wort stehend. Diese in der Öffentlichkeit von zwei so bedeutenden Persönlichkeiten, wie dem König und Badoglio, abgegebene Erklärung darf nicht in Zweifel gezogen werden, sonst würde sich Italien aufs Tiefste in seiner Ehre verletzt fühlen. Ich spreche offen zu Ihnen, wie es zwischen Verbündeten und Freunden geschehen soll, und ich wiederhole ausdrücklich die von seiner Majestät dem König und Marschall Badoglio abgegebene Versicherung. In dem Augenblick, wo ich dies zum Ausdruck bringe, glaube ich das zustimmende Echo all derer zu hören, die auf den Schlachtfeldern unseres gemeinsamen Krieges gefallen sind.»

Ribbentrop hatte geantwortet: «Ich höre mit Befriedigung, dass Italien den Krieg an der Seite der Deutschen weiterführen wird. Die deutsche Regierung hat niemals an Ihrer Aufrichtigkeit gezweifelt.»

Und noch einmal wiederholte Guariglia auf die ausdrückliche Frage Ribbentrops: «Es hat nie irgendeine Verhandlung mit den Alliierten gegeben und es wird auch in Zukunft nie verhandelt werden.»

Badoglio hat nur ein Ehrenwort

Die Unterredung zwischen Badoglio und Rahn fand am 3. September 1943 statt. Von italienischer Seite nahmen daran teil: Badoglio und ein italienischer Offizier als Dolmetscher, von deutscher Seite Rahn und ich. Badoglio empfing Rahn höflich, ja sogar mit einer gewissen Herzlichkeit. Dennoch standen sich der Chef der italienischen Regierung und der deutsche Botschafter wie zwei Gegner gegenüber, die sich gegenseitig abschätzten, jeden Augenblick bereit, die Feindseligkeiten zu eröffnen, wenn es notwendig sein sollte.

Rahn sprach zunächst davon, dass es ihm eine hohe Ehre sei, die persönliche Bekanntschaft Marschall Badoglios zu machen, und betonte die hohe Bewunderung, die ihn für das italienische Volk gerade in dieser schweren Zeit erfülle. In seiner diplomatischen Laufbahn habe er die Erfahrung gemacht, dass es immer am besten sei, freimütig und offen zu

sprechen. Er sei sich darüber klar, dass die Situation Italiens alles andere als einfach sei, aber er sei der Auffassung, dass auch aus der schwierigsten Lage ein Ausweg gefunden werden könne, wenn auf beiden Seiten der gute Wille vorausgesetzt werden dürfe. Es sei nur allzu verständlich, dass man in Deutschland von dem Sturz Mussolinis sehr betroffen gewesen sei. Mussolini war der Exponent der Achsenpolitik, und dieser Exponent war überraschend beseitigt worden. Der Sturz war auf schwere militärische Rückschläge gefolgt, und diese militärischen Misserfolge, wie z.B. die Niederlage in Sizilien, waren zweifellos darauf zurückzuführen, dass der italienische Widerstand unzureichend gewesen war, von den grossen Mängeln in der Bewaffnung, Motorisierung und Ausbildung der italienischen Verbände ganz abgesehen. Noch auf weitere Umstände wolle er den Marschall hinweisen, so z.B. darauf, dass einige italienische Korps in Oberitalien die mit dem deutschen Generalstab vereinbarten Bewegungen nicht ausgeführt, dafür aber Positionen eingenommen hatten, die ernstlich den Gedanken nahelegten, dass ihre Verlegung im Zusammenhang mit anti-deutschen Absichten steht. Darüber hinaus hatten die italienischen Truppen die Brenner-Strasse praktisch in Verteidigungszustand gesetzt, und das liess sich wohl kaum mit der Furcht vor einer bevorstehenden anglo-amerikanischen Offensive erklären. Schliesslich waren sogar Fälle von Sabotage vorgekommen, wie z.B. die absichtliche Verzögerung bei der Übermittlung telegrafischer Befehle, die Unterbrechung von Telefonkabeln usw. Dadurch würden natürlich die Zwistigkeiten und das Misstrauen zwischen den Generalstäben der

Achse vermehrt, und insbesondere wurde die Lage von Rommel, der den Oberbefehl nördlich des Apennins übernommen hatte, schwierig.

Diese Situation war alarmierend und gab dem deutschen Hauptquartier zu denken. Er, Rahn, teile jedoch das allgemeine Misstrauen und den allgemeinen Pessimismus nicht. Er glaube vielmehr, dass es sich nur um Missverständnisse handele, die bei einem Bündnis immer möglich seien und sich in Augenblicken der Krise besonders verschärften. Er glaube, dass diese Missverständnisse rein militärischen und keineswegs politischen Charakter trügen, zumal Badoglio gleich nach dem Sturz Mussolinis so bestimmte und eindeutige Erklärungen abgegeben habe. Er hoffe glühend, zur Beseitigung dieser Missverständnisse beitragen zu können, wie er es ja schon in einer Unterredung mit General Ambrosio vorgeschlagen habe, indem er sich als Friedensstifter zwischen den Generalstäben und Kommandobehörden angeboten habe, ohne einen bestimmten vorgefassten Plan, aber in der Gewissheit, dass ihm dieses Werk der Vermittlung und Verständigung gelingen werde, wenn ihm dabei die Unterstützung des Marschalls nicht versagt bliebe.

Badoglio antwortete zunächst mit der Bemerkung, dass er auf den Posten des Ministerpräsidenten berufen wurde in einem Augenblick, wo er es absolut nicht erwartete, sondern völlig überrascht war. Er wies auf die Reaktion der öffentlichen Meinung in Italien nach dem Sturz Mussolinis hin. Im ganzen Land hatten spontane Kundgebungen der Freude stattgefunden. Er unterstrich, dass die neugeschaf-

fene Situation vom Volk selbst herbeigeführt worden war und nicht als das Werk einer bestimmten Clique oder Schicht angesehen werden könne. Die Spannungen zwischen den Militärs stritt er zwar nicht rundweg ab, aber er ging auch nicht näher auf sie ein, sondern versuchte vielmehr, das Thema unter den Tisch fallen zu lassen, indem er versicherte, dass es sich um Zwischenfälle handle, die mit ein wenig Verständnis und guten Willen auf deutscher Seite leicht bereinigt werden könnten. Wenn der Botschafter dafür seine Dienste als Vermittler zur Verfügung stellen wolle, so würde er, Badoglio, ihm sehr dankbar sein.

Badoglio billigte den Grundsatz, mit Offenheit zueinander zu sprechen. Das entspräche seinem Wesen schon deshalb, weil er Soldat und kein Politiker sei. Er stelle ausdrücklich fest, dass die Entwicklung der innerpolitischen Situation in Italien nicht den geringsten Einfluss auf die von ihm früher abgegebenen Erklärungen haben könne. Der Krieg würde an der Seite Deutschlands bis zur Erringung des Endsieges fortgesetzt.

Nach dieser Feststellung machte Badoglio eine Pause, als wünsche er die Audienz zu beenden. Auch ich hatte den Eindruck, dass die Zusicherungen des Marschalls noch über das hinausgingen, was Rahn zu hoffen gewagt hatte, als er um die Unterredung mit ihm nachsuchte. Aber der Botschafter blieb sitzen, als warte er noch auf etwas.

Badoglio sprach nun weiter und sagte etwa: «Ich bin mir durchaus darüber im Klaren, dass man in Deutschland nach den Ereignissen in Italien über die zukünftige italienische Haltung Besorgnisse hegt. Deshalb möchte ich die Auf-

merksamkeit der deutschen Regierung auf die fundamentale Tatsache hinlenken, dass die italienische Regierung von mir, dem Marschall Badoglio, geführt wird. Mackensen, Pétain und ich sind die ältesten Marschälle in Europa und die Repräsentanten seiner soldatischen Ehre. In Berlin kann und darf man nicht darüber hinwegsehen, dass ein Wort, das Badoglio gegeben hat, keine Zweideutigkeit enthält. Ich habe wie Mackensen und Pétain nur ein Ehrenwort. Haben Sie bitte Vertrauen!»

Diese Erklärung gab Badoglio in einem würdevollen und überzeugenden Tone ab, Auge in Auge mit Rahn. Rahn erhob sich, dankte, und die Unterredung war beendet. Badoglio begleitete den Botschafter des Reiches bis an die Tür seines Amtszimmers. Dort drückte er seine Hand freundschaftlich mit beiden Händen und verabschiedete ihn mit diesen Worten: «Sie werden schon sehen, es renkt sich alles ein. Kommen Sie zu mir, so oft Sie wollen, ich bin immer für Sie da.»

Als er aus dem Palazzo Viminale herauskam, blieb Rahn einige Minuten schweigsam und erst, nachdem er im Wagen Platz genommen hatte, fragte er mich: «Nun, was ist Ihre Meinung?»

Ich antwortete: «Ich halte es für ausgeschlossen, dass die Erklärungen Badoglios nicht aufrichtig sind, und ich glaube, Sie dürfen nach dieser Unterredung die Dinge mit einem gewissen Optimismus ansehen.»

Rahn sagte nichts weiter als: «Auch ich bin befriedigt.»

Der König ist lebenswürdig und unbefangen

Die Atmosphäre, in der das Gespräch zwischen dem Chef der italienischen Regierung und dem deutschen Botschafter geführt worden war, liess neue Hoffnungen aufkommen, Rahn beeilte sich, die Reichsregierung ins Bild zu setzen. Trotzdem war man auf der Hut, und Rahn besprach mit Kesselring alle Vorkehrungsmassnahmen für den Fall, dass Italien zu den Alliierten übergehen sollte. Er verhandelte auch mit General Student, dem Kommandeur der Fallschirmjäger, Student war wie die meisten militärischen Führer der Meinung, dass Badoglio ein falsches Spiel trieb und der Frontwechsel von einem Augenblick zum anderen zu erwarten war. Bloss Kesselring zeigte einen gewissen Optimismus, Ein grosses Geheimnis war der derzeitige Aufenthaltsort Mussolinis. Gesandter von Doernberg, der Chef des Protokolls der Wilhelmstrasse, kam überraschend aus Berlin mit

dem Sonderauftrag, diese Frage zu klären. Sie lag Hitler besonders am Herzen und beschäftigte daher alle deutschen Dienststellen auf das Lebhafteste. Trotzdem wurde auf höheren Befehl selbst in den vertraulichsten Telegrammen zwischen Rahn und Ribbentrop das Thema Mussolini nicht berührt. Das letzte Telegramm, das den Namen Mussolini erwähnte, lag noch in der Zeit, wo Bismarck die Geschäfte der Botschaft führte. Es handelte sich dabei um die Absendung der gesammelten Werke von Nietzsche, die Hitler für seinen Freund als Geburtstagsgeschenk bestimmt hatte und die er durch die Regierung Badoglio dem Gefangenen zukommen lassen wollte.

Kappler, dem besondere Kommandos der deutschen Polizei und italienische Agenten zur Verfügung standen, hat später behauptet, er sei über alle Bewegungen Mussolinis ständig genau im Bilde gewesen.

Es lässt sich schwer sagen, wie die Reichsregierung sich endgültig zur italienischen Regierung und zu Mussolini verhalten hätte, wenn der Waffenstillstand mit den Alliierten am 8. September nicht gekommen wäre. Es ist nur festzustellen, dass bis zu diesem Augenblick seitens der deutschen Regierung, jedenfalls soweit ihre Vertreter in Italien damit befasst wurden, noch keine endgültigen Entschlüsse gefasst worden waren, Mussolini zu befreien oder die Regierung Badoglio zu beseitigen. Rahn war der Auffassung, dass ein deutscher Handstreich zur Befreiung Mussolinis erst dann unternommen werden dürfe, wenn der Bruch des Bündnisses von italienischer Seite vorausgegangen sei.

Am späten Vormittag des 8. September wurde Rahn in der

Villa Savoia vom König empfangen. Er ging allein dorthin. Der Audienz wurde in diesem Augenblick von deutscher Seite grosse Bedeutung beigemessen. Der König zeigte sich unbefangen, liebenswürdig und gesprächig. Er brachte die Unterhaltung auf Cavour und andere hervorragende italienische Staatsmänner. Die Audienz spielte sich in einer freien, ungezwungenen Atmosphäre ab. Zum Schluss, als Rahn auf die mit Badoglio besprochenen Punkte anspielte, erklärte der König, dass er die politischen Fragen nur weiter mit dem Marschall behandeln sollte, der sein volles Vertrauen genösse. «Persönlich ist meine Überzeugung, dass Italien den Verpflichtungen, die es mit Deutschland eingegangen ist, treu bleiben muss.»

Die Erklärung, die diesmal von dem König persönlich ausgesprochen wurde, betrachtete Rahn als eine Bestätigung dafür, dass die Aufrechterhaltung des deutschitalienischen Bündnisses auch unabhängig vom Faschismus immer noch möglich war.

Am Abend zuvor, am 7. September, hatte Rahn seinen Standpunkt Baron von Weizsäcker, dem Vertreter Deutschlands beim Heiligen Stuhl, dargelegt, der mit seinem Mitarbeiter, Legationsrat von Kessel, zum Essen in die Botschaft gekommen war. Das Zusammensein verlief in bester Stimmung. Niemand von uns hatte das Gefühl, dass etwas Besonderes in der Luft lag.

Nachdem die Gäste sich verabschiedet hatten, begleitete ich Rahn in seine Privaträume. Ich hatte ihm eine wichtige Mitteilung zu machen, die mich in dem Augenblick erreicht hatte, als ich mich zu Tisch setzte. Es handelte sich um eine Meldung, wonach einige italienische Offizier sich im Flug-

zeug nach Sizilien begeben hatten, um dort die anglo-amerikanischen Linien zu erreichen und die Anordnungen entgegenzunehmen, durch die der Waffenstillstand in Kraft gesetzt werden sollte. Die Ungenauigkeit der Information und die Art und Weise, in der sie uns zugetragen worden war, boten gewiss keine Gewähr für ihre Richtigkeit. Dennoch befahl mir der Botschafter, sie mit den entsprechenden Vorbehalten am folgenden Morgen nach Berlin weiterzuleiten. Diese Anordnung sollte von dem Ablauf der Ereignisse überholt werden.

Wenn die Meldung wirklich nach Berlin gegangen wäre, hätte sie dort eine andere bestätigt, die Oberstleutnant Fritz Kramer, der Chef des deutschen Nachrichtendienstes in Lissabon, geschickt hatte. Dieser hatte rechtzeitig die Ankunft einer italienischen Mission in Lissabon und ihr Zusammentreffen mit einer englischen Abordnung nach Berlin berichtet. Oberstleutnant Kramer hatte gut gearbeitet, aber umsonst, denn der Botschaft in Rom, die am allerehesten daran interessiert gewesen wäre, wurde diese Meldung niemals mitgeteilt. Das OKW hatte den Funkspruch in den Papierkorb geworfen und an Kramer zurückgefunkt: «Meldungen dieser Art müssen mit der grössten Vorsicht weitergegeben werden, weil sie geeignet sind, die Festigkeit der Achse zu gefährden. Die Reichsregierung ist nicht geneigt, Nachrichten über einen bevorstehenden Verrat entgegenzunehmen.»

Die Antwort des OKW kann nicht überraschen, wenn man die Mentalität seiner führenden Köpfe kennt. Von ähnlichen Fällen sei nur einer, der allerdings besonders bezeich-

nend ist, angeführt. Vor der Landung der Amerikaner in Casablanca waren aus italienischer und deutscher Quelle Meldungen gekommen, die mit ziemlicher Genauigkeit von einer bevorstehenden Operation grossen Stils gegen die afrikanische Küste sprachen» Das OKW erwiderte, dass die Jahreszeit für Landungsmanöver schon vorüber und die See zu bewegt wäre, um noch den Versuch irgendeiner Landung an der atlantischen Küste zu gestatten.

Sie dementieren bis zum letzten Augenblick

Am 8. September frühstückte ich mit dem Botschafter, bevor er sich zum König in die Villa Savoia begab. Rahn, der im Allgemeinen traumlos schlief, erzählte mir, dass er einen schweren Traum gehabt habe. Ein Mann war in sein Zimmer getreten und hatte versucht, ihn zu erwürgen. Er hatte mit ihm gerungen, bis er schliesslich aufgewacht war. Nachher konnte er nicht wieder einschlafen. Dieser Traum hatte in dem Botschafter eine gewisse Nervosität und Entmutigung hinterlassen. «Was wird uns der 8. September bringen?» fragte ich, nachdem ich Rahn zugehört hatte. «Machen Sie mir keinen Kummer!» antwortete er.

Meine Bemerkung war nicht zufällig. Die 8 war für die Deutschen bei Ereignissen im Mittelmeer eine Unglückszahl. Am 8. Mai 1941 hatten die Kämpfe im Irak begonnen, am 8. Juni kapitulierte die Regierung von Rashid-el-Gailani, dem Freund Deutschlands, und die englischen

Truppen begannen ihren Vormarsch in Richtung auf Aleppo und Beirut, Am 8. Juli hatte die Vichy-Regierung Syrien aufgeben müssen. Am 8. November 1942 waren die Alliierten in Oran gelandet, am 8. Mai 1943 waren die Deutschen gezwungen, Tunis aufzugeben. Und Rahn war in allen diesen Ländern dabei gewesen.

Drei Stunden später mochte Rahn denken, dass tatsächlich der 8. seine unheilvolle Bedeutung beibehielt, als er sah, wie alliierte Luftwaffenverbände in starken Wellen Frascati angriffen. Er verfolgte das schreckliche Schauspiel vom kleinen Turm des Botschaftsgebäudes aus und war sehr niedergeschlagen. Die Flammen und der Rauch, die sich über Frascati erhoben, und die Unterbrechung aller Telefonleitungen waren die Anzeichen einer drohenden Krise. Und trotzdem konnten weder Rahn noch seine anwesenden Mitarbeiter ahnen, dass diese apokalyptische Szene erst der Anfang eines langen Tages des Unheils und der Enttäuschungen war.

Nachmittags um 15,30 Uhr sassen Rahn, zwei italienische Marineoffiziere und ich in der Botschaft beim Kaffee. Der eine von ihnen, Korvettenkapitän Simen, war ein alter Bekannter von Rahn, mit dem ihn seit vielen Jahren eine aufrichtige Freundschaft verband. Man sprach von der Situation auf der Halbinsel. Simen hielt sie nicht für gefährlich und glaubte nicht an ein unmittelbar bevorstehendes Abspringen der Italiener. Diese Meinung von Simen hatte für Rahn besondere Bedeutung, denn er galt ihm als treu und zuverlässig.

Plötzlich klingelte das Telefon: Die Adjutantur des Reichs-

aussenministers. Der Minister wünschte persönlich mit dem Botschafter zu sprechen. Rahn blieb etwa drei Minuten am Apparat. Je länger das Gespräch dauerte, desto mehr nahm sein Gesicht einen düsteren und sorgenvollen Ausdruck an. Schliesslich sagte er: «Ich kann es kaum glauben, Herr Minister, ich habe heute Morgen den König gesehen, er hat mir versichert, dass Italien den Krieg an der Seite Deutschlands weiterführen wird.»

Nach Beendigung des Telefonats war Rahn ziemlich ausser Fassung. Er unterrichtete die Anwesenden, dass Ribbentrop Informationen über eine angebliche italienische Kapitulation besass. Der englische Reuter-Dienst hatte eine Meldung darüber angekündigt.

Der Botschafter setzte sich unverzüglich telefonisch mit dem Palazzo Chigi in Verbindung und verlangte den Ausenminister Guariglia zu sprechen. Er erhielt die Antwort, dass Guariglia nicht da wäre. Es kam Botschafter Rosso an den Apparat, der ohne Weiteres die Meldung dementierte und versicherte, es handle sich wahrscheinlich um einen anglo-amerikanischen Versuch, Verwirrung zu stiften und Italien in Misskredit zu bringen.

Simen, der bei Rahn geblieben war, teilte die Ansicht von Rosso und bemühte sich, den Botschafter zu beruhigen. Rahn rief Ribbentrop an und beruhigte ihn seinerseits. Und Ribbentrop wiederum tat dasselbe mit Hitler.

Es vergingen ungefähr 20 Minuten, bis das Telefon abermals läutete. Es war wieder Ribbentrop, der sofort auf Rahn einredete: «Hören Sie, Rahn, die Funkmeldungen häufen

sich, und alle bestätigen die Nachricht. Die Hartnäckigkeit, mit der die feindlichen Dienste sie verbreiten, ist derartig auffällig, dass mir Ihr Dementi nicht mehr genügt.»

Rahn versicherte, dass er, um klar zu sehen, mit dem italienischen Generalstab Verbindung aufnehmen werde. Roatta schien zunächst überhaupt nicht zu verstehen, was ihm mitgeteilt wurde. Er sprach von einer Unterstellung und setzte ihr ein entschiedenes formelles Dementi entgegen, ja, er versäumte nicht, hinzuzufügen, es stimme ihn bitter, zu sehen, wie die Deutschen auf den plumpsten Trick der Alliierten hineinfielen.

Kurze Zeit darauf hatte Roatta ein Gespräch mit Kesselring und gab ihm dabei das Ehrenwort, dass kein Waffenstillstand abgeschlossen worden wäre.

Auf das Dementi von Roatta liess Rahn ein weiteres Telefongespräch nach Berlin folgen, in dem er neue beruhigende Versicherungen abgab, die Ribbentrop sofort an Hitler weiterleitete. An diesem Tage weilten beide in Berlin, Ribbentrop im Auswärtigen Amt, Hitler in der Reichskanzlei.

Es verging wieder eine halbe Stunde, dann kam der nächste Anruf von Ribbentrop: «Rahn, diesmal sieht die Sache wirklich beunruhigend aus. Es häufen sich die Telegramme der verschiedensten Agenturen, die bestätigen, dass Italien den Waffenstillstand abgeschlossen und uns den Rücken gekehrt hat. Ausserdem wurde sogar angekündigt, dass Roosevelt heute Abend über die italienische Kapitulation sprechen wird, und dass seine Rede von dem Sender Casablanca übertragen werden soll.»

Rahn, der nun äusserst nervös geworden war, versicherte Ribbentrop, dass er die Situation so gründlich wie möglich klären würde. Er liess sein Auto kommen und fuhr zum Palazzo Chigi. Es war um 5 Uhr nachmittags. Er verlangte in sehr energischem und bestimmtem Ton Guariglia zu sprechen. Er wurde sofort empfangen. Der Aussenminister war bleich und unsicher. Er liess Rahn Platz nehmen und sagte ihm: «Ihr Besuch kommt mir sehr gelegen, denn ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen: Ich habe die Ehre, Sie davon in Kenntnis zu setzen, dass die italienische Regierung mit den Alliierten den Waffenstillstand abgeschlossen hat.»

Rahn platzte heraus: «Das ist Verrat!»

«Ich protestiere gegen das Wort Verrat. Das italienische Volk hat in diesem Krieg schon mehr geleistet als menschenmöglich war, und niemand darf es beleidigen.» Rahn antwortete in höchster Erregung: «Ich beschuldige nicht das italienische Volk sondern diejenigen, die es in diese unwürdige Lage gebracht haben. Dieser Entschluss der italienischen Regierung wird noch schwer auf dem künftigen Schicksal Italiens lasten.»

Nach diesen Worten stand er auf und ging ohne Gruss hinaus. Er kehrte zur Botschaft zurück, wo ihn noch dieselben Personen erwarteten, die dem Ablauf der Ereignisse seit dem ersten Anruf von Ribbentrop beigewohnt hatten. Zu den beiden italienischen Marineoffizieren und zu mir sagte er, als er den Salon wieder betrat: «Halten Sie sich fest, sie haben wirklich kapituliert!»

Rommel denkt nur an Rückzug

Unmittelbar, nachdem die italienische Kapitulation bekannt geworden war, wurde eine Konferenz der wichtigsten Beamten der Botschaft zusammengerufen. Auch Generalmajor Toussaint, der kurze Zeit vorher General von Rintelen als Militärattaché ersetzt hatte, nahm daran teil. Alle waren der Meinung, dass man Rom sofort verlassen müsse. Berlin gab sein Einverständnis mit der Rückführung der diplomatischen Vertretung. Kesselring erklärte, es sei ihm unmöglich, den Schutz der deutschen Diplomaten in Rom zu gewährleisten, wenn nicht das gesamte Personal der Botschaft sich nach Frascati zurückzöge.

Von italienischer Seite wurden nicht die geringsten Schwierigkeiten gemacht. Es wurde ein Sonderzug zur Verfügung gestellt. Man knüpfte daran nur die Bitte, dass das Personal der italienischen Botschaft in Berlin und die dortige italienische Kolonie ebenso behandelt würden.

Die Abreise des Sonderzuges wurde auf die zeitigen Morgenstunden des 9. September festgesetzt. Die Nacht vom 8. zum 9. September verlief in der deutschen Botschaft in fieberhafter Tätigkeit. Abgesehen von den dienstlichen Obliegenheiten versuchte jeder auch seine persönlichen Fragen zu regeln. Über die Autos und Bankkonten wurden zahllose Abmachungen mit italienischen und neutralen Freunden getroffen. Dokumente und Funkschlüssel wurden verbrannt. Kanonenschüsse waren in immer grösserer Nähe zu hören und die phantastischsten Gerüchte über Kämpfe, die sich westlich vor den Toren Roms abspielen sollten, waren im Umlauf. Der Zug, der vom Aussenministerium zur Verfügung gestellt worden war, stand von drei Uhr morgens ab auf dem Bahnhof Termini bereit. Traditionsgemäss verliess Rahn als Letzter die Botschaft, um sich der abfahrenden Kolonne anzuschliessen.

Nur Kappler, der Vertreter des SD in Rom, stieg mit seinen Untergebenen nicht in den Zug ein. Er erklärte, Rahn, dass seine vorgesetzte Dienststelle ihm befohlen hätte, unverzüglich nach Deutschland zurückzukehren, dass er aber nicht den von der italienischen Regierung festgesetzten Weg nehmen könnte, weil es nötig wäre, mit seinen Agenten in Norditalien noch einmal Verbindung aufzunehmen.

Der Diplomatenzug hielt zum ersten Mal in Terni. Man sah deutlich die Zerstörungen, die auf den Gleisen und Bahnanlagen angerichtet waren, aber in der seelischen Verfassung, in der wir uns befanden, konnten wir nicht beurteilen, ob die Unterbrechung auf Luftangriffe zurückzuführen war

oder auf Befehle, die von den italienischen Behörden gegeben wurde.

Auf einigen Bahnhöfen und entlang den Gleisen waren verstreute italienische Patrouillen zu bemerken, aber sie verursachten nicht den geringsten Zwischenfall und verhielten sich äusserst korrekt.

Als Vertreter des italienischen Aussenministeriums fuhr ein junger Legationssekretär, der perfekt Deutsch sprach, in dem Zuge mit. Er hatte den Auftrag, die Diplomaten, wenn nötig, zu schützen, und alles zu tun, um die Fahrt des Zuges zu erleichtern. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit viel Geduld und grossem Takt. Während der Reise, die mit verschiedenen Aufenthalten im Ganzen drei Tage dauerte, blieben wir praktisch ohne jede Nachricht über die Lage in Italien, bis wir endlich Verona erreichten.

Während sich so unsere Verlegung nach Norden vollzog, hatten die Mitglieder der italienischen Botschaft in Berlin die Hauptstadt in Richtung Italien verlassen. Doch dem relativ guten Willen, den die italienische Regierung und die Behörden uns gegenüber bewiesen, entsprach nicht die Behandlung, die den italienischen Diplomaten seitens der deutschen Regierung zuteil wurde. Sie waren zahllosen Unannehmlichkeiten ausgesetzt und wurden schliesslich in München festgehalten, um dort weitere Entscheidungen abzuwarten. Niemand von denen, die von Berlin abgereist waren, erreichte damals Italien.

Was uns angeht, so erfuhren wir bei unserer Ankunft in Verona, dass die deutsche Wehrmacht in Italien nahezu völlig Herr der Lage war, nachdem sie die Auflösung der militäri-

schen Verbände des Königsreiches herbeigeführt hatte. Es war überall verhältnismässig ruhig, insbesondere in Rom. Es kamen die Nachrichten, dass der König, Badoglio, Ambrosio und Roatta Rom verlassen hätten und dass Mussolini von Skorzeny in einem kühnen Handstreich befreit worden war.

In Verona erreichte Rahn die Anweisung aus Berlin, sofort nach Rom zurückzukehren. Für die Rückreise wurde ihm ein Flugzeug zur Verfügung gestellt. Es handelte sich um dieselbe Maschine, die Rahn schon nach Syrien und Tunis gebracht hatte, eine He 111 mit Spezial-Ausrüstung, die Ribbentrop und seinen Beamten zur Verfügung stand. Rahn, ein wenig abergläubisch, war nicht sehr erfreut, als er die Maschine vor sich sah, mit der er schon zweimal zu einem wenig vom Glück begünstigten Kriegsschauplatz geflogen war. Seine Stimmung verschlechterte sich noch, als der Pilot Zywina, ein Ass der zivilen Luftfahrt, trocken bemerkte: «Aller guten Dinge sind drei.»

Rahn sah die Übergabe Roms in naher Zukunft voraus, und es bewegten ihn die gleichen Sorgen, die zur selben Stunde vielen Diplomaten der Wilhelmstrasse durch den Kopf gingen.

Vor der Abreise von Verona hatte Rahn eine Besprechung mit Rommel. Es wurden die Vorbereitungen für die Niederlassung der deutschen Botschaft am Gardasee erörtert, und Rahn stellte dem Feldmarschall den Legationsrat Bock als seinen Stellvertreter für Norditalien vor. Es wurde auch über die jüngsten Ereignisse und die dadurch entstandene politische Lage gesprochen. Von dieser Begegnung kehrte

Rahn in schlechtesten Stimmung zurück, wie von da an jedesmal, wenn er eine Unterredung mit Rommel hatte. Dieser hatte wenig Verständnis oder Gefühl für Dinge, die außerhalb der soldatischen Sphäre lagen. Hartnäckige Sturheit und unabänderlich vorgefasste Meinungen kennzeichneten seine Haltung. Selbst auf militärischem Gebiet war es schwierig, von Rommel klare Antworten zu bekommen, denn nach seinem Misserfolg in Afrika war er verschlossen und unzugänglich geworden, als ob er ständig von einer Rückzugspsychose beherrscht würde. Er interessierte sich nur für die verschiedenen Etappen, in denen sich der Rückmarsch nach Deutschland vollziehen musste. Er sah ihn als unvermeidlich und unmittelbar bevorstehend an. Mit dem Argwohn des Unterlegenen hörte er nicht auf, in Kesselring einen der Haupturheber seines Unglücks zu sehen, und das komplizierte die Situation noch erheblich.

Abgesehen von seiner übertriebenen Nervosität war der Standpunkt Rommels nicht einmal ganz von der Hand zu weisen und beruhte sicher auf gründlicher persönlicher Erfahrung mit den technischen Mitteln und Möglichkeiten der Alliierten. Aber diese grundsätzlich pessimistische Auffassung konnte sich niemals mit der von Rahn decken, denn der Botschafter war erfüllt von dem glühenden Wunsch, der Niederlage durch eine politische Aktion zuvorzukommen und wollte es nicht hinnehmen, dass ein verantwortlicher militärischer Führer eine Stimmung des passiven Defaitismus um sich verbreitete und resigniert die Überlegenheit des Feindes anerkannte.

Die Parteiführer begeben sich in Sicherheit

Am 12. September um 17 Uhr landete unsere Maschine auf dem Flughafen Ciampino bei Rom. Die Villa Wolkonsky, der Sitz der Deutschen Botschaft, fanden wir in ein regelrechtes Biwak verwandelt vor. Generalmajor Stahel von der Flakartillerie, der von Kesselring zum Stadtkommandanten von Rom ernannt worden war, hatte von dem Haus Besitz ergriffen und sich mit seiner Kommandantur eingerichtet. Ausserdem hatte er dort noch die SS zusammengezogen, die Fallschirmjägereinheiten, die Mitglieder der deutschen Kolonie, die in Rom geblieben waren, und überhaupt alle Deutschen, die allein oder in Gruppen um Unterkunft gebeten hatten.

Es herrschte auch nicht die Spur von Autorität sondern vollständige Verwirrung und eine unbeschreibliche Unordnung. Jeder tat, was ihm gerade einfiel.

Die Aufenthalts- und Repräsentationsräume waren voll von



Die letzte Partie war nicht mehr zu gewinnen



Botschafter von Mackensen glaubte, was die Italiener ihm sagten

Unbekannten, Deutschen und Italienern, die uns misstrauisch betrachteten, als ob wir die Eindringlinge wären. Im Garten lagerten die Fallschirmjäger. Mitten in den Blumenbeeten lagen vier tote deutsche Soldaten. Sie waren in den Kämpfen um die Stadt gefallen und von ihren Kameraden hierher gebracht worden.

Es dauerte lange, ehe es uns möglich war, wenigstens einigermaßen die Ordnung in den Räumen und auf dem Grundstück der Botschaft wiederherzustellen.

Die erste Unterredung zwischen Stahel und Rahn, die unmittelbar nach dem Wiedereintreffen Rahns in der Botschaft stattfand, verlief nicht sehr angenehm und war alles andere als herzlich. Rahn war Diplomat und Stahel Soldat. Schon daraus ergab sich ihre grundsätzlich entgegengesetzte Auffassung von den Dingen. Es war das Verdienst von Rahn, dass er sich nicht von dem ersten Anschein ins Bockshorn jagen liess. Es gelang ihm, durch Ruhe und Geschicklichkeit Stahel die Lage immerhin soweit klarzumachen, dass er etwas zugänglicher wurde. Stahel selbst erkannte später loyalerweise an, dass Rahn ihm an diesem Tage sehr geholfen hatte, seine Stellung und Aufgabe als militärischer Kommandant einer so aussergewöhnlichen Stadt wie Rom, der Residenz des Papstes, zu begreifen.

Die ständige Anwesenheit der verschiedenen deutschen Dienststellen und Einheiten am Sitz der Botschaft war gewiss unerfreulich genug, aber das Hauptproblem blieb doch die politische Situation in Italien. Mussolini war inzwischen befreit worden und befand sich in Deutschland zu Bespre-

chungen mit Hitler. Rahn widmete sich zunächst der Aufgabe, die Botschaft wieder arbeitsfähig zu machen.

Auch die ersten Mitarbeiter von Mussolini hatten sich in der Villa Wolkonsky niedergelassen, wohin sie nach ihrer Befreiung aus dem Gefängnis von den Deutschen gebracht worden waren. Sie trugen an sich noch alle Merkmale der eben überstandenen Haft, Sie waren unrasiert und hatten Haare, denen man ansah, dass sie lange nicht mit der Schere in Berührung gekommen waren. Ohne Jackett, ohne Kragen, das Hemd offen, die Ärmel hochgekrempelt und in Pantoffeln gingen sie umher. Im Gegensatz zu ihrem Äusseren war ihre Stimmung sehr gehoben. Sie redeten mit lauter Stimme, gestikulierten, machten Witze, schlugen sich kräftig auf die Schultern, erzählten sich die neuesten Gerüchte, kurz und gut, es war ein Mordsbetrieb.

Uns, die wir diese Leute beobachteten und uns unsere Gedanken über sie machten, fielen besonders Buffarini und Barracu auf: Der eine ebenso durch den wuchtigen Umfang seiner Figur wie durch die Unverfrorenheit, mit der er sich schon als Minister des Inneren bezeichnete, der andere durch die schwarze Binde über dem einen Auge sowie durch sein theatralisches Gebahren, Er lief mit einer Maschinenpistole herum, die in diesem Augenblick vollkommen überflüssig war, und kündigte für alle Verräter der verflossenen und der künftigen faschistischen Regierung fürchterlichste Vergeltung an. Alle diese Männer waren Rahn persönlich unbekannt. Sehr prominente Gäste vielleicht, aber in diesem Augenblick reichlich unbequem. Was sollte man mit diesen dreissig oder vierzig Leuten machen, die alle ausführlich mit dem Botschafter zu sprechen

wünschten und denen Rahn auf ihre Fragen keine Antwort geben konnte? Der Vorschlag, jeder sollte in sein eigenes Haus zurückkehren, um dort abzuwarten, bis die Situation sich in irgendeiner Weise geklärt hätte, wurde abgelehnt. Alle weigerten sich, weil sie in der Stadt ihre persönliche Sicherheit für bedroht hielten, zumal Stahel diese Auffassung unterstützte.

Es wurde ihnen nun nahegelegt, sich nach Frascati unter den Schutz der deutschen Truppen zu begeben, Kesselring hatte die Verpflichtung übernommen, so gut es eben möglich war, für die Ernährung und Unterbringung der Parteiführer zu sorgen, trotz der Bombenschäden, die in diesem Gebiet angerichtet worden waren. Auch dieser Vorschlag wurde nicht mit besonderer Begeisterung aufgenommen. Während man noch darüber beriet, kam eine Meldung, dass zwei starke Kolonnen bewaffneter Italiener sich zusammengerotet hätten, um die Villa Wolkonsky zu stürmen. Diese Nachricht kam mir wie gerufen. Mit dem Einverständnis des Botschafters versammelte ich die faschistischen Parteigrößen im Salon der Botschaft und unterrichtete sie von der Gefahr. Ich bat diejenigen, die sich in der Lage fühlten, an der Verteidigung der Botschaft teilzunehmen, in den Raum nebenan zu gehen, wo sie Waffen empfangen und eingeteilt werden würden. Die anderen, die wegen ihres Alters, ihrer geschwächten Gesundheit oder wegen der Unerfahrenheit im Gebrauch der Waffen untauglich wären, sollten den Lastwagen benutzen, der mit ausreichender Bedeckung sofort nach Frascati abgehen würde.

Die Parteiführer müssen in der Handhabung von Waffen nicht sehr geübt gewesen sein, denn die Mehrzahl entschied sich dafür, nach Frascati abzufahren. Und die anderen folgten ihnen aus Solidarität, Auch Barracu mit seiner Maschinenpistole zog es vor, sich unter den Schutz von Kesselring und seinen Truppen zu begeben.

Warum Cavallero Selbstmord beging

Am Tage nach dem dramatischen Auszug der Parteiführer kam die unerwartete Nachricht, dass General Cavallero Selbstmord begangen hatte. Der frühere Stabschef der italienischen Armee hatte nach seiner Befreiung aus dem Gefängnis in der Botschaft gewohnt und war zusammen mit den anderen Prominenten nach Frascati abgefahren. Die offizielle Version, die in der Presse und im Rundfunk verbreitet wurde, lautete, Cavallero hätte sich getötet, weil er die Schande des Verrates und der Kapitulation nicht überleben wollte. Aber dieses Motiv wurde in Wirklichkeit von niemandem recht geglaubt. Die öffentliche Meinung vermutete dahinter die deutsche Propaganda, und so war es auch, Kesselring dagegen erklärte sofort, dass Cavallero den Tod gesucht habe, um nicht unter Mussolini den Oberbefehl über die italienischen Truppen übernehmen zu müssen, Dollmann, der politische Beauftragte Himmlers in Rom,

kommentierte den Tod des italienischen Marschalls mit folgenden Worten: «Dieser Selbstmord mit dem Blick auf Rom entbehrt nicht einer gewissen Grösse.»

Kappler, der Befehlshaber des SD, der grundsätzlich davon überzeugt war, dass das Leben eines Einzelnen gegenüber der Sache des Nationalsozialismus wenig zählte, hätte es gewiss im vertrauten Kreise zugegeben, wenn es sich um eine Liquidation gehandelt hätte. Aber wie alle eingeweihten Personen hat auch Kappler immer nur von einem Selbstmord gesprochen.

Cavallero war am Abend des 25. Juli 1943 auf Befehl von Badoglio festgenommen worden. Er wurde in das Fort Boccea eingeliefert als Häftling zur Verfügung des Regierungschefs. Erst am folgenden Morgen erfuhr er von dem Staatsstreich gegen Mussolini und war ausserordentlich verblüfft. Er sagte zu Buffarini: «Ich glaubte, dass ich auf Befehl Mussolinis verhaftet worden wäre.»

Den Offizieren des Forts versicherte er im Hinblick auf den Sturz des Duce: «Seit 11 Monaten war ich dabei, dasselbe Unternehmen vorzubereiten, und ich könnte das mit dem Zeugnis höchster Persönlichkeiten belegen.» Am 27. Juli wurde Cavallero freigelassen. Am 16. August wurde er erneut verhaftet. Er blieb im Fort Boccea bis zum 12. September und wurde dann von den Deutschen zusammen mit den anderen politischen Häftlingen befreit.

Am 28. August begab sich General Carboni in das Fort und verhörte Cavallero einige Stunden lang. Bei dieser Gele-

genheit schrieb Cavallero seine berühmte Denkschrift und übergab sie Carboni» Die Denkschrift liess Badoglio bei der Flucht nach Pescara auf seinem Schreibtisch liegen, und so fiel sie den Deutschen in die Hände« Die Denkschrift war der Beweis dafür, dass auch Cavallero versucht hatte, Mussolini *zu stürzen*. Im Augenblick seiner Befreiung durch die Deutschen hatte der Marschall seinen Freunden erklärt, dass er sich in einer tragischen Situation befände. Während des Aufenthaltes in der Villa Wolkonsky am Vormittag des 13. September war sein Verhalten aufgefallen. Er schien aufgeregt und vollkommen durcheinander zu sein. Er hatte Tränen in den Augen und man hörte, wie er zu Marschall Caviglia sagte: «Kümmere Dich um meine Frau!»

Der Selbstmord von Cavallero ist nur durch einen völligen Nervenzusammenbruch erklärlich, denn schwerlich wird ein Mann in seiner Situation zum Äussersten schreiten, wenn er seine Nerven noch in der Gewalt hat. Es scheint als ob Cavallero von dem Augenblick an, wo die Nachricht über die Befreiung Mussolinis eintraf, keinen Ausweg mehr sah. Das Wiedererscheinen des Duce nahm ihm jede Hoffnung.

Fürchtete Cavallero die Internierung? So viele bedeutende Politiker und Militärs, wie Daladier, Reynaud, König Leopold von Belgien, Schuschnigg, Nitti, Gamelin und andere waren schon von den Deutschen interniert worden, ohne körperlichen Misshandlungen ausgesetzt zu sein. Leon Blum zum Beispiel hatte sogar während der deutschen Internierung die Möglichkeit, eine neue Ehe zu schliessen, nachdem eine Frau von 30 Jahren sich bereitgefunden hatte,

seine mehr als 60 Jahre zu verschönen» Die Behandlung, die Hitler den prominenten Ausländern zuteil werden liess, bestand im Allgemeinen darin, Druck auf sie auszuüben, um ihre Mitarbeit zu gewinnen, oder sie in strenger Abgeschlossenheit zu halten, aber nicht in der systematischen Vernichtung»

Cavallero glaubte wohl, dass seine Situation als ehemaliger Verbündeter eine besondere war, und das mag ihn beunruhigt haben» Ich stelle aber ausdrücklich fest, dass er hätte fliehen können, solange er sich in der Villa Wolkonsky befand» Zu diesem Zeitpunkt standen weder er noch die anderen aus dem Fort Boccea befreiten Faschisten unter Überwachung» Jeder von ihnen war vielmehr vollständig frei und konnte tun und lassen, was er wollte.

Im Februar 1947 sagte ich im Verlauf des Prozesses von Venedig zu Generalfeldmarschall Kesselring, dass es immer noch Leute gäbe, die dächten, Cavallero sei von den Deutschen umgebracht worden. Er antwortete mir: «Ich bin hier, um alles, was im Verlauf des Krieges von mir getan oder befohlen wurde, zu verantworten. Seien Sie überzeugt, wenn der Tod von Cavallero nur den Schatten eines Zweifels zuliesse, dann würde er heute einen Punkt der Anklage gegen mich abgeben» Marschall Cavallero hat sich selbst getötet.»

Die letzten Italiener werden entwaffnet

Für mehr als eine Woche blieben die faschistischen Parteiführer der politischen Bühne in Rom fern. Da noch völliges Dunkel darüber herrschte, wie Mussolini sich zu dem eventuellen Vorschlag Hitlers, ihn wieder an die Macht zu bringen, verhalten würde, versuchte Rahn, das politische Leben und die Verwaltung durch die Ernennung von Kommissaren einigermaßen wieder in Gang zu bringen. Bis zu diesem Augenblick war weder offiziell noch halbamtlich von einer neuen faschistischen Regierung gesprochen worden, von den persönlichen Hoffnungen der Parteiführer abgesehen. Zwar hatte die ausländische Presse ein neues faschistisches Regime schon als möglich hingestellt, aber solange entsprechende Anzeichen aus Berlin fehlten, war es sinnlos, langfristige Entscheidungen zu treffen. Bis zur Stunde war die einzige italienische Autorität, die von den Deutschen anerkannt wurde, der Kommandant der offenen Stadt Rom, Ge-

neral Calvi di Bergolo, der Schwiegersohn des Königs Victor Emanuel.

Die Lösung mit den Kommissaren fand auch die Billigung des deutschen Stadtkommandanten Stahel, und das bedeutete die Zustimmung Kesselrings. Alle Beteiligten fühlten, dass in Rom, einer offenen Stadt, die praktisch zum Hinterland der Front geworden war, eine so empfindliche und heikle Situation herrschte, dass man mit äusserster Vorsicht vorgehen musste, um falsche Schritte zu vermeiden, die von allerschwersten Folgen sowohl für die Front wie für die aussenpolitische Entwicklung hätten sein können.

Auf Wunsch von Rahn sollten die in Rom sitzenden Ministerien selbst die Namen der Kommissare vorschlagen. Schon deshalb, weil dieser Bitte unverzüglich entsprochen wurde, hatte man auf deutscher Seite den Eindruck, dass der erste Schritt ein Erfolg war. Offiziell wurden die Kommissare von General Calvi di Bergolo in seiner Eigenschaft als italienischer Stadtkommandant ernannt.

Damit wurde die tatsächliche Lage anerkannt, ohne dass künftigen Entscheidungen vorgegriffen wurde. Die Kommissare konnten so ihre Beauftragung annehmen, ohne sich an eine politische Ordnung gebunden zu fühlen, die im Widerspruch zur Regierung des Königs stand. Badoglio und seine Minister hatten sich nach Brindisi begeben, und in Rom erhofften viele ihre baldige Rückkehr.

Die Kommissare liessen uns über den Charakter ihrer Zusammenarbeit nicht im Zweifel. Sie würden sich nur mit Verwaltungsfragen befassen, ohne sich an eine faschisti-

sche Regierung zu binden, die möglicherweise in der Zukunft gebildet werden sollte. Bei späterer Gelegenheit forderten sie von Rahn präzise Versicherungen in diesem Sinne, und dem Botschafter, der dem System der Kommissariate sehr wohlwollend gegenüberstand, fiel es nicht schwer, wenigstens in seinem eigenen Namen zu versprechen, dass die Befehlsgewalt einer neuen faschistischen Regierung nicht über die Apenninen-Linie hinausgehen würde. Als dienstältester Offizier hatte sich der alte Feldmarschall Caviglia aus eigenem Antrieb Rahn zur Verfügung gestellt. Er erklärte sich bereit, eine Art Oberbefehl über die noch nicht entwaffneten italienischen Streitkräfte zu übernehmen und ausserdem die Funktionen des Staatsoberhauptes auszuüben, soweit das infolge der Abreise des Königs nötig sein sollte. Sein Alter, seine Vergangenheit, sein Patriotismus, seine eindeutigen Erklärungen über das Schicksal des Landes erweckten in Rahn den Eindruck, einem Ehrenmann gegenüberzustehen, dessen anständige Gesinnung keinen Zweifel zuließ.

Dennoch wurde sein Vorschlag nicht verwirklicht, einmal, weil schon Calvi di Bergolo einen Teil dieser Funktionen übernommen hatte, zum anderen, weil es von Tag zu Tag klarer wurde, dass die italienischen Einheiten, die noch geschlossen unter Waffen standen, in diesem Zustand nicht länger belassen werden konnten.

Unter den Deutschen hielt die lebhafteste Besorgnis vor alliierten Landungen an. Die Anwesenheit von italienischen Streitkräften in Rom, deren deutschfeindliche Einstellung

bekannt war, bildete eine Gefahr, auf die Dollmann unaufhörlich hinwies und die auch Kappler General Stahel und Rahn drohend vor Augen führte. Der Befehlshaber des SD stützte sich dabei auf eingehende Meldungen, die Agenten der Platzkommandantur, Faschisten oder Mussolini-treue Polizeibeamte den deutschen Dienststellen lieferten, wobei sie nie versäumten, diese der Blindheit und Schwäche zu beschuldigen. An der Person von Calvi und seinem gegebenen Wort war nicht zu zweifeln. Ganz anders stand es aber schon um die Gesinnung seiner engeren Mitarbeiter. Die Lage erschien um so gefährlicher, als die in Rom verfügbaren deutschen Truppen in diesem Augenblick auf das Äusserste geschwächt waren, denn man hatte alle verfügbaren Einheiten abgezogen, um den feindlichen Druck bei Salerno abzuriegeln.

Die Deutschen beschlossen also, entsprechende Vorkehrungen zu treffen, und Rahn einigte sich mit Stahel, die Beauftragung von Calvi rückgängig zu machen. Man beschloss, von ihm eine formelle Erklärung zu verlangen, durch die er sich verpflichtete, den König nicht mehr als die höchste militärische Autorität anzuerkennen. Es galt von Vornherein als sicher, dass er sich weigern würde, und daraus wollte man seine Verhaftung und den Abbruch der getroffenen Vereinbarungen herleiten.

Diese psychologischen Überlegungen erwiesen sich als richtig. Stahel, der sich, um für jeden Zwischenfall gerüstet zu sein, mit starker Begleitung zu Calvi begab, sah sich einem entschlossenen Mann gegenüber, der sofort ablehnte, indem er erklärte, man solle nicht vergessen, dass man mit

dem Schwiegersohn seiner Majestät spräche, Calvi wurde vorübergehend festgenommen und nach Deutschland gebracht, allerdings in der denkbar würdigsten Form, nachdem die diplomatischen Stellen sich für seine ehrenvolle Behandlung eingesetzt hatten.

Gleichzeitig erliess Pavolini als Vertreter der neuen faschistischen Regierung einen Befehl, der die Entwaffnung der Division Piave und die Auslieferung der Waffen an die Deutschen verfügte.

Das alles geschah am 23. September. An diesem Tag war die Bildung der neuen faschistischen Regierung praktisch schon entschieden, wenn man auch noch nicht die Namen aller ihrer Mitglieder kannte.

Graziani – halb zog er hin, halb sank er hin

Während die Kommissare in Rom versuchten, das Regierungsschiff, so gut es ging, flott zu machen, hielt sich Mussolini im Führerhauptquartier auf, wo er einige Unterredungen mit Hitler hatte. Diese Gespräche waren, soweit die Botschaft davon erfuhr, weder lang noch allzu zahlreich. Hitler sah Mussolini selten und suchte seine Gesellschaft wenig. In den äusseren Formen war sein Benehmen ihm gegenüber immer herzlich und freundschaftlich, aber in Wahrheit hatte sich das Verhältnis doch gewandelt, seit Mussolini keine militärische Macht mehr darstellte.

Hitler legte seinem Freund die neue Lage etwa wie folgt dar:

Die italienische Kapitulation hat der deutschen Kriegführung schweren Schaden zugefügt. Die Entwaffnung der italienischen Truppen und ihre Ersetzung durch deutsche Einheiten, die schon nicht mehr ausreichend zur Verfügung

stehen, hat für die allgemeine Lage sehr ungünstige Folgen gehabt. Sardinien und Korsika mussten ohne Kampf aufgegeben werden, und andererseits werden weitere feindliche Landungen an der italienischen Küste, in Südfrankreich und auf dem Balkan immer leichter und immer wahrscheinlicher.

Auf dem Balkan haben sich italienische Einheiten mit den örtlichen Partisanen verbündet und die Waffen gegen die Deutschen gekehrt. Besonders schwerwiegend ist das Verhalten der Flotte, die so gut wie vollständig zu den Anglo-Amerikanern übergelaufen ist. Es besteht die Wahrscheinlichkeit, dass Italien in einer sehr nahen Zukunft den Deutschen den Krieg erklärt. Gewiss, es ist das Italien Badoglio's, aber es bleibt immer Italien, das sich Mussolini aus den Händen gleiten liess.

Im Führerhauptquartier gehen schon die ersten Meldungen über die Bildung von Partisanengruppen ein, die zu gegebener Zeit weitere ernste Sorgen hervorrufen können.

Und schliesslich bleibt noch die moralische Seite. Nicht nur die Stellung Deutschlands in der Welt ist erschüttert worden, sondern der italienische Zusammenbruch hat auch Rückwirkungen auf die Stimmung im Innern des Reiches, Rückwirkungen, die sich sogar schon auf die Wehrmacht auszudehnen drohen.

Mussolini konnte dem keine wirksamen Einwände entgegenstellen. Nicht einmal das Argument der unzureichenden italienischen Bewaffnung konnte er vorbringen, nachdem ihn Hitler daran erinnert hatte, dass Italiens Eintritt in den Krieg von Mussolini selbst gewünscht und beschlossen

worden war. Er hörte daher die Vorwürfe Hitlers schweigend an und fasste erst wieder Mut, als dieser auf die Reserven hinwies, über die Deutschland noch verfügte, auf die neuen Waffen, die in Vorbereitung waren und auf die unerschütterliche Gewissheit des Endsieges. Hitler versuchte schliesslich, die Moral seines Bundesgenossen und Freundes zu heben, indem er ihm erklärte, dass er seine Befreiung als ein günstiges Zeichen der göttlichen Vorsehung auffasste. Es war dasselbe Argument, das er ein Jahr später, nach dem Attentat vom 20. Juli 1944, auch für sich selbst in Anspruch nahm.

Mussolini erklärte sich bereit, eine neue Regierung zu bilden. Er fand die Vorschläge von Hitler grossartig und legte nur auf eine einzige Sache Wert, auf die Bildung der neuen republikanischen Wehrmacht. Und das sollte bis zur endgültigen Niederlage seine ständige Sorge bleiben.

Nachdem die Diktatoren sich über ihr Programm klar geworden waren, liess Ribbentrop Rahn genaue Instruktionen zugehen, in welcher Weise die Bildung einer neuen faschistischen Regierung und die Gründung der «Sozialen Republik Italien» zu fördern sei.

Die schwierige Aufgabe, das neue faschistische Kabinett zusammenzustellen, übernahm in Mussolinis Auftrag Pavolini, der bis zum 25. Juli Propagandaminister gewesen war und sich in der Krise als einer der treuesten und zuverlässigsten Anhänger des Duce erwiesen hatte. Er versprach, dass die Regierung binnen 48 Stunden gebildet sein würde, aber er konnte diese Zusage nicht einhalten. Am schwierigsten war es, Kandidaten für das Aussen- und das Vertei-



Rahn und Mussolini in der deutschen Botschaft in Fasano



Botschafter Rahn mit seiner Gattin



Weizsäcker, der deutsche Botschafter beim Vatikan

digungs-Ministerium zu finden.

Auf Bitten von Rahn ging ich zum Palazzo Chigi, um Botschafter Rosso nach seiner Bereitwilligkeit zur Mitarbeit in der neuen Regierung zu fragen. Er erinnerte mich daran, dass er das Amt eines Kommissars nur unter der Bedingung übernommen habe, dass seine Funktionen sich auf technische Dinge der Verwaltung beschränkten. Er glaube nicht, sich an der neuen Regierung beteiligen zu können, da sein Vertrauen zu Mussolini zu sehr erschüttert sei. Er sagte weiter, dass er meinen Besuch zum Anlass nehmen wolle, mich zu bitten, für seine Entbindung von den Amtsgeschäften als Kommissar zu sorgen. Er betrachte sie als überholt in dem Augenblick, wo eine neue Regierung in der Bildung begriffen sei.

Ich antwortete ihm, dass für den Augenblick die Absicht bestände, auch nach der Bildung der neuen Regierung die Kommissare noch im Amt zu belassen, nachdem das Gebiet von Salerno bis Florenz zum Operationsgebiet erklärt worden war. Wenn sich in der Zukunft Unzuträglichkeiten zwischen einer Regierung im Norden und den Kommissaren im Süden herausstellen sollten, so würde er seinem Wunsch entsprechend der erste sein, der von seinen Funktionen entbunden werden würde.

Für Pavolini, den Rahn von dem Standpunkt Rossos in Kenntnis setzte, bot das Problem der beiden wichtigsten Ministerposten angeblich keine Schwierigkeiten. Er hatte zwei totsichere Kandidaten, um aus der Verlegenheit zu kommen:

Camillo Giuriati für das Aussenministerium und Marschall Caviglia für die Nationale Verteidigung.

Aber am Morgen des 23. September kam Pavolini, begleitet von Buffarini, um Rahn kleinlaut zu informieren, dass weder der eine noch der andere gewollt hatte. «Alle beide waren nicht zu bewegen, der eine hält sich für zu alt, der andere für zu jung, um ein so wichtiges politisches Amt zu übernehmen.» In Wirklichkeit hatten beide, wie wir später erfuhren, abgelehnt, weil sie sich an die Monarchie gebunden fühlten.

Daraufhin wurde Mussolini angerufen. Von der Botschaft ging eine direkte Leitung zum Führerhauptquartier, und die Verbindung war sofort hergestellt. Buffarini ging zum Apparat, er sprach hastig, ohne Atem zu holen, und versuchte mit seiner geschickten Dialektik, die Schwierigkeiten, die sich ergeben hatten, zu verkleinern. Er ging darauf aus, Mussolini zu überreden, selbst das Ministerium des Äusseren zu übernehmen. «Übernehmen Sie es, Duce, übernehmen Sie es!» rief Buffarini in den Apparat. «Später, in Ruhe, werden wir schon einen guten Staatssekretär finden. Einverstanden?»

Mussolini sagte ja, und so blieb nur noch die Frage des Ministeriums der nationalen Verteidigung ungelöst. Die faschistischen Parteiführer schlugen nun Graziani vor. Rahn, der niemanden persönlich kannte, hatte nichts dagegen, genau so, wie er bei den anderen Namen, die ihm präsentiert worden waren, keine Einwendungen vorgebracht hatte. Wenn Mussolini zustimmte, und wenn schliesslich die anderen Minister damit einverstanden waren, dann war es wohl das Beste, er schloss sich diesem Standpunkt an». Im

Augenblick galt es vor allem, keine Zeit zu verlieren. Ribbentrop drängte und wollte täglich über die erreichten Resultate unterrichtet werden.

Marschall Graziani war eben von einem Landaufenthalt gekommen und weilte in Rom in seiner Wohnung. Er empfing den Besuch von Barracu, Mezzasoma und Pelligrini, die im Namen der faschistischen Parteiführung den ersten Versuch machten, ihn zu überreden, das Ministerium der nationalen Verteidigung zu übernehmen. Graziani sagte zunächst nein, liess sich dann aber dazu bringen, in die Botschaft zu kommen, wo ihn von deutscher Seite Rahn und Obergruppenführer Karl Wolff, der Befehlshaber der SS und Polizei in Italien, und von italienischer Seite Buffarini und Pävolini erwarteten.

Graziani wurde sofort hereingeführt. Es war an Rahn, die Unterhaltung zu führen, als Dolmetscher fungierte SS-Sturmabführer Wenner. Ich war bei diesem Gespräch nicht dabei, aber ich sah den Botschafter unmittelbar danach, und auf meine Frage, unter welchen Umständen Graziani der Regierung Mussolini beigetreten war, antwortete Rahn in scherzhaftem Ton: «Halb zog man ihn, halb sank er hin.»

Rahn hatte zunächst Graziani in allen Einzelheiten seine Unterredungen mit dem König, Badoglio und anderen führenden Persönlichkeiten, die dem 8. September vorausgegangen waren, erzählt, und er hatte seinen Unwillen über die Art und Weise zum Ausdruck gebracht, mit der er sich hinters Licht geführt sah. Er beabsichtige nicht, die Italiener

dafür verantwortlich zu machen, denn er sei sich klar darüber, dass die Mehrheit das Verhalten der Badoglio-Regierung missbillige. Es sei aber nötig, Hitler das klar vor Augen zu führen, denn sein Zorn und seine Verstimmung seien noch nicht besänftigt. Wenn ihm nicht der Beweis geliefert würde, dass die italienische Kapitulation nur einer kleinen Camarilla zuzuschreiben sei, sei er entschlossen, Italien wie ein erobertes Land, genau so wie Polen, zu behandeln. Das müsse auch im Interesse des italienischen Volkes unter allen Umständen verhindert werden. Um die neue Regierung zu bilden, war Mussolini da, gewiss, aber das genügte nicht, es war nötig, dass auch andere prominente Italiener sich neben den Duce stellten. Die Persönlichkeit und der Name von Marschall Graziani würde viel dazu beitragen, die feindliche Stimmung Deutschlands gegen Italien zu beseitigen, Graziani antwortete: «Als Italiener beklage ich die Kapitulation und verurteile sie, als Soldat bin ich durch sie erniedrigt und verletzt. Trotzdem glaube ich, für die Mission, die man mir anvertrauen will, nicht geeignet zu sein. Ich bin kein Politiker, und ich fühle mich an den Eid gebunden, den ich dem König geleistet habe.» Der Botschafter war auf eine derartige Antwort gefasst. Er erwiderte, dass der Hinweis auf das dem König gegebene Wort ihm nicht sehr überzeugend erscheine, denn seiner Auffassung nach war es gerade der König, der sein Wort gebrochen hatte, indem er Offiziere und Truppen im Stich liess, nachdem er sie in eine Sackgasse geführt hatte.

Badoglio habe, so versicherte Rahn, durch die Art der Kapitulation Italien in einen moralischen und materiellen Ab-

grund gestürzt. Es liege an Graziani, Italien von den anglo-amerikanischen Eindringlingen zu befreien und die Ehre des Landes wiederherzustellen. Während Graziani noch immer unschlüssig blieb, kam ein Sekretär in das Amtszimmer des Botschafters und erinnerte daran, dass keine Zeit mehr zu verlieren war, wenn man, wie vorgesehen, die Kabinettsliste der neuen Regierung im Rundfunk veröffentlichen wollte.

Rahn wandte sich nun abermals an Graziani und sagte ihm, dass der Moment gekommen sei, eine Entscheidung zu treffen. Er wiederholte ihm, seine Zustimmung bedeute, für Italien alles zu retten, was noch zu retten war. Daraufhin entschloss sich Graziani endlich, ja zu sagen, und so wurde die erste Regierung der Sozialen Republik Italien endgültig konstituiert. Damit war der Weg frei für eine Politik, die von den rein militärischen Ereignissen abgesehen, Italien und dem italienischen Volk schweres Unheil ersparen sollte.

Rahns Kommissare scheitern an Mussolini

Die einzige Einschränkung, die Rahn der neuen faschistischen Regierung auferlegen wollte, war die, dass sie nicht in die Befugnisse der in Rom sitzenden Kommissare eingreifen sollte. Er stellte diese Forderung im Hinblick auf die Frontnähe Roms und die sich daraus ergebenden politischen und militärischen Notwendigkeiten.

Die neuen faschistischen Minister hatten, wenn auch mit einer gewissen Zurückhaltung, die Berechtigung dieser Gründe schliesslich anerkannt und hatten sich Rahn gegenüber verpflichtet, sie zu respektieren. In Wirklichkeit begannen sie, kaum, dass sie ihre Ämter übernommen hatten, den Kampf gegen die Kommissare. Meistens schickten sie freilich ihre Beauftragten vor, denn die Minister selbst kümmerten sich wenig um das, was in Rom geschah, waren sie doch davon überzeugt, dass die Alliierten bald kommen

würden und daher mit den Vorbereitungen ihrer Abreise nach dem Norden beschäftigt. Diesen Beauftragten gegenüber befanden sich die Kommissare in einer heiklen Situation. Sie mussten gegen die Männer einer Regierung angehen, die sich der Unterstützung Hitlers erfreute. Von dieser Regierung hingen auch die Polizei und die anderen Exekutivkräfte ab, die sich zwar oft wenig um die Befehle von oben kümmerten, sich aber darauf beriefen, wenn sie den Kommissaren Schwierigkeiten machen wollten. Dass ausserdem täglich der Einmarsch der Alliierten erwartet wurde und sich trotzdem die Ankunft der Anglo-Amerikaner immer wieder ~ und wer wusste, wie lange noch – hinauszögerte, verwirrte und erschwerte die Situation nur noch mehr. So war es nur allzu verständlich, dass die Kommissare es vorzogen, zurückzutreten und das Feld kampflös den neofaschistischen Konkurrenten überliessen.

Als schliesslich Mussolini wenige Tage nach seiner Rückkehr erklärte: «Es ist an der Zeit, mit den zwei Regierungen Schluss zu machen», war die Botschaft nicht mehr in der Lage, mit Erfolg eine andere Auffassung zu vertreten, und es blieb nichts anderes übrig, als nach und nach die Rücktrittsgesuche der Kommissare anzunehmen. Ihre Amtsdauer war daher nur kurz. Immerhin hatten die Kommissariate in den schwierigsten drei Wochen des Übergangs ihren Zweck, das wirtschaftliche Leben und die Verwaltung der Zone von Rom einigermaßen aufrecht zu erhalten, gut erfüllt. Das Auswärtige Amt, das OKW und das Reichssicherheits-Hauptamt interessierten sich für diese Frage überhaupt nicht und erst recht nicht Hitler selbst, der vielleicht

von der Existenz der Kommissare nicht einmal wusste. Wenn man später der deutschen Botschaft vorwarf, dass sie die Einrichtung der Kommissariate nicht aufrechterhalten hat, so machen sich die italienischen Kritiker keine rechte Vorstellung von der wirklichen Situation, in der sich die auswärtigen Vertreter des Dritten Reiches befanden. Man darf nicht glauben, dass die deutschen Diplomaten, selbst Botschafter oder ausserordentliche Bevollmächtigte, wenn sie im Ausland waren, die Politik verfolgen konnten, die sie für die zweckmässigste hielten. Sie konnten höchstens die Befehle, die aus Berlin kamen, je nach ihrer persönlichen Auffassung abmildern oder unterstreichen. Sie konnten vielleicht gelegentlich in zweitrangigen Fragen eine Entscheidung treffen, aber in keinem Fall lag es in ihrer Zuständigkeit, Erörterungen über die grossen Linien der deutschen Aussenpolitik herbeizuführen. Selbst die Abteilungsleiter des Auswärtigen Amtes, von denen viele sehr wohl eine Vorstellung davon hatten, was notwendig gewesen wäre, um eine Isolierung Deutschlands in Europa und in der Welt zu vermeiden, waren nur mit vorwiegend informativischen Aufgaben befasst. Gewiss war es dem einen oder dem anderen gelegentlich möglich, auf dem umständlichen Dienstweg Ribbentrop Denkschriften und Vorschläge zu unterbreiten. Doch dieses Recht blieb nur denjenigen Beamten des auswärtigen Dienstes vorbehalten, die ein gewisses persönliches Ansehen genossen, und immer nur unter der Voraussetzung, dass der Vorschlag nicht allzu offensichtlich zu den Auffassungen und politischen Richtlinien des Dritten Reiches im Widerspruch stand.

Wenn Ribbentrop die Idee nach seinem Geschmack fand, unterbreitete er sie Hitler, allerdings nur mit allergrösster Vorsicht und stets bereit, den Rückzug anzutreten, sobald er bemerkte, dass der Führer sie nicht günstig aufnahm. Der Minister selbst war nicht, was er hätte sein müssen, der erste Ratgeber in auswärtigen Angelegenheiten, sondern nichts weiter als ein ausführendes Organ.

«Hitler braucht keinen Aussenminister, sondern einen Sekretär für die auswärtigen Angelegenheiten», hatte Ribbentrop eines Tages seinem Freund und Mitarbeiter von Steengracht gesagt. An diese vertrauliche Äusserung knüpfte er freilich den Satz, den er so oft und gern auch bei anderer Gelegenheit wiederholte, nämlich, dass Bismarck sehr recht gehabt hätte, zu erklären, dass die Botschafter bisweilen wie einfache Soldaten behandelt werden müssten und ihrem Minister in militärischer Haltung gegenüberzutreten sollten.

In solchen Äusserungen spiegelt sich zur Genüge die Rolle wieder, die das Auswärtige Amt und seine Vertreter im Ausland unter dem Nationalsozialismus spielten. Hitler allein war derjenige, der die grosse Linie der Aussenpolitik bestimmte.

Es gab vielleicht wenige Ausnahmen, so Abetz, der als Botschafter des Reiches bei der Vichy-Regierung eine sehr starke und selbständige Stellung hatte, ehe er 1942 in Ungnade fiel, und bis zu einem gewissen Grade auch Rahn, der sich jedoch sehr genau darüber Rechenschaft gab, dass auch für ihn Grenzen gezogen waren, die er nicht überschreiten durfte.

Göring wusste schon, warum er im Nürnberger Prozess sag-

te: «Man nenne mir einen einzigen Neinsager, der nicht dreissig Zentimeter unter der Erde läge.»

Wenn die Einsetzung der neuen faschistischen Regierung vom deutschen Standpunkt aus ein Fehler war, so sind für diesen Fehler nicht die deutschen Diplomaten verantwortlich, sondern allein Hitler selbst. Hitler entschied die Aussenpolitik nur nach dem Gesichtspunkt, ob ein Vertragspartner seine Ideen teilte oder nicht. Seine völlige Unwissenheit über die Mentalität der anderen Völker ist eine Tatsache, über die man nicht hinwegsehen kann.

Immerhin war die Unterstützung, die Hitler seinem Freunde Mussolini zuteil werden liess, eine aussenpolitische Entscheidung, die ebenso logisch wie konsequent war. Wenn er Mussolini wieder auf die Beine brachte und ihn mit allen Mitteln stützte, so wusste er genau, dass er damit auch seine eigene Stellung stärkte, denn er fühlte dunkel, dass um ihn herum eine Atmosphäre aufkam, in der schliesslich das Attentat vom 20. Juli reifen sollte. Es war also notwendig, in den Augen der öffentlichen Meinung als der treue Freund in schweren wie in guten Stunden zu erscheinen. Dazu gehörte es auf der anderen Seite, dass Hitler besessen war von dem Grundsatz: Wehe den Verrätern! Er wollte demonstrieren, dass ein Staatsstreich gegen die Diktatur einfach unmöglich war. Ausserdem war Mussolini der einzige, der in Italien noch mit einer gewissen Hoffnung auf Erfolg die Fackel der faschistisch-nationalsozialistischen Ideologie hochhalten konnte.

Und schliesslich lag die praktische Notwendigkeit vor, sich der Mitarbeit einer Regierung zu versichern, die wenigsten

noch eine kleine Gefolgschaft hatte. Das war immer besser als gar nichts. Ausserdem waren in ihr die verantwortlichen Posten Männern übertragen worden, die sich so kompromittiert und festgelegt hatten, dass bei ihnen die Möglichkeit eines Umschwunges oder eines Verrates nicht mehr zu fürchten war.

Unter diesen Voraussetzungen blieb der deutschen Botschaft in Rom nichts anderes übrig, als die neue faschistische Regierung ohne Misstrauen und vorgefasste Abneigung hinzunehmen. Das bedeutete nicht, dass Rahn nun sofort alles daransetzte, um sofort enge und herzliche Beziehungen mit der Regierung Mussolinis herzustellen. Es würde aber auch eine Verfälschung der Wahrheit bedeuten, wenn man behaupten wollte, dass Hitlers Entscheidung, die Regierung Mussolini zu stärken, in der deutschen Botschaft mit Widerstreben aufgenommen worden wäre. Auch Rahn hatte seine guten Gründe, die neu-faschistische Regierung zu unterstützen. Eine starke und anerkannte italienische Regierung erschien dem Botschafter zweckmässig, um der anwachsenden Willkür der deutschen Truppen Zügel anzulegen. Die Soldaten, die durch den italienischen Verrat und seine Folgen wütend geworden waren, neigten dazu, sich in Italien wie in Feindesland aufzuführen.

Rahn konnte diese Erwägungen natürlich nicht immer offen aussprechen, und noch weniger konnte er sagen, dass die Regierung Mussolinis ihm nützlich war, weil sie dazu beitrug, die Position der Botschaft gegenüber den anderen deutschen Dienststellen in Italien zu stärken.

Auf alle Einwände, die sofort und besonders von militärischer Seite gegen die neue faschistische Regierung vorgebracht wurden, antwortete der Botschafter ebenso kühl wie geschickt, dass die Regierung Mussolini notwendig wäre, um der Opposition der italienischen Bevölkerung gegen die Deutschen Einhalt *zu* gebieten. Wenn jemand sich damit nicht zufrieden gab, zog sich Rahn auf das magische Wort «Führerbefehl» zurück. Er wusste sehr wohl, dass diese Antworten so oder so Hitler zu Ohren kommen und ihm nicht missfallen würden. Es war ihm wohl bekannt, dass der Diktator von der Furcht besessen war, seine Vertreter im Ausland könnten sich von ihrer Umgebung beeinflussen lassen und dem erliegen, was er «Ausländersentimentalität» oder die «weiche Tour» nannte.

Ribbentrop seinerseits versäumte nicht, Rahn ernst und eindringlich zu ermahnen, er möge nicht in dieselben Irrtümer und dieselbe Schwäche verfallen wie Mackensen. Die entgegenkommende Haltung, mit der die Botschaft der Regierung Mussolinis gegenübertrat, war also aufrichtig. Aber ebenso aufrichtig war die Absicht gewesen, im Operationsgebiet durch die Einsetzung der Kommissariate unnötige Konflikte mit dem italienischen Volk zu vermeiden.

Vom Standpunkt Rahns aus war diese Einrichtung der Versuch eines Kompromisses, ein interessantes Experiment, geboren aus der Vorstellung von einem gemässigten Nationalsozialismus. Aber Mussolini war nicht damit einverstanden, weil der Duce genau wie der Führer von Kompromissen und von Mässigung nichts wissen wollte.

Berlin jagt nach den verschwiegenen Goldvorräten

Während die Verlegung der Ministerien nach Nord-Italien in einer wahren Völkerwanderung von Autos und Lastwagen vor sich ging, und während die Soziale Republik Italien mit ihrem Regierungssitz am Gardasee allmählich Gestalt und Form annahm, musste sich Rahn in Rom mit einer Angelegenheit befassen, die die Reichsregierung alarmiert hatte und der Regierung Mussolini nicht geringe Kopfschmerzen verursachte. Es ging darum, was mit dem Gold der Bank von Italien geschehen sollte.

Zur grossen Überraschung der Deutschen hatte es sich herausgestellt, dass die Goldvorräte der Banca d'Italia erheblich grösser waren, als die italienische Regierung von Zeit zu Zeit offiziell dem Bundesgenossen mitgeteilt hatte. Insgesamt handelte es sich um etwa 2 Milliarden in Gold und 1 Milliarde in Devisen, dazu kamen noch die Goldreserven

Albaniens, die von den Deutschen am 8. September in Tirana beschlagnahmt worden waren.

Das Vorgehen in Albanien war gerechtfertigt durch das feindliche Verhalten der italienischen Truppen, die zu einem Teil die Waffen niedergelegt» zum andern sich den örtlichen Partisanen angeschlossen hatten. Auch nach der Bildung der neuen faschistischen Regierung wurde die Frage Albanien nicht mehr diskutiert, und die deutschen Truppen behielten in Albanien die Gewalt in den Händen. Als Vertreter des Reiches blieb in Tirana Generalkonsul Schliep, mit dem Titel Gesandter. Schliep verhandelte direkt mit Berlin, und Rahn griff niemals in albanische Fragen ein.

Auf die Nachricht, dass das italienische Gold in Rom lag, entfalteten die interessierten deutschen Dienststellen eine fieberhafte Tätigkeit und entsandten mit allen Vollmachten ausgestattete Sonderbeauftragte, die den Befehl hatten, den Goldschatz sicherzustellen. Göring, als Chef des Vierjahresplanes, schickte einen Major der Luftwaffe mit hohen Auszeichnungen des ersten Weltkrieges, als Vertreter des Reichswirtschaftsministers und Reichsbankpräsidenten Funk kam Dr. Bernhuber, und Himmler gab seine Befehle an Kappler.

Deutschland brauchte das italienische Gold bitter nötig, darüber konnte es keinen Zweifel geben. Auch Rahn war der Auffassung, dass das Gold nicht in Rom bleiben durfte, wo die Regierung Badoglio von einem Augenblick zum anderen wieder da sein konnte, aber der Botschafter billigte nicht den Plan des Transportes nach Deutschland. Wenn es nach ihm ging, mussten die Goldvorräte nach Mailand ge-

bracht und Mussolini zur Verfügung gestellt werden, der konnte sie dann im Bedarfsfälle für die gemeinsame Sache beisteuern. Damit erklärte sich Mussolini sofort und ohne Einschränkung einverstanden.

Es war für Rahn eine Prinzipienfrage, dass das Gold Mussolini übergeben würde. Es ihm vor der Nase wegzuführen, hätte bedeutet, ihn jeder Autorität zu berauben und war vom deutschen Standpunkt aus ebenso unmoralisch wie politisch falsch. Aber Rahns Auffassung wurde nicht von allen geteilt. Er sah sich alsbald im Mittelpunkt der Proteste und persönlichen Angriffe. In Berlin rechtfertigte man sich mit dem seltsamen Argument, dass die Italiener moralisch verpflichtet wären, ihr Gold an die Deutschen abzutreten, weil sie bis dahin die wirkliche Höhe ihrer Goldreserven geheimgehalten hätten. Und, wenn schon nicht alles, so müssten sie wenigstens denjenigen Teil des Goldes herausgeben, dessen Existenz sie bisher verschwiegen hätten. Diese Forderung brachte Rahn ausser sich. Er wandte sich an den Leiter der Wirtschaftsabteilung des Auswärtigen Amtes, der mit den Zentralstellen, die an der Angelegenheit beteiligt waren, in Verhandlungen stand. «Das Unmoralische des Vorschlages», so erklärte Rahn, «hat mich derart vor den Kopf gestossen, dass ich nur annehmen kann, wer ihn gemacht hat, befand sich in einem Zustand vorübergehender geistiger Verwirrung. Wenn man die Anordnung aufrechterhält, werde ich mein Rücktrittsgesuch einreichen.»

So kam es, dass das italienische Gold in diesem Augenblick nicht nach Deutschland, sondern nach Mailand gebracht wurde. Mussolini selbst liess es dann im Einvernehmen mit

den Deutschen nach Fortezza (Franzensfeste) überführen, das als die Schlüsselstellung für einen eventuellen Rückzug nach Deutschland galt. In Fortezza blieb es bis zur Kapitulation, gut geschützt gegen Luftangriffe und wohl bewacht gegen einen Handstreich der Partisanen.

Das Verhalten der Berliner Zentralstellen in der Angelegenheit der italienischen Goldreserven war eine der Episoden, die Rahn immer mehr verbitterten. Seine wachsende Missstimmung gegen ihre Sturheit bekundete sich in Handlungen und Worten, die ihm teuer zu stehen gekommen wären, wenn man sie höheren Ortes erfahren hätte. Bei der Abreise nach Fasano, dem neuen Sitz der Botschaft, bat er mich, aus dem Zimmer der Villa Wolkonsky, das noch von seinem Vorgänger eingerichtet war, das Hitler-Bild zu entfernen. «Ich kann dieses Abenteuer Gesicht nicht mehr sehen», sagte er gewissermassen abschliessend.

Kesselring versucht die Juden zu retten

Am 25. September erhielt der deutsche Stadtkommandant, General Stahel, Kenntnis von einem Befehl Himmlers an die untergebenen Dienststellen, der als geheime Reichssache lief. Für den 1. Oktober wurde die Festnahme aller Juden in der von den Deutschen besetzten Zone, ohne Rücksicht auf Alter oder Nationalität, und ihre Verschickung nach Deutschland zur Liquidation angeordnet. Stahel, der auf das Äusserste erregt war, kam sofort in mein Amtszimmer herunter und setzte mich ins Bild, wobei er erklärte, dass er bei einer solchen «Schweinerei» niemals mitmachen würde. «Gut», antwortete ich, «aber wie wollen Sie den Plan zu Fall bringen?» Stahel machte ein verzweifertes Gesicht: «Ich bin ja gerade zu Ihnen gekommen, weil ich unfähig bin, irgendetwas zu unternehmen. Der Befehl ist direkt an Kappler ergangen, und solange er es nicht für angebracht hält, ihn uns mitzuteilen, müssen wir so tun, als

wüssten wir von nichts. Ich habe aber gedacht, dass Sie über das Aussenministerium irgendetwas tun könnten.»

Ich wies darauf hin, dass, wenn schon der General Stahel als Platzkommandant und Vertreter Kesselrings nichts machen könnte, ich als Diplomat eigentlich erst recht nicht in der Lage wäre, etwas zu unternehmen. Ich versicherte ihm aber, dass ich es nichts desto weniger versuchen wollte.

Stahel ging und liess mich in Angst und Sorgen zurück, in Angst wegen der Dinge, die sich vorbereiteten, und besorgt in dem Gedanken, dem Befehlshaber des SD in einer Frage dieser Art entgegenzutreten zu müssen. Was wusste ich von Kappler in diesem Augenblick? Nur, was ich von Kollegen der Botschaft gehört hatte. Sie hatten mir erzählt, dass er 40 Jahre alt war, aus einer einfachen Stuttgarter Familie stammte, dass er schon vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus Beamter der Kriminalpolizei gewesen war und etwa gleichzeitig seinen Beitritt zur Partei und zur SS vollzogen hätte. Er war SS-Mann durch und durch. Die starren Grundsätze der SS waren der Inhalt seines Lebens und die Triebfeder seines Handelns.

Ich wusste ferner, dass er intelligent war und als einer der besten deutschen Polizeifachleute galt. Er hatte ein Gedächtnis wie ein Zettelkasten. Sein Gehirn funktionierte wie eine Rechenmaschine. Er wurde als eine Art lebendes Polizeiarchiv angesehen. Man brauchte nur einen Namen anzutippen, und schon gab er einen Bericht über alle Daten, die die Polizei über die betreffende Person besass. Es hiess in

der Botschaft von Kappler auch, dass er sein Wort hielt und kein Doppelspiel trieb. Zu wem er einmal Vertrauen gefasst hatte, der konnte sicher sein. Er hatte auch eine gewisse Grosszügigkeit bewiesen, indem er niemals bei Kleinigkeiten eingriff, denen er keine besondere Bedeutung beimass. Nur, wenn er den Eindruck hatte, Verräter oder Feinde des Dritten Reiches vor sich zu haben, einerlei, ob sie Deutsche oder Ausländer waren, kannte er keine Gnade, sondern wurde zum blinden Werkzeug der unerbittlichen Gestapo. Mit diesem Mann beschloss ich in aller Offenheit zu sprechen. Ich begab mich in sein Büro und bat ihn ohne Umschweife, alles daran zu setzen, um die Wegführung der Juden zu verhindern. Ich erzählte ihm, wie in Tunis durch das Eingreifen von Rahn verhindert werden konnte, dass die Verfolgung der Juden den Charakter von Gewalttaten annahm. Ich glaubte die Auffassung des Botschafters wiederzugeben, wenn ich ihn bat, dass derselbe Grundsatz in Rom angewandt würde.

Kappler bekundete zunächst seine Verblüffung darüber, dass ein so streng geheimer Befehl schon zur Kenntnis anderer, nicht unmittelbar beteiligter Dienststellen gekommen war. Was den Inhalt des Befehls beträfe, so wäre er bereit, anzuerkennen, dass die Juden von Rom ihm im Allgemeinen keinen Anlass zur Beschwerde gegeben hätten und dass er persönlich sie nicht für gefährlich hielt.

Ich versuchte, ihm einen Ausweg nahezu legen. Er solle vorgeben, dass er den Befehl nicht erhalten habe oder dass er ihn als für Rom nicht gültig ansehe. Kappler sah mich mit seinen stahlgrauen Augen, die das besondere Kennzeichen

seines Gesichtes waren, prüfend an. Er hatte einen starren und durchdringenden Blick, der ein gewisses Unbehagen verursachte. Als er sah, dass ich mich nicht verwirren liess, kam er mir einen Schritt entgegen. Er sagte, der einzig gangbare Weg wäre, die Frage Kesselring zu unterbreiten. Wenn der Feldmarschall meine Meinung teilen würde, so könne Kappler sich hinter einen Befehl des Oberbefehlshabers verschanzen und brauche die Anweisungen, die er aus Berlin erhalten hatte, nicht auszuführen.

Eine Stunde später waren Kappler und ich bei Kesselring. Der SS-Führer legte zunächst ganz nüchtern und unpersönlich die Situation von der technischen Seite dar. Ich meinerseits trug die Angelegenheit unter dem Gesichtspunkt der politischen Unzweckmässigkeit vor. Dabei hütete ich mich wohl, im Namen der Menschlichkeit zu sprechen, denn das hätte zum Sprachgebrauch des Dritten Reiches bei offiziellen Unterredungen nicht gepasst.

Der Oberbefehlshaber hörte sich die beiden Meinungen an, ohne eine Bemerkung dazu zu machen. Er blieb für etwa zwei Minuten lang schweigsam, offenbar suchte er einen Ausweg aus der Sackgasse, in die er hineinmanövriert worden war. Menschlichen Wesen das Leben zu retten, ohne dem Befehl der Regierung ungehorsam zu sein, das war das Dilemma, dem sich der Feldmarschall gegenüber sah. Er fragte Kappler, wieviel Leute er nötig habe, um die Aktion durchzuführen.

Kappler erwiderte: «Alle mir unterstellten SS-Kräfte, verstärkt durch das mobile Bataillon der Polizei.» Daraufhin erklärte Kesselring nach einem Augenblick des Zögerns:

«Unter diesen Umständen kann ich leider meine Zustimmung nicht geben. Nach den Meldungen, die mir vorliegen, muss ich mich auf eine unmittelbar bevorstehende feindliche Landung bei Ostia einrichten und brauche alle verfügbaren Kräfte für die Verteidigung der Stadt.»

Wir wurden verabschiedet. Der Händedruck des Feldmarschalls kam mir sehr vielsagend vor. Sein Gesicht blieb unbeweglich.

Während der Rückfahrt im Wagen sagte Kappler nichts zu der Entscheidung des Oberbefehlshabers. Er erzählte mir vielmehr die Geschichte des Attentates im Münchener Bürgerbräu-Keller im November 1940. Er war es gewesen, der die Untersuchungen nach dem Anschlag gegen Hitler geführt hatte. Er beschrieb mir die Vorbereitungen des Attentäters, der sich einen ganzen Monat lang Nacht für Nacht in der Brauerei hatte einschliessen lassen, um das Loch auszuhöhlen, wo er die Sprengladung schliesslich anbringen konnte. Er beschrieb, wie der Attentäter geflohen war und später mit dem Gedanken, dass die Bombe nicht explodiert sein könnte, zurückkehrte, und wie ihm diese Rückkehr zum Verhängnis wurde. Er erzählte so spannend, dass ich den Atem anhielt.

Wir sprachen dann von der Stimmung, die unter der Bevölkerung Roms herrschte, und die besonders Kappler als Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD viel zu schaffen machte. Dabei erfuhr ich von folgender besonders kennzeichnenden Episode.

Eines Tages wurde der SD durch einen Telefonanruf alarmiert. Mit einer Fülle von Einzelheiten teilte ein Unbekann-

ter mit, dass zu einer bestimmten Zeit auf einen genau bezeichneten Strassenbahnwagen eine Gruppe von Saboteuren eingestiegen war, die Sprengstoff bei sich hatten, um ein Attentat im Zentrum der Stadt auszuführen. Die Wagen des SD fuhren sofort los und erreichten die Strassenbahn in der Nähe des Kolosseums. Der Wagen wurde angehalten und umstellt. Die Fahrgäste wurden veranlasst, auszusteigen und sorgfältig durchsucht. Ihre Dokumente wurden gründlich überprüft. Alles war in Ordnung. Jeder Einzelne wurde gefragt: «Haben Sie Leute aus der Strassenbahn abspringen oder aussteigen sehen, die Pakete oder Bündel trugen?» Niemand hatte etwas bemerkt, und es gab Versicherungen, Schwüre und Proteste.

Daraufhin wurde der Strassenbahnwagen untersucht. Unter den Sitzen fand man ein ganzes Lager von Sprengstoff...

Erst in Rom, im Augenblick, als wir aus dem Wagen stiegen, berührte Kappler die Angelegenheit, die der Zweck unseres Besuches bei Kesselring gewesen war. «Sie sind hoffentlich davon überzeugt, dass ich persönlich wirklich nicht die Verfolgung nur um der Verfolgung willen wünsche. Meinetwegen können die Juden bleiben, wo sie sind.»

Er erschien mir aufrichtig, und so antwortete ich ihm, ich sei auch seinetwegen über die Entscheidung froh, die Kesselring getroffen habe. So bleibe es ihm doch erspart, den unerfreulichen Auftrag auszuführen, der ihm erteilt worden sei.

Ich fasste sofort ein Telegramm an das Auswärtige Amt ab, in der Überzeugung, eine gute Nachricht zu bringen, umso

mehr, als Kesselring die Verantwortung auf sich genommen hatte und Ribbentrop daher nicht das Donnerwetter von Hitler zu fürchten brauchte»

Ich erhielt folgende Antwort: «Der Herr Aussenminister ersucht Sie dringend, sich aus allen Angelegenheiten, die die Juden betreffen, herauszuhalten. Diese Fragen fallen nach einer Abmachung zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Reichssicherheits-Hauptamt ausschliesslich in die Zuständigkeit der SS. Einmischungen in diese Angelegenheiten können für das Auswärtige Amt ernstliche Schwierigkeiten zur Folge haben.»

Zur gleichen Zeit wurde Rahn in Fasano aus dem Hauptquartier angerufen. Es wurde ihm mitgeteilt, dass ein Telegramm aus Rom, das sich auf die Frage der Judenverfolgung und die Intervention Kesselrings bezog, Anlass zu Beanstandungen gegeben hatte, besonders wegen der Form, weil darin das Wort «liquidieren» vorkam, das in einem amtlichen Telegramm unzulässig war.

Rahn forderte von mir Erklärungen, und ich bestätigte ihm, dass ich mit Absicht denselben Ausdruck gebraucht hatte, der in dem Befehl an Kappler enthalten war. Gerade dieses Wort hätte mich befremdet und dazu bewogen, einzugreifen.

Am 20. September erfuhr ich, dass Kappler der israelitischen Gemeinde von Rom bekanntgegeben hatte, sie hätte 48 Stunden Zeit, um eine von der Reichsregierung festgesetzte Auflage von fünfzig Kilogramm Gold zu zahlen. Gesandtschaftsrat von Kessel, der zur deutschen Gesandtschaft beim Vatikan gehörte, war darüber im Bilde, weil der Vatikan sich erboten hatte, den Juden fünfzehn Kilogramm Gold

zu geben für den Fall, dass sie die ungeheure Menge, die von ihnen verlangt wurde, nicht aufbringen konnten. Mein Kollege war äusserst aufgebracht. Ich wusste nicht, was ich ihm erwidern sollte und war verstimmt über das Verhalten von Kappler, das so im Widerspruch stand zu dem, was er mir bei der Rückkehr aus dem Hauptquartier Kesselrings erklärt hatte. Irgendjemand hatte versucht, sich für die unterbliebene Verhaftung der Juden schadlos zu halten, aber wer? Kappler, seine Zentrale in Berlin, Kaltenbrunner oder vielleicht Himmler selbst?

Ich hielt es für besser, nichts davon zu wissen und keine Fragen zu stellen, denn ich konnte mir die Antwort, die man mir gegeben hätte, an den fünf Fingern abzählen. Nach den Gesetzen der SS war das Vermögen der Juden Kriegsbeute, und jedes Unternehmen gegen die Feinde des nationalsozialistischen Deutschlands stellte eine berechtigte Kriegshandlung dar.

Kessel und ich waren machtlos, und angesichts dieser Tatsache beruhigten wir uns in dem Gedanken, dass die römischen Juden wenigstens körperlich verschont bleiben würden. Und in der Tat, während am 1. Oktober gegen die Juden in ganz Europa eine wilde Menschenjagd losging, wurden sie in Rom in Ruhe gelassen.

Unglücklicherweise konnte dieser Ausnahmezustand nicht aufrecht erhalten werden. Im Morgengrauen des 16. Oktober umstellten SS-Verbände das Ghetto und begannen mit der systematischen Durchsuchung der Häuser und der Festnahme der Einwohner. Die Aktion dauerte bis um 13 Uhr und war mit einer derartigen Geheimhaltung vorbereitet, dass weder Stahel noch ich vorher Kenntnis davon erhielt-

ten. Die Festnahme der Juden wurde veranlasst auf ausdrücklichen Befehl der SS-Zentrale in Berlin, die sich auf diese Weise für den Widerstand Kesselrings, den Kappler hingenommen hatte, rächen wollte.

Hunderte von Personen wurden festgenommen und nach Verona gebracht, wo sie mehrere Monate blieben, bis sie ihre Fahrt in ein deutsches Konzentrationslager antraten. Kessel forderte von mir im Namen Weizsäckers dringend Einzelheiten, aber ich war nicht in der Lage, sie zu liefern. Von der Durchkämpfungsaktion im Ghetto wurde meine Dienststelle erst unterrichtet durch die Telefonanrufe der Zeitungen, die nach einer Erklärung und Bestätigung fragten.

Kessel und ich sprachen bei dieser Gelegenheit lange über das Drama, das viele Deutsche vor die schreckliche Alternative stellte, entweder zum Feinde überzugehen oder im furchtbarsten aller Kriege weiter dem Vaterland zu dienen, auch wenn es von einer ungeheuerlichen, wesensfremden Ideologie beherrscht wurde.

Zum Schluss sagte mir Kessel mit seiner nasalen Stimme: «Diese Herren können sich jedenfalls rühmen, Deutschland um die letzten Sympathien gebracht zu haben, die es im Vatikan noch besass. Nach solchen Heldentaten ist es sinnlos, wenn sie ankommen und sich beklagen, dass der Vatikan, der neutrale Staat par excellence, zu den protestantischen Engländern und Amerikanern, den antiklerikalen Franzosen und den kirchenfeindlichen Russen bessere Beziehungen unterhält als zu Deutschland mit seinem hohen Prozentsatz von Katholiken, oder, wenn sie sich darüber beschweren,

dass Deutschland ein Opfer der Parteilichkeit des Vatikans, des alten Gegensatzes zwischen Papst und Reich wäre. Diese Herren glauben, es genüge, die Kirchensteuer zu bezahlen. Da irren sie sich aber. Sie müssen den Krieg total und möglichst bald gewinnen, wenn sie keine bitteren Erfahrungen machen wollen, denn niemand wird ihnen jemals die Verfolgung der Juden verzeihen oder das Schicksal all der Unglücklichen, die in den Konzentrationslagern leiden und sterben. Mehr noch als die Entfesselung des Krieges ist es das, was uns in der ganzen Welt verhasst macht, und eines Tages werden wir es mit blutigen Tränen bezahlen müssen!»

Während ich Kessel zuhörte, kam meine Sekretärin herein und brachte mir einen Brief, den soeben ein Kurier aus Fasano gebracht hatte. Auf dem Umschlag stand geschrieben: «Persönlich dem Empfänger auszuhändigen.» Ich erkannte die Handschrift des Botschafters. Auf einem einfachen Blatt Papier las ich:

«Fasano, 19. Oktober 1943.

Betrifft die Ereignisse vom 16. Oktober: «Sie haben Ribbentrop verschnupft, das Misstrauen der SS erregt, Kesselring in eine heikle Lage gebracht, ausserdem Ihre Position und damit auch die meine geschwächt, um wenig oder gar nichts zu erreichen. Sie hätten sich an mich wenden müssen, und ich hätte versucht, die Angelegenheit unter der Hand mit Wolff ins Reine zu bringen. Sie haben Lärm geschlagen und alles verdorben. Sehr schlimm!»

Die Menschenjagd nach Arbeitskräften

Im Dezember 1943 begann man damit, Rom nach Arbeitskräften durchzukämmen. Diese Aktion wurde zu einer ausgedehnten Menschenjagd, ohne Rücksicht auf Alter und Gesundheitszustand. Irgendein Platz oder eine grosse Verkehrsader der Stadt wurde abgesperrt, alle Passanten wurden angehalten und mussten einen Lastwagen besteigen, der sie in eine Kaserne brachte. Dort kam die Überprüfung der Dokumente. Freigelassen wurde nur, wer den Ausweis einer Firma hatte, die von den deutschen Behörden für kriegswichtig erklärt worden war.

Die Gründe für diese Menschenjagd waren verschiedene. Der Aufruf zum freiwilligen Arbeitseinsatz hatte überhaupt keinen Erfolg gehabt. Nach den Informationen von Merkel, dem Beauftragten des deutschen Arbeitsministeriums in Rom, meldeten sich täglich höchstens 100 Arbeiter, um nach Deutschland zu gehen, aber es gab niemand, der sich

für den Einsatz auf italienischen Strassen und Flugplätzen zur Verfügung stellte, und gerade dafür hatte man Arbeitskräfte besonders nötig.

Diese vollständige Zurückhaltung stellte eine ernste Gefahr dar, und es war logisch, dass die Deutschen darauf unfreundlich reagierten. Selbst, wenn der Mangel an Arbeitskräften für Verkehrswege und Anlagen der Luftwaffe nicht so gross gewesen wäre, musste jeder Deutsche aufgebracht sein bei dem Gedanken, dass diese komischen Italiener, die zuerst Bundesgenossen, dann auf einmal Feinde und darauf wieder Bundesgenossen waren, sich verhältnismässig bequem aus der Affaire zogen, während die Deutschen selbst hingehen mussten, um für sie zu kämpfen und die italienische Hauptstadt zu verteidigen. Entweder sind es Verbündete, sagte man sich, dann sollen sie uns ernsthaft unterstützen, oder sie sind Feinde, dann wollen wir sie auch wie Feinde behandeln können.

Ich unterrichtete von dieser verständlichen Auffassung der deutschen Stellen die italienischen Journalisten und legte ihnen dringend nahe, die Öffentlichkeit auf die unvermeidlichen Folgen hinzuweisen, die aus der systematischen Flucht vor den Aufrufen zur Arbeit erwachsen müssten. Ich erklärte: «Es wird dazu kommen, dass die Geduld des deutschen Oberkommandos erschöpft ist, und wenn in der Frage des Arbeitseinsatzes offene Differenzen ausbrechen, dann wird die Bevölkerung die Zeche zu bezahlen haben. Wenn wenigstens ein paar Leute kämen, um den guten Willen zu

zeigen, damit das deutsche Kommando auf drastische Methoden seinen Willen durchzusetzen verzichten könnte,»

Es war mir klar, dass ich umsonst sprach, Rom war eine Stadt der Angestellten und nicht der Arbeiter, Erdarbeiten waren nicht besonders beliebt, erst recht nicht, wenn sie unter Bombenangriffen geleistet werden mussten und noch dazu für diejenige Seite der Kriegführenden, der die Mehrzahl der Italiener eher die Niederlage als den Sieg wünschte. Wenn es schon unmöglich war, die örtlichen militärischen Dienststellen zu beruhigen, so war es erst recht ausgeschlossen, die Stimmung der Italiener Leuten zu erklären, die mit irgendeinem Sonderauftrag von Deutschland nach Rom kamen und nach wenigen Tagen wieder abreisten. Diese Besucher wussten nichts anderes, als sich, sobald sie nach Hause zurückgekehrt waren, über das ewige dolce far niente der Römer zu beklagen.

Als ich erfuhr, dass Sauckel im Begriff war, nach Rom zu kommen, hatte ich gleich das Gefühl, dass es grossen Ärger geben würde. Die Ankunft des Gauleiters von Thüringen war mir in einem Telegramm von Ribbentrop angekündigt worden:

«Gauleiter Sauckel wird nach Rom kommen, um das Arbeitsprogramm des Reiches durchzuführen. Sie werden gebeten, ihm jeden möglichen Beistand zu leisten. Berichten Sie telegrafisch über die Entscheidungen, die Gauleiter Sauckel getroffen hat und über die Unterstützung, die Sie ihm dabei gewährt haben.»

Ich antwortete drei Tage später: «Gauleiter Sauckel ist auf der Botschaft nicht erschienen. Er ist gestern Abend nach

einer Beratung mit Feldmarschall Kesselring abgereist.» Sauckel hatte zwar die Zeit gefehlt, zur Botschaft zu kommen, aber nicht, um die Journalisten im Hotel Excelsior zusammenzurufen und ihnen seine Lebensgeschichte zu erzählen: «Die Italiener mögen nicht glauben, dass ich nicht weiss, wie schwer das Leben des Arbeiters ist. Ich bin selbst ein Handarbeiter und komme aus dem Volk. Mit Schweiss auf der Stirn habe ich meinen Weg gemacht.»

Dann soll er seinen Weg nur schleunigst wieder zurückgehen, ehe er in Rom dasselbe Unheil anrichtet wie anderswo, dachten die Römer, denen der Lebenslauf des Herrn Sauckel ziemlich gleichgültig war.

Aber diese Gleichgültigkeit sollte leider nicht auf Gegenseitigkeit beruhen. In den Besprechungen mit Kesselring hatte Sauckel die Frage der unbeschäftigten Arbeitskräfte in Rom angeschnitten und darauf hingewiesen, dass Deutschland dringend auf den Zustrom von Handarbeitern angewiesen war, wenn das Rüstungsprogramm verwirklicht und damit der Krieg gewonnen werden sollte.

Obwohl ich an den Konferenzen mit Sauckel nicht teilnahm, kannte ich die Argumente, deren er sich bediente. Ich kannte sie schon von Paris, denn es waren immer dieselben. In der Praxis – von der moralischen Seite und der Achtung vor der persönlichen Freiheit ganz abgesehen – hatten sich die Aktionen Sauckels immer in einer sehr verhängnisvollen Weise ausgewirkt. Für jeden Arbeiter, der mit Gewalt ausgehoben worden war, gingen mindestens fünf zu den Partisanen.

Laval, der sich bitter über die Sturheit Sauckels beklagte, hatte mir in Paris vertraulich gesagt: «Die französischen Partisanengruppen nennen sich die ‚Armee Sauckel‘.»

Sauckel wusste sogar selbst, dass er die Partisanen begünstigte, aber er mass dem keine Bedeutung bei und wollte sich einfach mit dieser Frage nicht beschäftigen. Er nahm die Schwierigkeiten, die er Rundstedt und Abetz in Frankreich machte, ebenso wenig ernst, wie die Verlegenheiten, die er Kesselring und Rahn in Italien bereitete.

Ihm kam es nur darauf an, dass er Hitler telegrafieren konnte: «Mein Führer, ich melde Ihnen, dass als Folge meiner Reise nach Frankreich und Italien in den nächsten drei Monaten 300'000 Arbeiter kommen werden, um die Reihen der in der Rüstungsindustrie Beschäftigten zu verstärken.»

Und wehe dem, der sich nicht beeilte, Sauckel rückhaltlos zu unterstützen, oder der sogar gewagt hätte, Einwände vorzubringen. Dann gab es sofort ein schreckliches Geschrei von Sabotage.

Ich kannte den Mann und sein System, und ich war sicher, dass er Kesselring gedrängt hatte, «die harte Tour» anzuwenden. Die Durchkämpfungsaktionen erschienen mir daher nach dem Besuch des Gauleiters beim Oberbefehlshaber ein unvermeidliches Übel, das man, wenigstens zunächst, resigniert hinnehmen musste. Ich habe die beiden ersten «Rastrellamenti» nicht erlebt, aber ich war bei der dritten Durchkämpfungsaktion dabei, die auf der Via Nazionale im Januar 1944 durchgeführt wurde. Ich sah weinende Frauen

und Kinder nach Männern und Vätern rufen, die vor ihren Augen weggebracht wurden. In den Blicken der Passanten sah ich die kalte ingrimmige Wut der Verzweiflung, die zu überraschenden Handlungen fähig ist. Die Geschäfte schlossen eins nach dem anderen. Die Stadt war so gut wie menschenleer und bot einen trostlosen Eindruck.

Jetzt schien mir der richtige Augenblick gekommen, um etwas zu unternehmen. Ich suchte General Maelzer, der seit einiger Zeit General Stahel als Stadtkommandant abgelöst hatte auf und sagte ihm: «Ich weiss, dass bisher in der Mehrzahl der Fälle die Arbeiter, die auf diese Weise auf gegriffen worden sind, noch keinen ernstlichen Widerstand geleistet haben, zumal sie verhältnismässig gut bezahlt werden und nach Beendigung der Arbeit – bis zur Stunde wenigstens – alle wieder nach Hause zurückgekehrt sind. Aber um ein paar hundert Arbeiter zu bekommen, die schliesslich doch an der Situation nichts ändern, laufen wir Gefahr, dass das Wirtschaftsleben von Rom vollkommen lahmgelegt wird. Wie von einem Zauberstab berührt hat sich die Stadt verwandelt und sieht so aus, als ob die Pest darin gewüetet hätte. Für 400 oder 500 Leute, die festgenommen werden, gibt es Zehntausende, die sich ängstlich in den Häusern verbergen und voller Schrecken die Flucht ergreifen, sobald sie eine deutsche Uniform sehen. Die Wasser- und Elektrizitätswerke, die Bäckereien, die Rundfunkstationen, die öffentlichen Dienste und das städtische Verkehrsnetz werden morgen sicherlich ohne Arbeitskräfte dastehen. Die Kaufleute und Gewerbetreibenden, die Angestellten und Arbeiter und sogar Beamte, die im Besitz von ordnungsgemässen Doku-

menten sind, wagen sich nicht mehr auf die Strasse und sind entschlossen, nicht eher wieder hervorzukommen, als bis sie die Gewähr dafür haben, dass die Menschenjagd eingestellt wird.»

«Menschenjagd», schrie Maelzer mit zornrotem Gesicht, mehr betroffen von der Form als von dem Inhalt meiner Worte. «Ich werde diesen Ausdruck dem Feldmarschall berichten.»

«Ich werde meinen Vorgesetzten Meldung machen.» – «Ich muss die Befehle ausführen.» – Das waren die üblichen Argumente, deren Maelzer sich bediente, um auf Bitten und Vorstellungen zu antworten.

Ich begab mich daraufhin direkt nach Monte Soratte, um selbst dem Feldmarschall die Lage zu schildern. Kesselring war keineswegs aufgebracht über den Ausdruck, den ich angewandt hatte und fühlte sich durch meine Intervention nicht verletzt.

Er sagte mir, dass auch Dollmann und Seyfarth, der Chef der Militärverwaltung, der Auffassung waren, es sei dringend geboten, die Ruhe wieder herzustellen, anstatt die Sicherheit und das normale Leben der Stadt durch die Fortsetzung der «Rastrellamenti» weiter zu gefährden. «Das Spiel lohnt wahrhaftig nicht den Einsatz», schloss er seine Worte. Er rief Maelzer ans Telefon: «Hören Sie, Maelzer, ich wünsche, dass die Bevölkerung von Rom in Ruhe gelassen wird. Man muss mit diesen Durchkämpfungsaktionen Schluss machen.»

Maelzer antwortete: «Zu Befehl, Herr Feldmarschall!» Und er beeilte sich, zu erklären, dass die ursprünglichen Anord-

nungen nicht von ihm sondern von der 14. Armee ergangen waren,

«Ich weiss schon», erklärte Kesselring, «ich kenne nur zu genau den Ursprung des Befehls. Immerhin muss er aufgehoben werden, klar?»

Für den, der die Hintergründe des nationalsozialistischen Deutschlands kannte, war die Bereitwilligkeit Kesselrings, mit der er auf meine Wünsche einging, nicht verwunderlich. Der Feldmarschall gab damit Sauckel seine endgültige Antwort und war höchst zufrieden, dass er sich auf die politischen Dienststellen stützen konnte, um dem Sonderbeauftragten des Führers für den Arbeitseinsatz zu zeigen, dass bei allem guten Willen seine Pläne nicht durchgeführt werden konnten. Auch die Erfahrungen, die man in Italien damit gemacht hatte, hatten die Unmöglichkeit erwiesen.

Farinacci lässt Bomben auf den Vatikan werfen

In der Nacht vom 5. November 1943 gegen 21 Uhr hörte man in der Vatikan-Stadt plötzlich mehrere Explosionen. Dem Motorengeräusch einiger Flieger hatte man keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, weil man in den Nächten längst daran gewöhnt war. Eine Stunde danach lag bei allen deutschen Dienststellen die Meldung vor, dass der Vatikan von Fliegerbomben getroffen worden war.

Von wem waren diese Bomben abgeworfen worden? Das war die Frage, auf die niemand zu antworten wusste, Major Reuschle, ein ehemaliger Schauspieler, der Chef der in Rom liegenden Propagandakompanie, stürzte sofort, von zwei Offizieren begleitet, in den Vatikan, um festzustellen, was sich ereignet hatte. Er hatte gar keine Befugnis dazu und wollte sich nur wichtig machen. Er gab sich als Pionier-Offizier aus und bekam daher sachliche Auskunft. Um ein Uhr morgens liess er eiligst eine Rundfunkmeldung verbreiten, natürlich ohne sich mit der deutschen Botschaft beim Heili-

gen Stuhl in Verbindung zu setzen und deren Ansicht einzuholen» Bei der ganzen Geschichte bewies er einen derartigen Mangel an Takt, dass Weizsaecker sich zu einem energischen Protest bei Kesselring veranlasst sah. Der übereifrige Major erhielt daraufhin einen sehr strengen Verweis. Was hinter dem Bombenabwurf steckte, konnte zunächst niemand feststellen. Es war ein absolutes Rätsel, vor dem die verantwortlichen Männer und Vertrauensleute der verschiedenen deutschen Nachrichtendienste fassungslos standen. Kesselring selbst, das steht fest, hatte keine Information, und auch die Luftabwehr konnte ihm keine befriedigende Erklärung geben.

Dollmann, Kappler, Maelzer, die Botschaft, bis hinauf zum OKW ergingen sich alle in vagen Vermutungen. Die erste Stelle, die von der Wahrheit unterrichtet wurde, war vermutlich der Vatikan selbst, aber für 48 Stunden herrschte über die Urheber und ihr Motiv überall völliges Dunkel.

Die Bomben, die kein Opfer forderten und nur die Mosaikschule zerstörten, wurden rasch von den technischen Fachleuten des Vatikans als solche englischen Ursprungs erkannt, aber das bewies noch gar nichts, denn weder auf englischer noch auf deutscher Seite gab es Gründe für einen so sinnlosen Angriff.

Und in der Tat war der Schuldige ein Dritter. Der Urheber dieses ebenso bemerkenswerten wie grossartigen Unternehmens war Farinacci, der Federale von Cremona, der extremste von allen faschistischen Parteiführern. Wenn er sich dieser Untat – wenigstens vor Deutschen – auch niemals gerühmt hat, so hat er sie doch auch niemals abgestritten. Die-

ser unglaubliche persönliche Abenteuerstreich Farinaccis erregte Kesselrings höchsten Zorn. Auch Hitler selbst fand ihn idiotisch. Aber was passierte Herrn Farinacci dafür? Gar nichts.

In einer ganz unerwarteten Weise reagierte dagegen Ribbentrop. Nachdem er von allen Seiten Informationen eingeholt hatte, besass der Minister die Gewissheit, dass es sich nicht um deutsche Flugzeuge gehandelt hatte. Also mussten es alliierte Flieger gewesen sein. Er konnte sich zwar die Gründe nicht erklären, aber er fand, dass man ihm einen grossen Dienst erwiesen hatte und dass die Situation ausgenutzt werden musste.

Er rief mich ans Telefon: «Hören Sie, die Bomben von heute Nacht, was haben Sie unternommen? Was wollen Sie veranlassen?»

Ich antwortete ihm, dass die Presse die Meldung in grosser Aufmachung gebracht und darauf hingewiesen hatte, dass es sich um eine Aktion der Alliierten handelte. Die Blätter hätten Mord und Brand geschimpft.

Ribbentrop: «Schön, aber was sagt der Papst?» «Der Papst sagt nichts».

Ribbentrop: «Doll, es fällt ihm eine Bombe auf den Kopf, und er sagt gar nichts dazu. Wieso gar nichts? Gehen Sie sofort zum Papst und passen Sie auf, dass er Ihnen keine säuselnde Erklärung abgibt.»

«Herr Minister, ich glaube, dafür bin ich nicht zuständig. Die Bombe ist im Vatikan gefallen, und Weizsaecker müsste die Sache machen.»

Keine Antwort. Zwei lange Minuten des Schweigens am

Telefon, so, als ob die Verbindung unterbrochen oder Ribbentrop weggegangen wäre.

Endlich, nach zwei Minuten, hörte ich Ribbentrops Stimme wieder: «Hm, hm, hm ... Auch das ist richtig, hm ... Na gut, sagen Sie Weizsaecker, er soll mich sofort anrufen.»

Ich ging zu Weizsaecker und überbrachte ihm die Botschaft. Er meinte: «Was denkt der sich eigentlich? Glaubt er wirklich, dass man einfach so zum Papst hingehen kann und von ihm eine Erklärung fordern, wie er sie haben möchte, klar und eindeutig, so wie die nationalsozialistische Propaganda sie braucht? Ich denke gar nicht daran, ihn anzurufen. Der Kerl ist ja verrückt, er will meinen Untergang.»

Weil er sich trotzdem an den erhaltenen Befehl gebunden fühlte, rief Weizsaecker dann doch Berlin an. Zweimal liess Ribbentrop antworten, er sei nicht da. Ehe er mit Weizsaecker, den er nicht ausstehen konnte, sprach, verzichtete er lieber auf die Erklärung des Papstes.

Ribbentrop hatte Weizsaecker nach dem Vatikan gewissermassen strafversetzt, auf einen Posten, dem er keine Bedeutung beimass. Er hätte ihn zwar noch abberufen oder in Pension schicken können, aber er hatte Angst, dass Weizsaecker sich weigern würde, aus dem Vatikan abzureisen, und das wäre ein grosser Skandal gewesen, eine weitere Demonstration der Untreue, und deren gab es schon genug!

Der deutsche Botschafter bei der katholischen Kirche war übrigens Protestant, der Enkel eines evangelischen Pfarrers.

Der Papst empfängt einen heimlichen Besucher

Die Beziehungen zwischen Berlin und dem Vatikan waren, wie man weiss, kühl. Mit der Botschaft in der Villa Wolkonsky hatte der Heilige Stuhl offiziell überhaupt keinen Kontakt. Nachdem gelegentlich kleine Zwischenfälle zwischen deutschen Soldaten und katholischen Priestern vorgekommen waren, hatte Rahn General Stahel, dem Stadtkommandanten von Rom, vorgeschlagen, einen Postendienst rings um die Vatikanstadt einzurichten. Es sollten dadurch unliebsame Auftritte vermieden werden, wenn Soldaten, die von der Front kamen, aus Neugier oder Unkenntnis den Vatikan betreten hätten. Kesselring hatte sich mit dieser Massregel einverstanden erklärt.

Es ist auch wahr, dass mit einer solchen Postenkette das deutsche Kommando zugleich verhindern wollte, dass entflozene Kriegsgefangene im Vatikan Unterschlupf fanden und dass die Vatikanstadt zu einem Zufluchtsort für deut-

sche Deserteure wurde» Es ist jedoch falsch, wenn eine anonyme Broschüre behauptet, dass die Deutschen bis zu einem gewissen Grade entschlossen gewesen wären, den Heiligen Vater aus Rom wegzuführen, und dass der Papst, von Weizsaecker unterrichtet, das Kardinalskollegium zusammengerufen und einen Nachfolger bestimmt hätte«

Alles das sind Übertreibungen. Verantwortliche Männer des Reiches, Hitler inbegriffen, haben diesen Gedanken höchstens gelegentlich erwogen, aber es ist nie zu einem ernstlichen Entschluss gekommen. Als Weizsaecker vom Papst über eine derartige Möglichkeit befragt wurde, konnte er mit gutem Gewissen eine gegenteilige Versicherung abgeben und konnte sie auch später noch bekräftigen.

Es lässt sich freilich nicht abstreiten, dass es in der Partei und SS-Männer gab, die für eine solche Ungeheuerlichkeit eintraten. In ihrer grotesken Unwissenheit gingen sie so weit, bis in die kleinsten Einzelheiten einen Plan auszuarbeiten, der unter anderem vorsah, den Papst auf der Wartburg oder, wenn das wegen der Luther-Tradition nicht gerade zweckmässig wäre, auf dem Lichtenstein unterzubringen. Der Plan dieser Leute war aber nur eine Vorbereitung für den Fall, dass die Reichsregierung ihren Vorschlag ernsthaft in Betracht ziehen sollte.

Während in Rom diese Gerüchte im Umlauf waren, stellten die führenden Köpfe der deutschen Propaganda Überlegungen an, auf welche Weise man den Papst dazu bringen könnte, sich mit einem Wort oder einer Geste für das Dritte Reich zu erklären. Es tauchte die grossartige Idee auf, Max

Schmeling, den ehemaligen Weltmeister im Schwergewicht, vom Papst empfangen zu lassen. Die Erfinder dieses Geniestreichs versprachen sich davon einen grossen Propagandaerfolg für Deutschland, Die Begegnung zwischen dem Haupt der katholischen Welt und dem Vertreter der deutschen Kraft müsste, so bildeten sich diese Leute ein, den Heiligen Stuhl den Ideen des Nationalsozialismus geneigter machen. Die Anwesenheit von Schmeling im Vatikan würde eine Sympathiekundgebung der Kirche für Deutschland darstellen oder irgendetwas Ähnliches. Es ist für normaldenkende Menschen nicht ganz einfach, diese Beweggründe zu begreifen.

Als die deutschen diplomatischen Vertreter von dieser Angelegenheit erfuhren, blieb ihnen die Sprache weg. Aber der Befehl von oben duldet keinen Widerspruch, Schmeling «musste» vom Papst empfangen werden, und sein Besuch «musste» ein Erfolg werden. Jede Förderung und Hilfe «musste» dem Ex-Weltmeister gewährt werden. Persönlich war Schmeling ein guter Junge, der nicht den geringsten politischen Ehrgeiz hatte und dem bei der Geschichte selbst nicht wohl war. Aber die Befehle von Goebbels waren auch für ihn verbindlich. Die letzte Hoffnung war, dass der Papst die Audienz verweigern würde. Der Papst empfing jedoch Schmeling wie jeden anderen Sohn der Kirche, der den Wunsch hatte, ihm seine Verehrung zu bezeugen. Das war seine Antwort an das Propagandaministerium. Nach der kurzen Unterredung kehrte Schmeling mit leeren Händen zurück, wie er gekommen war. Und wenn man bedenkt, wie die nationalsozialistische Propaganda den Besuch aufgezo-

gen hatte, dann war die Lächerlichkeit noch grösser als der Misserfolg.

Bei den deutschen Diplomaten in Italien bestand eine ganz andere Vorstellung über das Verhältnis zum Vatikan. Rahn, dem korrekte Beziehungen sehr am Herzen lagen, fragte sich, wohin ihn das Schicksal gestellt hatte. Es war seine feste Absicht, Hitler dazu zu bringen, dass er mit der Politik der Gewalt, der Willkür und des Hasses Schluss machte. Einer der ersten Schritte auf diesem Wege wäre die Wiederherstellung normaler Beziehungen zur Kirche und ein enger Kontakt mit dem Vatikan gewesen.

Dem Heiligen Stuhl wollte Rahn wahrscheinlich beweisen, dass er ein vaterlandsliebender Deutscher war, aber vernünftig, unparteiisch, gemässigt und mit dem festen Willen zum Wiederaufbau; ein Deutscher, der sich als Friedensvermittler zur Verfügung gestellt hätte, wenn überhaupt noch ein Kompromissfrieden möglich gewesen wäre.

Dem Vatikan gab er jedenfalls mehrfach die Versicherung, dass er alles, was in seiner Macht lag, darangesetzt hatte, um die Achtung vor den Einrichtungen und den Vertretern der Kirche in Italien aufrecht zu erhalten. Eine derartige Versicherung war nicht die Frucht zweckmässiger taktischer Überlegungen, sondern eine Sache der persönlichen Überzeugung. Darin wurde er von seiner Frau, einer treuen und gläubigen Katholikin, die im Sacré-Coeur erzogen worden war, bestärkt. Sie drängte ihren Gatten zur Milde und Zurückhaltung und wäre glücklich gewesen, ihn im Schoss

der Kirche zu sehen als einen eifrigen Mitarbeiter an den politischen Zielen des Vatikans,

Als Rahn von einem Besuch in Rom nach Fasano zurückgekehrt war, intervenierte er mit noch grösserem Nachdruck zu Gunsten der Priester, und es gelang ihm, verschiedene den Fängen des SD zu entreissen und bei anderen, die von Militärgerichten wegen Partisanenbegünstigung verurteilt waren, eine Begnadigung zu erwirken.

Von Mitte 1944 an unterstützte auch SS-Gruppenführer Wolff deutlich Rahn bei diesen Bemühungen,

Als ich das beobachtete, war ich verblüfft. Wenn ich auch wusste, dass Wolff weniger stur war, als man nach seiner früheren Stellung als ständiger Vertreter Himmlers im Führerhauptquartier hätte erwarten dürfen, so blieb er doch immer der Obergruppenführer Wolff, der Chef der SS in Italien, Ich tippte einmal deswegen vorsichtig bei Dollmann an, der mir antwortete: «Wolff hat wirklich ein gutes Herz .. und ausserdem hat er sich am 10. Mai gesichert,»

Gesichert? Warum, wieso? Ich begriff nicht.

Dollmann blieb verschlossen und tat weiter geheimnisvoll. Heute weiss ich es. Am 10. Mai 1944 war auch Wolff vom Papst empfangen worden ...

Im Geheimen, versteht sich.

In Anzio waren nur fünf Mann

Die Landung der Alliierten bei Anzio am 22. Januar 1944 war eine grosse Überraschung. So sehr auch in Rom alle unter der Psychose der bevorstehenden Landung gestanden hatten, gerieten dennoch im Augenblick, wo sie Wirklichkeit wurde, die deutschen Stäbe und Dienststellen in der Hauptstadt erheblich durcheinander.

Der deutsche Unteroffizier, der mit fünf Mann die ganze Besatzung von Anzio bildete, konnte gewiss nicht daran denken, den alliierten Streitkräften Widerstand zu leisten. Die deutschen Gegenmassnahmen setzten trotzdem sehr rasch ein, wenn auch in den ersten 48 Stunden der deutsche Nachrichtendienst noch kein zuverlässiges Bild der Lage gewinnen konnte.

Zur Botschaft gelangte die Nachricht von der Landung um halb 10 Uhr vormittags. Dollmann überbrachte sie. Vier Stunden vorher waren die Alliierten am Strand von Anzio

gelandet. Dollmann fragte mich, was die Botschaft zu tun beabsichtige und unterrichtete mich davon, dass in der Stadt die Organisation Todt ohne Befehle von oben abzuwarten dabei war, überstürzt die Koffer zu packen und «abzuhauen».

Ich rief Oberstleutnant Zolling, den I c von Kesselring, an, der mir erklärte, dass er keine genauen Meldungen habe. Wir beschlossen daher General Maelzer, der seit einiger Zeit Stahel als Stadtkommandant abgelöst hatte, aufzusuchen um zu sehen, ob er in der Lage war, uns einige Informationen zu geben. Als wir auf der Platzkommandantur auf dem Corso Italia ankamen, bemerkten wir eine grosse Nervosität, ein aufgeregtes Kommen und Gehen. Wir hatten den Eindruck, dass mit dem Befehl zur Verlegung jeden Augenblick gerechnet werden musste. Dem Personal der Botschaft hatte ich inzwischen Anweisung gegeben, die Koffer bereit zu halten und die Wagen aufzutanken, vor allem aber den Bezirk der Villa Wolkonsky bis zu meiner Rückkehr nicht zu verlassen.

Wir fragten General Maelzer, ob das Gerücht stimmte, dass die Alliierten sich schon in Ostia befänden. Er schämte sich nicht, uns mit gelassener Selbstverständlichkeit zu antworten: «Ich weiss überhaupt nichts.» Ungefähr einen Monat vor Weihnachten hatte Maelzer 200 englische und amerikanische Gefangene, nachdem sie der Messe in der amerikanischen St. Pauls-Kirche beigewohnt hatten, ins Hotel Regina eingeladen. Diese Propagandaveranstaltung von zweifelhaftem Geschmack hatte es ihm erlaubt, die Anglo-Amerikaner ganz aus der Nähe kennen zu lernen. Jetzt bot sich

ihm eine neue Gelegenheit, aber unter vollkommen veränderten Umständen, Es hätte genügt, einen Kradmelder auf der Strasse nach Ostia vorzuschicken, um genaue Nachrichten zu bekommen, aber dem Platzkommandanten war die Neugier, sich dem Feind zu nähern, offenbar vergangen, Er zog es vor, auf Anweisungen von Monte Soratte zu warten. Dort, etwa 20 Kilometer nördlich von Rom, sass Kesselring mit dem Stab der Heeresgruppe,

Ich entschloss mich eine Fahrt in Richtung Ostia zu wagen. «Sie werden nicht durchkommen» sagte mir Maelzer, «die Strassen sind blockiert.» Ich antwortete nicht ohne Ironie, «Dann werde ich mich wenigstens bei dem Feldweibel an der Blockstelle informieren und dann später zurückkehren, um Ihnen die Meldung zu bringen.»

Aber an der Blockstelle konnte ich nichts erfahren. Auf der ganzen Strecke von Rom nach Ostia und am Strand von Ostia entlang traf ich an jenem 22. Januar nicht einen einzigen deutschen Soldaten. Die Blockstellen waren überhaupt nicht besetzt. Wenn die Anglo-Amerikaner etwas mehr Entschlossenheit gezeigt hätten, wäre Rom mit grosser Wahrscheinlichkeit schon damals gefallen. Auch im Innern der Stadt waren die deutschen Kräfte in diesem Augenblick bedeutungslos.

Mit der Landung bei Anzio wurde die Front auf fünfzig Kilometer an die Hauptstadt herangetragen. Wenn es den deutschen Truppen auch nicht gelang, den wichtigen alliierten Brückenkopf zu beseitigen, so konnten sie ihn doch wenigstens für fast fünf Monate abriegeln. Vom militärischen Standpunkt aus mochte das ein Trost sein, aber vom

Standpunkt der Verwaltung aus betrachtet wurde die Situation Roms sehr erschwert, besonders im Hinblick auf das Hauptproblem der Versorgung mit Lebensmitteln» Es gab drei verschiedene Einrichtungen, die sich damit beschäftigten, Lebensmittel nach Rom *zu bringen*. Die erste war die deutsche Militärverwaltung, die einzelnen Fahrunternehmern die Erlaubnis dazu gab oder selbst mit eigenen und beschlagnahmten Lastwagen Transporte durchführte. An zweiter Stelle stand eine halbstaatliche Transportorganisation, die der Präfekt Testa im Auftrag der faschistischen Regierung von Salo ins Leben gerufen hatte. Schliesslich gab es die verschiedenen Transporteinrichtungen, die vom Vatikan geleitet wurden.

Nach der Landung bei Anzio verstärkte die feindliche Luftwaffe ihre Angriffe und der Fahrzeugpark der Militärverwaltung wurde rasch so gut wie ausgeschaltet. Die Anstrengungen des Botschafters, von der Regierung von Salo hundert Lastwagen für die Organisation Testa zu erhalten, wirkten sich auch nur für kurze Zeit günstig aus. Der Vatikan opferte daraufhin seine letzten Lastzüge, die äusserste Reserve für den Notfall, aber die feindliche Luftwaffe machte auch sie bald unbrauchbar.

Die Situation wurde noch erschwert durch den ständigen Zustrom von Flüchtlingen, die vom Süden aus dem Kampfgebiet kamen und hofften, dass sie am ehesten wieder nach Hause zurückkehren könnten, wenn sie vorläufig in Rom blieben. Die Bevölkerung in der Hauptstadt stieg in diesem Zeitraum bis auf zwei Millionen an.

Die Anweisungen von Kesselring sahen vor, dass die Stadt über eine Lebensmittelausstattung für wenigstens zwei Wochen verfügen sollte. Im Allgemeinen waren aber nur Reserven für drei oder vier Tage vorhanden. Diese Tatsache hat Kesselring von Anfang an mit Sorge erfüllt. Er liess sich von Seyfarth, dem Chef der Militärverwaltung darüber berichten. Dieser wies auf die zusätzlichen Schwierigkeiten hin. Nicht nur die feindliche Offensive wirkte sich aus sondern auch die illegalen Requisitionen der in Rom durchmarschierenden Truppen, der Mangel an Arbeitskräften für das Beladen der Lastwagen und bisweilen sogar der Mangel an Leuten, die bereit waren, auf den Märkten von Rom die Lebensmittel abzuladen.

Kesselring antwortete ihm, dass er sich von solchen Gründen nicht überzeugen liesse. Er ordnete an, dass deutsche Soldaten alle für Rom bestimmte Versorgungsfahrzeuge begleiten sollten, um unerlaubte Beschlagnahme oder das Verschwinden von Fahrern und Lastwagen zu verhindern. Zwei deutsche Soldaten wurden, weil sie aus dem Wehrmachtsverpflegungslager von Frascati Lebensmittel entwendet hatten, zum Tode verurteilt.

Später erwiesen sich alle diese Massnahmen als nutzlos und der Getreidevorrat sank auf eine Reserve für 48, dann für 24 Stunden, um schliesslich in einigen Stadtvierteln ganz dahin zu schwinden. So kam es dazu, dass die Bevölkerung die Brotfabrik von Trastevere stürmte. Kesselring rief daraufhin alle deutschen Dienststellenleiter von Rom zu einer Konferenz nach Monte Soratte zusammen. Ich habe den Oberbefehlshaber nie so erzürnt gesehen. Er verlangte drin-

gend von Seyfarth Erklärungen. Seyfarth brachte durchaus berechtigte Gründe vor: den Mangel an Transportmitteln, die Knappheit der Vorräte usw., aber Kesselring antwortete ihm schroff, dass er seine Arbeit als gescheitert betrachte und keine Entschuldigungen hinnehme. Die Bevölkerung müsste um jeden Preis mindestens das Wenige bekommen, was ihr versprochen worden war. Kesselring verfügte deswegen, dass die Lebensmittelversorgung der Stadt sofort den Nachschubkolonnen der Wehrmacht anvertraut würde. Dafür würden die Fahrzeuge der Wehrmacht zur Verfügung gestellt werden. Der Oberbefehlshaber schloss: «Ich wünsche einen täglichen Bericht und erwarte konkrete Ergebnisse.»

Zu mir gewandt fügte er hinzu: «Bitten Sie den Herrn Botschafter, der Regierung des Duce in meinem Namen mitzuteilen, dass ich empört bin, wenn ich sehen muss, wie sie nicht daran denkt, die Versorgung der italienischen Hauptstadt durch den Einsatz weiterer Fahrzeuge und Lebensmittel zu unterstützen, während meine Soldaten Rom mit ihrem Leben verteidigen.»

Die «offene Stadt» Rom wird zum Etappenzentrum

Was geschehen wäre, wenn Rom Bombenangriffe in größerem Stil erlebt hätte, ist schwer zu sagen. Sobald man die Aufmerksamkeit von Kesselring auf diese Gefahr lenkte, antwortete er: «Die Alliierten haben die Stadt schon bombardiert und wahrhaftig nicht zum Spass. Damals entsprach Rom peinlich genau den Vorschriften einer offenen Stadt. Wenn sie es heute nicht tun, dann werden sie ihre guten Gründe haben.» Diese Überlegung wirkte nicht recht überzeugend. Wenn die Alliierten Rom als offene Stadt mit Bomben belegten, so traf sie dafür die Verantwortung vor der Geschichte, wenn sie dagegen einen Bombenangriff auf die Hauptstadt ausführten, weil sie für militärische Zwecke benutzt wurde, musste die Verantwortung auf die Deutschen zurückfallen. Das war das Leitmotiv der ständigen Vorstellungen und Proteste, die von den beiden deutschen

Botschaftern Rahn und Weizsaecker erhoben wurden. Aber ihre mahnende Worte verhallten wie eine Stimme in der Wüste.

Kesselring befürchtete einen ungünstigen Einfluss auf die Stimmung der kämpfenden Truppe, wenn er ihr den Zutritt nach Rom verbot. Vor allem aber sah er sich durch Transportschwierigkeiten veranlasst, die Truppenverlegungen quer durch die Hauptstadt durchführen zu lassen, anstatt den Verkehr um sie herumzuleiten. Er hatte immer grossen Mangel an Brennstoff, vor allem an Benzin, und so sollte Rom lieber das Risiko eines Luftangriffs auf sich nehmen. Er verharrte auf diesem Standpunkt auch nachdem er selbst feststellen musste, dass die Anhäufung deutscher Dienststellen der Hauptstadt schliesslich das Ansehen eines Heerlagers gab.

Dass Rom nicht eine Stadt war wie jede andere, darüber war man sich unglücklicherweise in der Stadtkommandantur und im Hauptquartier Kesselrings nicht immer klar oder es dauerte wenigstens allzu lange, bis man es begriff.

Die gelegentlichen Übergriffe der Frontsoldaten, die sich in der Stadt aufhielten, waren dabei noch nicht einmal das Schlimmste. Sie tranken und lärmten und betrugten sich eben so wie sich betrunkene Soldaten nun einmal in der ganzen Welt auf führen. Sie requirierten auch wohl ohne Befehl und Erlaubnis die in der Stadt herumstehenden Autos und machten dabei nicht einmal vor dem Wagen des SS-Obergruppenführers Wolff oder dem grossen Sportkabriolett von Edda Ciano Halt. Aber wenn auch die Landser, die Tag und Nacht in der Hölle von Casino und Nettuno aushielten, für die paar Stunden ihres Aufenthaltes in Rom ei-

nige Nachsicht beanspruchen durften, so gab es doch keine Entschuldigung für die zahllosen Etappenhelden, die von allen Seiten nach Rom hereinströmten, um sich dort unter den seltsamsten Vorwänden und mit den merkwürdigsten Büros und Dienststellen niederzulassen. So tauchte unter anderem die ausserordentlich wichtige Stelle für die «Suche nach Trinkwasser in Italien» auf, von der vorher kein Mensch jemals etwas gehört hatte. Die meisten Angehörigen dieser neuen Dienststellen, die in Rom wie Pilze aus der Erde schossen, feierten unter dem Motto «Nach uns die Sintflut» ein alkoholisches Fest nach dem andern. Sollte man darin die Anzeichen eines moralischen Verfalls nach einem allzu langen Krieg sehen? Vielleicht. Aber umso notwendiger wäre es gewesen, mit strengen Massnahmen gegen die Verantwortlichen vorzugehen, anstatt lächerliche allgemeine Verordnungen zu erlassen, wie z.B. die Vorschrift der Sperrstunde, die nur die Bevölkerung beunruhigte, ohne Zwischenfälle zu verhindern.

Am 26. März 1944 wurden endlich die von dem früheren Stadtkommandanten Stahel erlassenen Anordnungen wieder in Kraft gesetzt. Das bedeutete, dass Rom nun auch praktisch wieder als offene Stadt respektiert wurde. Auf diese Weise wurden die Übergriffe eingeschränkt. Die Stadt bot von da an das Bild einer grösseren Ordnung und das Leben der Bevölkerung spielte sich wieder in geregelten Bahnen ab.

Die Bemühungen derjenigen deutschen Stellen, die mit allen Mitteln versucht hatten, Rom auch wirklich den Charakter einer offenen Stadt zu geben, wurden gerechtfertigt durch die Bombenangriffe der Anglo-Amerikaner auf die

Peripherie von Rom, bei denen die Bahnhöfe Prenestina und Ostiense getroffen wurden. Kesselring war sehr betroffen von der Genauigkeit, mit der ein Zug mit Brennstoff und ein anderer mit Munition in die Luft gejagt wurden. Es zeigte sich nur allzu deutlich, wie sehr die Alliierten über jede militärische Bewegung, die sich in Rom abspielte, auf dem Laufenden waren. Mit derselben Präzision griffen sie kurz darauf Munitions- und Brennstofftransporte an, die im Zentrum der Stadt Halt machten.

General von Mackensen, der Oberbefehlshaber der 14. Armee, dem auch die Stadtkommandantur in Rom unterstand, unterstützte die beiden Botschafter Rahn und Weizsaecker sehr bei ihren Bemühungen für Rom wieder den Zustand einer offenen Stadt herbeizuführen. Eine entscheidende Wirkung in diesem Sinne hatte auch der Druck des Vatikans, der Wege fand, um seine Vorstellungen und Bitten an Kesselring auch durch italienische Persönlichkeiten heranzutragen. Nachdem der Oberbefehlshaber sich dann einmal entschieden hatte, erliess er äusserst strenge Anordnungen. Er verlangte, dass sie bis auf den Buchstaben beachtet wurden und hielt sie bis zum Schluss unverändert aufrecht.

Der Presseattaché der Botschaft von Borch erhielt den Auftrag, den auswärtigen Journalisten die Anordnungen mitzuteilen, die die Stadtkommandantur gemäss den Anweisungen des Oberbefehlshabers Süd-West ausgegeben hatte.

Das Betreten der Stadt wurde allen Soldaten untersagt, die nicht mit einer Sondererlaubnis der Stadtkommandantur versehen waren. Alle Militärautos und Marschkolonnen

wurden umgeleitet und zu einem weiten Bogen um die Stadt herum gezwungen, ehe sie die Hauptstrassen wieder benutzen durften. Die Stadt wurde in eine äussere und eine innere Zone eingeteilt. Die deutschen Dienststellen in Rom wurden auf das unbedingt notwendige Mass herabgeschraubt. Der Ic der Armee Mackensen, Oberstleutnant Moll, den ich von Tunis her kannte, wo er Ic bei General Arnim gewesen war, griff selbst ein, um diejenigen an die Luft zu setzen, die dem Befehle zum Trotz mit allen Mitteln versuchten, in Rom zu bleiben.

Moll ging mit solcher Energie daran, reinen Tisch zu machen, dass ich ihn sogar bitten musste, die Wehrmachtspassstelle, mit der ich täglich dienstlich zu tun hatte, zu verschonen. Diese Dienststelle hatte mich dringend um Vermittlung gebeten.

Sie war freilich nur ins Leben gerufen worden, um die Rechte des Auswärtigen Amtes auch auf dem bescheidenen Gebiet der Visen einzuschränken.

Mussolini will nicht nach Rom kommen

Die Beziehungen der Botschaft zu den italienischen Behörden waren im Allgemeinen herzlich. So oft die Minister der am Gardasee residierenden faschistischen Regierung nach Rom kamen, hofften sie ein klares Bild der Lage zu bekommen. Vielleicht wurden sie auch von einer Art Heimweh nach dem Schauplatz ihrer glücklichen Tage getrieben.

Sie hatten im Allgemeinen den Wunsch, sich mit Kesselring zu treffen. Um von dem Generalfeldmarschall empfangen zu werden, mussten die italienischen Minister von der Botschaft oder von Dollmann eingeführt werden. Kesselring lud sie dann für acht Uhr zum Abendessen ein. Er erschien jedesmal sehr pünktlich, gab sich äusserst liebenswürdig und gastfreundlich. Aber beinahe regelmässig erhob er sich um 10 Uhr und zog sich mit den Worten zurück: «Entschuldigen Sie mich meine Herren, ich muss Krieg führen.»

Bei diesen Zusammenkünften sprachen die Minister nicht Deutsch und Kesselring nicht Italienisch, so dass Dollmann die Rolle des Dolmetschers zufiel. Kesselring legte auf diese persönliche Fühlungnahme mit der Regierung von Salo keinen besonderen Wert. Er vermied es, das Gespräch auf politische Fragen zu lenken, und liebte es nicht, Einzelheiten über militärische Angelegenheiten zu äussern. Die Minister gingen wenig befriedigt wieder fort und wussten nicht mehr als vorher.

Die Abende in der Botschaft, zu denen ich immer einen oder zwei meiner Mitarbeiter einlud, waren für die Minister weniger verlockend. Aber dafür floss die Unterhaltung leichter und freier dahin und die Atmosphäre war weniger drückend. Bequem am Kamin sitzend schauten meine Gäste auf die brennenden Holzscheite, rauchten eine annehmbare Zigarre, tranken einen guten Kognak und fühlten sich in dieser Umgebung recht behaglich. Sie benutzten die Gelegenheit, um nach Einzelheiten über die militärische Lage zu fragen, in der Überzeugung, dass ich das Vertrauen von Kesselring genösse.

Was konnte ich ihnen sagen? Ich war sicher, dass Rom bald verloren gehen würde. Ich war sogar erstaunt, dass es nach so vielen Monaten immer noch nicht gefallen war. Bei der Bildung der faschistischen Regierung im Oktober 1943 hatte ich in einem Gespräch mit Graziani, um ihm eine Freundlichkeit zu sagen, bemerkt: «Vielleicht zünden wir doch noch den Weihnachtsbaum in Rom an.»

Und Graziani, der sich vielleicht keine grossen Illusionen darüber machte, hatte etwas skeptisch geantwortet:

«Das wäre wirklich schön!» Und trotz unserer Zweifel war Rom jetzt, im Frühjahr 1944, noch immer in deutscher Hand.

Zu dem Zeitpunkt, wo ich Graziani meine Besorgnisse über die Zukunft ausdrückte, wurde in den Kreisen der deutschen Führung der Verlust von Rom noch keineswegs als eine Etappe der endgültigen Niederlage angesehen. Man dachte an eine Verteidigungslinie am Apennin. Rom sollte nur ein zeitweiliges Hindernis für den Vormarsch der Alliierten Truppen bilden.

Aber nachdem Rommel abberufen worden war, zeigten sich die Dinge in einem ganz anderen Licht. Kesselring hatte dem OKW ein regelrechtes Ultimatum gestellt: «Entweder ich oder Rommel.» Zur Überraschung aller fiel die Wahl auf Kesselring, weil die Abneigung der Italiener gegen Rommel inzwischen offenkundig geworden war und weil der Verteidigungsplan von Kesselring, der Rom und den Apennin einbezog, beim OKW mehr Anklang gefunden hatte als der von Rommel, der seine Truppen am Po aufstellen wollte. Kesselring galt ausserdem bei Hitler als ein Mann des Erfolges, weil er die Situation nach dem 8. September gemeistert hatte. Hitler gefiel sich darin, nach der Art Napoleons erfolgreiche Männer zu bevorzugen. So gab er Kesselring alle Vollmachten, und es wurde klar, dass man in Rom eine entscheidende Partie spielte.

Wenn Rom trotz aller Anstrengungen nicht gehalten werden konnte, dann lag es auf der Hand, dass auch die Apenninlinie nicht stand hielt, und wahrscheinlich noch schneller als die Linie von Casino aufgegeben werden musste.

Derartige Überlegungen ergaben sich im Grunde aus dem gesunden Menschenverstand. Reisinger, der alte Kanzler der Botschaft, sagte trotz seines goldenen Parteiabzeichens jedem, der es hören wollte: «Wenn Rom verloren geht, können wir einpacken.»

Aber ich konnte mich nicht derselben Sprache wie Reisinger bedienen. Die Minister, die mich voller Sorge befragten, wollten neue Hoffnungen fassen. Sie wollten Nachrichten hören, die geeignet waren, die Stimmung zu heben, und nicht düstere Prophezeiungen.

Bevor Pavolini daran ging, die neue faschistische Regierung zu bilden, hatte er im Hauptquartier angefragt, welche Erwartungen man für den Gang der militärischen Operationen hegte und ob die Preisgabe Roms in Erwägung gezogen würde. Damals – es war noch die Periode, wo der Verteidigungsplan von Rommel sich durchzusetzen schien – hatte man ihm geantwortet, dass Rom vielleicht aufgegeben würde, dass dies aber auch die letzte Verteidigungsmassnahme sein würde. Ganz vertraulich und unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit hatte man ihm dann noch zugeflüstert, dass die Deutschen sich einer Landung in Frankreich nicht entgegenstellen sondern die Anglo-Amerikaner vielmehr hereinkommen lassen würden, um ihnen dann eine Niederlage zu bereiten, nach der ihnen ein für alle Mal die Lust zu Landungen vergehen würde. (Später war dieser «Plan» längst kein Geheimnis mehr, sondern eine starke Waffe der deutschen Propaganda, die ihren Eindruck auf den einfachen Soldaten nicht verfehlte.) Diese Informationen, die man Pavolini in so betonter Vertraulichkeit gegeben hatte, konnten bei den faschistischen Ministern die

Überzeugung hervorrufen, in die tiefsten Geheimnisse der deutschen Strategie eingeweiht zu sein. Ihr Eifer und ihr Glaube wurden neu entfacht. Mit einem gewissen Recht konnten sie sich als die Retter ihres Vaterlandes ansehen, das durch ihr Verdienst im Augenblick des deutschen Sieges nicht verlassen und verkannt dastehen würde.

Es war daher für mich nicht leicht möglich, meine persönliche Skepsis zu äussern. Wenn ich aufrichtig sein will, muss ich auch zugeben, dass ich damals noch nicht meine Hand dafür ins Feuer gelegt hätte, dass Deutschland schon den Krieg verloren hatte. Niemand konnte genau wissen, was in den deutschen Rüstungsfabriken und Produktionszentren vor sich ging. Niemand konnte mit Gewissheit sagen, ob die Geheimwaffen wirklich existierten oder ob es sich dabei nur um einen Bluff handelte. Wenn es diese geheimen Waffen nun wirklich gab oder noch besser, wenn ihre Herstellung sich schon in einem fortgeschrittenen Stadium befand? Wenn die Köpfe, die die Atombombe erfanden und konstruierten, Deutsche gewesen wären und wenn es möglich gewesen wäre, sie in den Jahren 1943 und 1944 anzuwenden, wäre es dann nicht geradezu Verrat gewesen, demoralisierende Gespräche mit den Bundesgenossen zu führen?

Hewel, der Verbindungsmann zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Führerhauptquartier, dachte gewiss nicht daran, Propaganda zu machen, als er seinen Freunden anvertraute: «Ich habe Goebbels bei seiner Rückkehr von dem Versuchsfeld bei Peenemünde gesehen, wo die Experimente mit den neuen Waffen gemacht wurden. Er hat gesagt, dass

er derartig schrecklichen Versuchen beigewohnt hat, dass in wenigen Tagen das Gesicht des Krieges völlig verändert sein wird.»

Kesselring antwortete auf die Frage nach dem Schicksal Roms, dass er nicht eher als nach Friedensschluss Weggehen würde und dass er im Übrigen der Meinung sei, dass auch an der russischen Front die Deutschen den Gegner endgültig aufgehalten hätten. Sogar General Stahel, der Stadtkommandant von Rom, der ein grundsätzlicher Gegner jeder Propaganda war, schien eines Tages vollkommen verändert. Er hatte den Besuch eines Freundes gehabt, eines Generals aus der Rüstungsindustrie, und dieser hatte ihm gewaltige Zahlen über die Produktion von Panzern und neuen Flugzeugen mitgeteilt, so dass er gestand: «Donnerwetter ja, der hat mir Korsettstangen eingezogen.»

Wer nicht zu den Eingeweihten gehörte und wer vor allen Dingen nicht die Vergleichszahlen der alliierten Kriegsproduktion zur Verfügung hatte, konnte schwerlich erklären: «Das genügt nicht.» Daher zog ich es vor, dieses heikle Thema mit den Italienern nach Möglichkeit nicht zu berühren, und versuchte, die Unterhaltung auf mehr allgemeine und weniger verpflichtende Themen zu lenken.

Es gab unter den faschistischen Ministern wohlerzogene Leute, mit denen es sich angenehm plaudern liess. Zu ihnen gehörte auch Pavolini. Er war ein Mann von guten Formen, freilich allzu eifrig auf die Partei und den Neufaschismus

eingeschworen. Ausserhalb dieses Gedankenkreises war kaum eine Unterhaltung mit ihm möglich.

Um jeden Preis wollte er, dass die Angestellten der Ministerien der Sozialen Republik Italien Treue schwören sollten. Diesem Treueid widersprach ich entschieden, soweit die in Rom sitzenden italienischen Behörden dabei in Betracht kamen. Ich gab wohl zu, dass es sich dabei um eine rein italienische Frage handelte, aber in der Operationszone musste man bei der Durchführung derartiger Massnahmen sehr vorsichtig sein. Die Situation des einzelnen Italieners war heikel und mit Gewissenskonflikten belastet. Sollte der Eid auf den König oder auf Mussolini gelten? Das Land war nun einmal in zwei Teile zerschnitten, und so war es das Beste, jeden nach seiner Überzeugung leben zu lassen, wenn er sich nur nicht an feindlichen Handlungen gegen die Streitkräfte der Achse beteiligte. Alles andere erschien mir in der Operationszone von zweitrangiger Bedeutung. Pavolini blieb hartnäckig, und ich sah, dass er sich nicht überzeugen liess. Er sagte, dass der Faschismus in Rom auf keinen Fall abdanken könne. So schlug ich ihm als Kompromiss vor, nach Rom hundert Faschisten als Exponenten der neuen Regierung zu schicken. Er solle aber Leute auswählen, deren Charakter und Moral über jeden Zweifel erhaben wäre. Diese hundert Männer sollten als Vertrauensleute überall, in der Verwaltung, bei den Ministerien, den Zeitungen, den Banken usw. verteilt werden. Meiner Meinung nach war das zweckmässiger als Beamte und Angestellte zu einem unaufrichtigen Treueid zu veranlassen oder sie durch einen solchen Zwang den Partisanen in die Arme zu treiben.

Pavolini antwortete: «Aber gewiss – das ist eine Kleinigkeit – selbstverständlich – sofort», aber die hundert Delegierten trafen niemals ein. Dafür kamen verschiedene Mitteilungen, dass sie demnächst ankommen würden, dass sich immer mehr geeignete Leute freiwillig meldeten usw.

Um zu zeigen, dass ich gegen niemand, geschweige denn gegen die mit Deutschland verbündete italienische Regierung ablehnend eingestellt war, machte ich noch einen anderen Vorschlag, nämlich, man solle Mussolini dazu bewegen, sich in Rom in Begleitung des Deutschen Botschafters zu zeigen. Rahn machte eine Andeutung in diesem Sinne bei Mussolini, aber dieser war nicht sehr begeistert von dem Gedanken und antwortete ausweichend, er wolle später noch einmal darauf zurückkommen.

Gelegentlich einer meiner Reisen nach Fasano hatte ich selbst eine Unterredung mit Mussolini und unterbreitete ihm diesen Vorschlag von Neuem. Ich legte ihm nahe, nach Rom zu kommen, schon um zu beweisen, dass er am Leben war, und so den Gerüchten entgegenzutreten, die daran zweifelten. Der Film von der Befreiung Mussolinis war in den römischen Kinos noch nicht vorgeführt worden, und viele Leute behaupteten, seine Stimme im Rundfunk wäre imitiert.

Mussolini erwiderte: «Ich will nicht eher nach Rom kommen, bevor nicht an der italienischen Front Seite an Seite mit den Deutschen auch italienische Verbände stehen. Ich werde in Rom sein, wenn die Stadt von meinem eigenen Volk verteidigt wird.»

«Ich begreife das, aber bis dahin wird noch einige Zeit ver-

gehen. Inzwischen besteht die Gefahr, dass die Bevölkerung von Rom Ihrer Abwesenheit eine andere Deutung gibt.»

«Und wer sagt Ihnen, dass die Römer mich mit Beifall begrüßen werden, wenn ich wirklich komme?»

«Dafür spricht die Erfahrung mit der Masse.»

«Und warum haben sie dann am 26. Juli mein Bild zum Fenster hinausgeworfen?» Er sagte das mit leiser Stimme und mit deutlicher Bitterkeit.

Ich versuchte, dem Gespräch eine etwas freundlichere Wendung zu geben: «Die Erklärung ist einfach, Völker sind wie Schulkinder. Wenn der Lehrer zu lange in der Klasse geblieben ist und endlich weggeht, dann haben sie das Bedürfnis über die Stränge zu schlagen.» Mussolini, der sich inzwischen wieder gefangen hatte, schien meine Bemerkung wohlwollend aufzunehmen: «Diese Überlegung ist originell. Ich werde darüber nachdenken.»

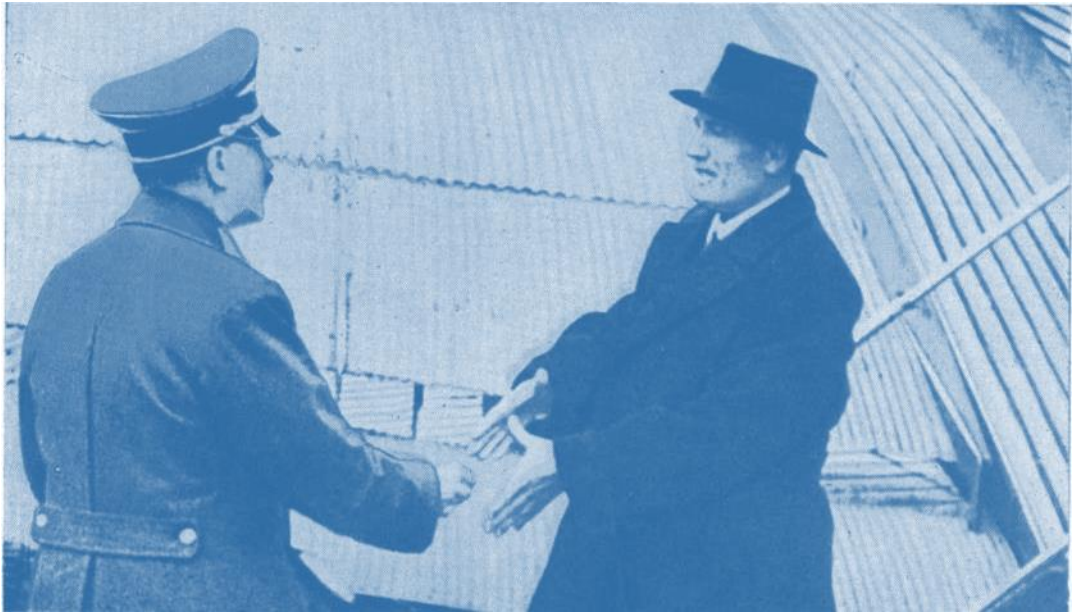
Aber nach Rom kam Mussolini nicht. Nicht einmal, als an der Front die M-Bataillone, seine persönliche Leibgarde, kämpften.

Er sagte, sie seien nur ein Symbol und noch kein Beweis der Stärke des italienischen Volkes.

335 Italiener sterben durch Genickschuss

Dem Anschlag auf der Via Rasella, der für die Zukunft so verhängnisvolle Folgen haben sollte, ging ein politisches Ereignis voraus. Für den 23. März, den Jahrestag der Gründung der faschistischen Kampfbünde, hatte der Parteisekretär von Rom, Pizzirani, eine grosse Kundgebung im Hadrian-Theater angesetzt.

Die Botschaft berief eine Zusammenkunft der deutschen Dienststellen ein, um zu prüfen, ob eine solche Veranstaltung politisch zweckmässig wäre. Das Datum, das man gewählt hatte, war für eine faschistische Kundgebung ebenso geeignet wie für eine Gegenkundgebung oppositioneller Elemente. Eine grosse faschistische Feier zu einem Zeitpunkt, wo die Bevölkerung von Rom Hunger litt und im Faschismus die Ursachen ihrer Leiden erblickte, hatte besser zu unterbleiben. Die faschistischen Grosssprecher mit



Nach der Befreiung durch Skorzeny: Schwere Vorwürfe für Mussolini



Nach dem Attentat vom 20. Juli: Heimliche Genugtuung für den Duce

Marschmusik durch die Stadt ziehen zu lassen» war nichts weiter als eine unnötige Provokation.

Dollmann schloss sich namens der SS dem Standpunkt der Botschaft an. Auch Kappler» der Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD riet entschieden von der Kundgebung ab. Kappler» der ein überzeugter Mussolini-Gegner war, konnte Leute, die sich für den Duce ereiferten, nicht leiden. Als ein Mann, der keine Umschweife zu machen gewohnt war, sagte er offen: «Die Politik geht mich nichts an. Wenn ich aber etwas bemerken darf, dann möchte ich sagen, dass der Neufaschismus verschwinden muss, wenn die letzten Reste des deutschen Ansehens in Italien gerettet werden sollen. Dazu ist die Beseitigung Mussolinis notwendig, und wenn ich den Auftrag dazu bekäme, dann wüsste ich schon, wie ich ihn auszuführen hätte.»

General Maelzer, der Stadtkommandant, war sehr froh, dass er seine Machtbefugnisse dafür einsetzen konnte, die Kundgebung zu verbieten. Auch er konnte die Faschisten nicht leiden und hätte gern alle faschistischen Organisationen in Rom unterdrückt, zumal er dann mit dem Beifall der römischen Bevölkerung hätte rechnen können. Aber soweit gingen seine Befugnisse auf politischem Gebiet nicht. Ausserdem gab es den Runderlass vom 1. Januar, den Hitler selbst unterzeichnet hatte, und in dem es u.a. hiess: «Die internen Auseinandersetzungen über die Zweckmässigkeit der faschistischen Regierung in Italien sind abgeschlossen. Die faschistische Regierung ist unser aufrichtiger Freund, und ihre Mitglieder, die Minister und Organisationen sind entsprechend zu behandeln.»

Aber wenn sogar die politischen Dienststellen des Dritten Reiches selbst eingriffen, um eine Kundgebung des Faschismus zu unterdrücken, konnte er diese günstige Gelegenheit mit Freuden aufgreifen.

Maelzer erliess also das Verbot der Veranstaltung und verschloss sich allen Einsprüchen Pizzirani. Der Parteisekretär hätte nicht damit gerechnet, dass ihm die deutschen Behörden irgendwelche Schwierigkeiten machen würden. Daher hatte er bereits in den Strassen Plakate anschlagen lassen und auch die Presse hatte die Ankündigung schon veröffentlicht. So wurde die Frage zu einer Angelegenheit des Prestiges für den Faschismus und seihen «Federale» in Rom.

Pizzirani drang mit seinen bitteren Klagen über die unfreundliche Haltung der Deutschen bis zum Kabinett von Mussolini vor, Mussolini erhob durch Pavolini bei Rahn Einspruch. Der Botschafter war von mir schon über die ganze Angelegenheit ins Bild gesetzt worden, und ich hatte ihm nahegelegt, jeden Einspruch der faschistischen Regierung in dieser Sache zurückzuweisen, im wohlverstandenen Interesse der Republik selbst. So blieb Pizzirani nichts anderes übrig, als sich dem deutschen Willen zu fügen. Er tat es äusserst widerstrebend. Er musste sich mit einer starken Einschränkung des ursprünglichen Programms zufriedengeben und die vorgesehenen Kundgebungen in eine bescheidene Feier im Korporations-Ministerium zusammendrängen, zu der auch die deutschen führenden Persönlichkeiten eingeladen wurden.

Von italienischer Seite nahmen alle führenden Faschisten der Stadt an der Feier teil und als Vertreter der Regierung

Buffarini, der sich vorübergehend in Rom aufhielt. Ein beträchtlicher Überwachungsapparat mit einer sehr strengen Kontrolle und persönlicher Durchsuchung war eingerichtet worden. Man hatte zu viel von Attentaten und Gegenkundgebungen gesprochen und die ganze Atmosphäre war mit Elektrizität geladen.

Es sprach der Kriegsblinde Borsani. Ich hörte diesen grossen verwundeten Mann mit seiner warmen klangvollen Stimme zum ersten Mal. Er sprach eine dreiviertel Stunde, mitreissend und mit ehrlicher Empfindung. Es war mir trotzdem nicht möglich, der Rede die Aufmerksamkeit zu widmen, die sie verdient hätte, weil ich dauernd von Buffarini und Dollman abgelenkt wurde. Dollmann stand neben mir und machte ironische Bemerkungen und Buffarini zog mich unter dem Tisch an der Jacke.

Nach Borsani sprach noch kurz Pizzirani. Beide fanden den lebhaftesten Beifall der Versammlung, die nur von Anhängern besucht war.

Nach seiner Rede ging ich mit meinem Begleiter auf den Balkon um etwas frische Luft zu schöpfen. Pizzirani trat zu uns heran, und sichtlich gehoben von seinem rednerischen Erfolg, sagte er mir: «Haben Sie gesehen? Was für eine Begeisterung! Wir hätten die Versammlung im Hadrian-Theater abhalten sollen, sie wäre bestimmt grossartig geworden.»

In diesem Augenblick hörte man in grosser Nähe unmittelbar nacheinander drei oder vier heftige Explosionen. Ich stürzte zum Ausgang, zusammen mit anderen anwesenden Personen. An der Tür des Ministeriums erfuhren wir von

einem Mann der faschistischen Miliz, der vollkommen verängstigt und durcheinander war, dass man in der Via Rasella einen Anschlag verübt hatte. Die allgemeine Erregung steigerte sich noch wegen einer kleinen Schiesserei. Wie sich später herausstellte, hatte ein Milizmann zuerst auf ein offenes Fenster des gegenüberliegenden Hotels geschossen, weil es nach den Sicherheitsvorschriften hätte geschlossen sein müssen. Andere Milizsoldaten, die glaubten, dass der erste Schuss aus dem Fenster gekommen wäre, hatten nun ihrerseits das Feuer eröffnet, um ihrem Kameraden beizuspringen. Die Schüsse hörten auf, nachdem Buffarini eingriff. Er stellte sich in die Mitte der Via Vittorio Veneto und ermahnte die Miliz zur Ruhe.

Die Wagen der verschiedenen Behörden und Dienststellen kamen nahezu gleichzeitig in der Via Rasella an, wo die Polizei und deutsche Soldaten schon darangingen, die Strasse abzusperren. Auch auf der Via Rasella, ungefähr dort, wo der Anschlag stattgefunden hatte, war eine Schiesserei im Gange, aber dieses Mal sehr heftig. Es wusste jedoch niemand, wer schoss, warum geschossen wurde, auf wen und in welcher Richtung. Der Stadtkommandant General Maelzer war in Begleitung einiger Offiziere seines Gefolges schon an Ort und Stelle angekommen. Man bemerkte auch die deutsche Polizei in Uniform, die italienische Polizei und die faschistische Miliz. Die Männer dieser verschiedenen Formationen drangen in die Häuser ein und holten die Bewohner mit Kolbenstossen heraus. Mit erhobenen Armen wurden sie an der Stelle des Attentats an einer kleinen Mauer entlang auf gestellt. Diese armen Teufel machten,

zitternd und verstört, nicht den Eindruck, als ob sie das Geringste mit dem Bombenanschlag zu tun hätten. Vor den auf der Mauer aufgestellten Leuten stand ein vollkommen zerstörter schwerer Wagen. In ihrem Blut lagen die Leichen von etwa 30 Angehörigen der Südtiroler Polizei, die erst vor wenigen Tagen in Rom angekommen waren. Es handelte sich in der Hauptsache um Leute, die für den Frontdienst untauglich waren.

Man weiss heute, wie der Anschlag sich abspielte. Ein Mann in der Uniform der städtischen Strassenreinigung von Rom fuhr mit einem kleinen Karren umher. Seine Gefährten waren am Ende der Strasse. Einer von ihnen gab das verabredete Zeichen, als er den LKW mit der Polizei, der jeden Tag ungefähr um dieselbe Stunde hier durchfuhr, herankommen sah. Der Mann in der Strassenfeger-Uniform machte seine Sprengladungen scharf und die Explosion der Bomben trat genau in dem Augenblick ein, wo der Lastwagen vorbeifuhr. Der Anschlag war vollendet vorbereitet und kaltblütig durchgeführt worden. Die Urheber konnten entkommen.

Auf die Explosion waren Gewehrschüsse aus den benachbarten Häusern gefolgt.

General Maelzer befand sich im Zustand eines Mannes, der jede Herrschaft über seine Nerven verloren hat. Er stand auch unter der Einwirkung des Alkohols. Er sprach von seinen hinterhältig ermordeten Soldaten, schwor Rache zu nehmen und fluchte auf die Italiener, die ihm so schlecht vergälten, was er Gutes für die Stadt getan hätte. Er ging aufgeregt hin und her, gab Befehle und Gegenbefehle, drohte den verhafteten italienischen Zivilisten mit der Faust

und wollte sie auf der Stelle ohne Urteil erschiessen lassen» Als er meine Anwesenheit bemerkte, ging der Stadtkommandant entschlossen auf mich zu und machte mir heftige Vorwürfe: «Da haben Sie den Erfolg Ihrer Politik. Aber das wird sich nun ändern.»

Ich sah ihn verdutzt an und darauf erklärte Maelzer noch heftiger: «Ich werde auch den ganzen Häuserblock in die Luft sprengen lassen. Ich habe schon die notwendigen Befehle gegeben.»

Man sah in der Tat LKWs ankommen, von denen Sprengstoff abgeladen wurde. Ich wies ihn daraufhin, dass in den benachbarten Häusern wahrscheinlich noch Frauen und Kinder waren. Maelzer, der entweder nicht gehört oder verstanden hatte, oder der die Situation noch dramatischer machen wollte, fing nun an zu brüllen: «Das ist mir ganz gleichgültig. Hier fliegen die Häuser in die Luft, auch wenn mich morgen die Diplomatie abschießt.»

Das sprach er so theatralisch wie möglich aus, offenbar in der Absicht, auf die Zuhörer Eindruck zu machen. Dabei wollte er bei den Soldaten ein Gefühl der Solidarität gegen die Diplomaten erwecken.

Betroffen von der Erregung, in der sich Maelzer befand, antwortete ich ihm: «Hier handelt es sich gar nicht um die Diplomatie, hier kommt es nur darauf an, daran zu denken, dass wir in Rom sind und dass auch Sie als Platzkommandant unter keinen Umständen ungerechtfertigte und unüberlegte Massnahmen treffen können, die geeignet sind, uns in der ganzen Welt unmöglich zu machen.»

Maelzer rief nun einen Offizier herbei und befahl immer noch brüllend: «Rufen Sie sofort den Generalfeldmarschall an, erklären Sie ihm die Lage, sagen Sie ihm, dass ich um Vollmachten bitte, und sagen Sie ihm auch, dass der Herr Konsul Bedenken hat.»

Ich hielt den Offizier mit einer Handbewegung zurück. «Einen Augenblick, bitte. Wenn Sie meinen Namen erwähnen, dann sagen Sie dem Feldmarschall auch, warum ich Einwände mache.»

Daraufhin verlor Maelzer jede Mässigung und schrie mich an: «Ich erinnere Sie noch einmal daran, dass das meine Angelegenheiten sind und dass hier nur ich zu befehlen habe. Ausserdem hat sie niemand gebeten, hierherzukommen.»

Er deutete einen Gruss an, wandte mir den Rücken und liess mich mitten auf der Strasse stehen. Bei mir war nur mein Begleiter Presseattaché Borch geblieben, durch den Zwischenfall wie versteinert, aber immerhin der Einzige, der in diesem Augenblick keine Furcht hatte, seine Solidarität mit mir zu bekunden.

Der Zusammenstoss, der sich in aller Öffentlichkeit abgepielt hatte, konnte unter diesen Umständen weder geheim gehalten noch verkleinert werden. Er machte auch wirklich sehr rasch die Runde durch ganz Italien und wurde in den deutschen Kreisen als ein bis dahin unerhörter Skandal erzählt. Ausserordentlich erregt und besorgt entschloss ich mich, in die Botschaft zu gehen, um mich möglichst noch vor Maelzer mit Kesselring telefonisch in Verbindung zu setzen.

Auf dem Rückweg begegnete ich dem Wagen von Kappler, der sich mit Verspätung zu der Stelle des Attentats begab.

Ich gab ihm ein Zeichen, zu halten, und informierte ihn kurz über das, was vorgefallen war. Zum Schluss sagte ich ihm: «Dieser verrückte Maelzer will zur Vergeltung die Häuser in die Luft jagen. Das muss unter allen Umständen verhindert werden.»

In der Botschaft bekam ich sofort eine Verbindung mit Monte Soratte. Kesselring war nicht da, Westphal, der Chef des Stabes, in einer Besprechung und so kam der la der Heeresgruppe, Oberst Beelitz, an den Apparat, der so die erste Nachricht über den Anschlag erhielt. Er war bereit, Westphal die Angelegenheit vorzutragen und stimmte vorerst mit mir überein, dass die Unschuldigen nicht von der Vergeltung betroffen werden dürften und dass Maelzer auf seine Bitte um Vollmachten eine ablehnende Antwort erhalten sollte.

Eine halbe Stunde später rief mich Westphal an. Er ging auf die Frage der Repressalien nicht ein, sondern lediglich auf den Zwischenfall, den es zwischen mir und Maelzer gegeben hatte. Er unterstrich die Tatsache, dass im Operationsgebiet jede Initiative und Entscheidung in die Zuständigkeit der Wehrmacht fiel. Ich antwortete ihm, dass meiner Meinung nach die endgültige Entscheidung zweifellos Sache der Wehrmacht sei, dass sie aber vorher die Auffassung des Auswärtigen Amtes hören müsse. «Wenn wir uns auch in einem militärischen Operationsgebiet befinden, so steht doch ebenso fest, dass die Ereignisse sich auf fremdem Territorium abgepielt haben. Wenn die Diplomaten bei Fragen, die die italienische Bevölkerung betreffen, nicht einmal mehr ihre Ansicht äussern dürfen, dann wäre meine An-

wesenheit in Rom überflüssig und es wäre besser, wenn ich ginge.»

Westphal wurde darauf etwas verbindlicher. Ich hatte den Eindruck, dass er sehr wohl fühlte, dass ich für Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit eintrat und die Moral auf meiner Seite hatte. Ausserdem hatte Kesselring bei der Rückkehr in sein Hauptquartier entschieden, dass alles in allem mein Eingreifen ganz zweckmässig gewesen war, und Maelzer wurde nicht nur mit seiner Bitte um Vollmachten abschlägig beschieden, sondern bekam auch noch den Rat, den Zwischenfall mit mir nach Möglichkeit beizulegen.

Rahn seinerseits, der von mir von den Ereignissen telegrafisch unterrichtet wurde, besprach die Angelegenheit mit Wolff in dem Sinne, dass dieser ausdrücklich das Verhalten von Maelzer missbilligte.

In einer vertraulichen Stunde sagte mir Rahn später: «Wenn ich in der Via Rasella Maelzer gegenüber gewesen wäre, hätte ich ihm nicht nur Recht gegeben, sondern ich hätte ihm nahegelegt, das ganze Viertel in die Luft zu sprengen. Ich hätte mich noch fanatischer gezeigt als er, um ihm die Initiative aus den Händen zu nehmen. Dann hätte ich mit bekümmelter Miene erklärt, dass der Sprengstoff nicht ausreichte und dass die technische Vorbereitung in anderer Weise durchgeführt werden müsste. Und schliesslich hätte ich schweren Herzens auf das Unternehmen überhaupt verzichtet. In dieser Angelegenheit sind Sie nicht sehr geschickt und klug vorgegangen. Sie waren ganz gewiss nicht auf der Höhe der Situation.»

Aber nach aussen hin hat Rahn sich ohne Vorbehalte mei-

nen Standpunkt zu eigen gemacht und hat mich bis zum Schluss gedeckt, Maelzer, der vielleicht geglaubt hatte, der Botschaft einen vernichtenden Schlag zu versetzen, beeilte sich nun, wo er sah, dass er nur Ärger davon hatte, Dollmann als Friedensengel zu mir zu schicken. Am folgenden Tage kam Maelzer mit einem Geleit von Kradfahrern, die laut ihre Hupen ertönen liessen zu einem Versöhnungsbesuch in die Villa Wolkonsky. Er erklärte, dass er die Herrschaft über seine Nerven verloren hatte, als er seine Soldaten zerrissen daliegen sah. Er habe aber nicht die Absicht gehabt, mich zu beleidigen. Er sei daher gekommen, um die guten Beziehungen von früher wieder herzustellen.

Am selben Tage, schon vorher, war auch Westphal in die Botschaft gekommen. Auch sein Besuch hatte den Zweck, die Stimmung zu bereinigen. Er sagte mir freilich: «Ich begreife Ihren Standpunkt vollkommen. Trotzdem weiss ich nicht, was geschehen wird, wenn Hitler von der Geschichte erfährt. Erst kürzlich hat ein Leutnant, der in Clermont-Ferrand ein Haus in die Luft gesprengt hat, aus dem eine Bombe auf seine Abteilung geworfen worden war, von Hitler ein Glückwunschtelegramm erhalten.»

In der Nacht zum 25. März wurde der schreckliche und verhängnisvolle Entschluss gefasst, für jeden toten Deutschen zehn Italiener zu erschiessen. Das bedeutete die Hinrichtung von nicht weniger als 330 Italienern. Die Opfer wurden unter den politischen Häftlingen ausgewählt. Da die auf Veranlassung der Deutschen Festgenommenen nicht ausreichten, wurden 50 Häftlinge angefordert, die in dem italienischen Teil des Gefängnisses waren. Geschickt wurden

sogar 55. Nach dem deutschen Militärgesetz hätte für die Exekution der Oberbefehlshaber der 14. Armee, General von Mackensen, dem das Gebiet von Rom unterstand, verantwortlich sein müssen. Durch einen OKW-Befehl wurde aber die Polizei, d.h. der SD damit beauftragt. «Die Toten gehörten zur Polizei, infolgedessen soll auch die Polizei die Vergeltungsmassnahmen durchführen.» Es ist zu erwähnen, dass diese Entscheidung dem OKW von Mackensen selbst über Kesselring nahegelegt wurde. Mackensen schreckte vor der ungeheuren Verantwortung, die ihm zugefallen wäre, zurück. Kappler nahm den Befehl ohne Widerspruch entgegen, nicht etwa weil er vom Geist der Rache erfüllt war – die Südtiroler Polizei war ein Hilfskorps und gehörte nicht zur SS – auch nicht um wilde und grausame Instinkte abzu reagieren; er nahm ihn hin aus jenem Geist der blinden Disziplin, von dem er niemals abging. Er wollte den Angehörigen der Wehrmacht zeigen, dass man in einem totalen Krieg, wo es um das Letzte ging, sich auf keinen Fall den Befehlen der Vorgesetzten widersetzen durfte.

Als ich von den Vergeltungsmassnahmen, die unter völliger Ausschaltung der Botschaft festgesetzt wurden, Kenntnis erhielt und erfuhr, dass die Opfer an Kappler überstellt worden waren, wollte ich einen letzten Versuch unternehmen. Ich suchte Kappler in seiner Dienststelle auf. Es war schon spät, die Nacht brach herein, jene schreckliche Nacht, die der furchtbaren Massenhinrichtung vorausging. Kappler sass an seinem Schreibtisch.

Ich sagte ihm: «Ich habe es wohl nicht nötig zu versichern, dass mir der Gedanke fernliegt, den Feind zu begünstigen. Wir sind im Krieg, und ich vergesse es nicht. Aber was jetzt geschehen soll, geht über das hinaus, was der Gedanke an das Vaterland und den Krieg rechtfertigen könnte. Ich habe keine Vollmachten, zu intervenieren, aber ich bin gekommen, um Sie zu bitten und zu beschwören, dass keine Unschuldigen hingerichtet werden. Die Verantwortung, die Ihnen diese Vergeltungsmassnahme vor den Menschen und vor allem vor Gott auferlegt, ist ungeheuer.»

Kappler antwortete: «Alle, die zur Hinrichtung bestimmt sind, sind schon zum Tode verurteilt oder derartig belastet, dass sie als sichere Todeskandidaten anzusehen sind. Ich werde die Nacht damit zubringen, um gewissenhaft jeden einzelnen Fall zu prüfen. Es wird keine Ungerechtigkeit vorkommen.»

Einige Tage nach diesem Gespräch, wohl dem dramatischsten meines Lebens, sah ich Kappler wieder, als er einen kranken Hund streichelte und den Besitzer eindringlich ermahnte, ihn sofort zum Tierarzt zu bringen. Ich richtete an ihn keine Frage. Derjenige unter meinen Mitarbeitern, der die dienstliche Verbindung mit dem SD aufrecht zu erhalten hatte, setzte mich, soweit es zu meiner Unterrichtung nötig war, ins Bild.

Die Opfer waren zu den Ardeatinischen Gräben gebracht und mit einem Genickschuss getötet worden. Ich erfuhr auch, dass die Milizsoldaten und SS-Männer, die zu der Exekution befohlen worden waren, sich mehr als eine Woche lang jeden Abend betranken, um das, was sie erlebt hatten, zu vergessen und nicht an die Zukunft denken zu müs-

sen. Einer von ihnen antwortete im Zustand der Trunkenheit meinem Mitarbeiter auf die Frage, warum statt 330 Personen 335 umgebracht worden waren, zynisch: «Es war ein Irrtum. Aber da sie nun einmal da waren ...»

Die Ardeatinischen Gräben hatte man als Ort für die Hinrichtung ausgesucht, weil sie ziemlich abgelegen waren. Der Eingang der Grotte wurde nachher mit einer starken Ladung unterminiert und in die Luft gesprengt, um so die Frage des Begräbnisses zu lösen und zu verhindern, dass man die Leichen wieder auszugraben versuchte. Ausserdem sollte jede Spur vernichtet werden, aus der man hätte ersehen können, auf welche Weise die Opfer getötet worden waren.

«Eine Vergeltung, vor der die Welt zittern soll»

In den Prozessen gegen Maelzer und Mackensen und gegen Kesselring hat man festzustellen versucht, wer den Befehl gab, für jeden Deutschen 10 gefangene Italiener zu erschiessen.

Aus der Voruntersuchung ging hervor, dass Dollmann, Himmlers Vertreter in Rom, mit der Sache nichts zu tun hatte. Er besass gar nicht die notwendige Autorität, um in Fragen solcher Bedeutung Befehle zu erteilen. Kappler wählte zwar als Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD die Opfer aus und leitete die Exekution, aber den Befehl dazu gab auch er nicht. Er wäre auch gar nicht befugt gewesen.

Oberst Scotland, jener geheimnisvolle Engländer, der während des Krieges als Offizier in der deutschen Wehrmacht gedient hatte und später in vielen Kriegsverbrecherprozessen als Kronzeuge des Anklägers, Oberst Halse auftrat, musste zugeben, dass er General von Mackensen persönlich

nicht für verantwortlich hielt. Wenn Mackensen, der als Befehlshaber der 14. Armee, in deren Bereich das Gebiet von Rom lag, als Verantwortlicher nicht in Frage kam, so konnte die Verantwortung auch seinem direkten Untergebenen, dem Stadtkommandanten von Rom, General Maelzer, nicht zufallen.

Das Todesurteil gegen die beide Generale hat keine Aufklärung über die Frage gebracht, von wem nun der Befehl wirklich ausging, ob von Kesselring oder von einer noch höheren Stelle. Im Prozess gegen Kesselring entschied der britische Militärgerichtshof, dass der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe für den Befehl verantwortlich zu machen sei. Das Gericht schenkte den Angaben seines Chefs des Stabes, General Westphal, und seines Ia, Oberst Beelitz, keinen Glauben. Beide sagten auf Grund eines Telefongesprächs, das sie persönlich geführt oder am zweiten Apparat mit angehört hatten, aus, dass der fragliche Befehl von Hitler selbst erlassen war. Im Gegensatz dazu erklärte allerdings General Butler vom OKW, mit dem fast alle Ferngespräche zwischen der Heeresgruppe und dem OKW geführt worden waren, unter Eid, dass er sich nicht an ein derartiges Gespräch erinnere. Dieses Zeugnis unterstützte die Auffassung des Gerichts von der alleinigen Verantwortung Kesselrings. Trotzdem darf man unter den gegebenen Umständen annehmen, dass dieses Telefongespräch tatsächlich stattgefunden hat, jedoch in einem Augenblick grosser Verwirrung und Aufregung über das Attentat. So kann Kesselring wohl mit gutem Grund behaupten, dass er sich damals nicht auf Ein-

zelheiten eingelassen hätte, weil er genau wusste, dass Hitler mit dem Verhältnis zehn zu eins noch nicht einmal zufrieden gewesen wäre.

Nach allem, was von den Eingeweihten immer wieder versichert wurde, gab es tatsächlich eine energische Anweisung von Hitler. Er verlangte eine äusserst strenge Vergeltung, eine Vergeltung, vor der die Welt zittern sollte und die dem deutschen Soldaten die Überzeugung gäbe, dass seine persönliche Sicherheit vom OKW mit allen Mitteln geschützt würde.

Das Verhältnis zehn zu eins ist, war, wie Mackensen und Kesselring übereinstimmend bekundeten, das niedrigste, was überhaupt durchzusetzen war. Mackensen schrieb nach seiner Verurteilung einen Brief an seinen Bruder, den man gewissermassen als sein geistiges Testament ansehen muss. Darin sagt er, dass es unmöglich gewesen ist, Hitlers Forderung noch weiter zurückzuschrauben. Er hatte ursprünglich zwanzig zu eins verlangt und die Geiselschiessung im Verhältnis eins zu zehn war das Äusserste, was das deutsche Oberkommando in Italien mit aller Anstrengung erreichen konnte.

Man darf nicht vergessen, dass SS-Führer in Polen Geiselschiessungen sogar im Verhältnis hundert zu eins durchgeführt hatten, und dass es ihnen damit gelungen war, das Gebiet zu «befrieden».

Ein zweiter umstrittener Punkt ist die Frage, ob es wirklich über 300 Personen gab, die auf die Vollstreckung ihres schon ausgesprochenen Todesurteils warteten.



Ciano vor der Hinrichtung im Gefängnis in Verona



Edda Ciano (Mitte) konnte ihren Mann nicht retten



«Halb zog er ihn, halb sank er hin» – Graziani wurde nur widerwillig Verteidigungsminister

Kesselring hat beteuert, er habe diese Überzeugung gehabt. Seiner Behauptung haben seine britischen Richter jedoch keinen Glauben geschenkt. Die Anklage nahm an, dass Kesselring, so gross auch das Gebiet seiner Militärgerichtsbarkeit war, nicht gut mit einer Zahl von dreihundertzwanzig rechtmässig zum Tode verurteilten Personen hätte rechnen können, zumal der Chef des Militärgerichts, der ihm unmittelbar unterstand, ihm über alle wichtigen Angelegenheiten direkten Vortrag zu halten hatte.

Ich persönlich zweifle auch nicht an der Aussage von Kappler, wonach er in seinem Telefongespräch mit Kesselring niemals von zum Tode Verurteilten gesprochen haben will.

Es gibt durchaus eine mittlere Linie, auf der beide Versionen in überzeugender Weise zusammengebracht werden können. Kappler wird im Gespräch mit Kesselring ebenso wie in derselben Nacht mir gegenüber den Ausdruck «Todeskandidaten» gebraucht haben. Das waren für Kappler Leute, die wegen antideutscher Aktivität auf politischem oder militärischem Gebiet den Tod verdient hatten. Kesselring, der, wie schon das Telefongespräch mit General Butler vom OKW zeigte, auf Einzelheiten nicht eingehen konnte, und wollte, verstand dagegen unter dem allgemeinen Begriff «Todeskandidaten» regelrecht zum Tode Verurteilte.

Im Übrigen gab es für Kesselring nur zwei Möglichkeiten, entweder die einmal gegebene Lage, die er wahrhaftig auf jede Weise zu mildern versucht hatte, anzuerkennen, oder

seinen Abschied einzureichen, um in einem Konzentrationslager zu enden.

Es war vollkommen nutzlos, Hitlers Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu lenken, dass der Bombenanschlag in der Via Rasella ganz offenbar in der Absicht ausgeführt worden war, die verantwortlichen deutschen Stellen herauszufordern und zu Schritten zu verleiten, die ihnen den erbitterten Hass der Bevölkerung eintrugen und dem Kampf der Partisanen erst den richtigen Auftrieb gaben. Es wäre sinnlos gewesen, Hitler klarzumachen, dass die Geislerschiessung, abgesehen davon, dass sie dem internationalen Kriegsrecht widersprach, auch vom politischen Standpunkt aus ein schwerer Fehler war. Hitler hätte geantwortet, dass der Verzicht auf die Vergeltungsmassnahmen die Meinung der Welt über ihn und die nationalsozialistische Regierung nicht ändern würde. Bei der Verteidigung des Dritten Reiches zählte er ausschliesslich auf seine Soldaten. Sie musste er schützen und das war die einzige Frage, die ihn interessierte.

Kesselring bewahrte die Italiener vor Schlimmerem

lieber die Verantwortlichkeit Kesselrings hat sich das britische Militärgericht in Venedig geäußert. Der Spruch ist jedoch nicht vollstreckt worden, und daher darf man wohl mit Recht annehmen, dass die Schlussfolgerungen des Urteils nicht ganz überzeugend waren oder dass man wenigstens die Gesamthaltung und die moralische Persönlichkeit des Generalfeldmarschalls in Betracht gezogen hat.

Der Spruch, der ihn für schuldig erklärte, entsprach nicht den Erwartungen der Verteidigung, die vielmehr mit einem sicheren Freispruch gerechnet hatte. Nach ihrer Auffassung ist kein Beweis für die Schuld Kesselrings an der Geiseler-schiessung in den Ardeatinischen Gräben oder für Übergriffe im Kampf gegen die Partisanen erbracht worden. Rechtsanwalt Laternser glaubte mit Erfolg nachgewiesen zu haben, dass Kesselring Ausschreitungen immer verab-

scheute und sie niemals befohlen hat. Anderthalb Monate hindurch hatte Kesselring Tag für Tag im Rundfunk gegen den Partisanenkrieg Stellung genommen. Er nannte ihn eine mittelalterliche Kampfweise und warnte die Italiener mit eindringlichen Worten vor den unvermeidlichen schweren Folgen, wenn eines Tages die deutschen Verbände in ihrer Erbitterung die Nerven verlieren würden. Es lässt sich natürlich einwenden, dass die Verteidigung schon gefühlsmässig parteiisch eingestellt war und dass bei der Überzeugung, der Prozess würde mit dem Freispruch Kesselrings enden, der Wunsch der Vater des Gedankens war. Viel bezeichnender ist daher das Verhalten vieler Engländer, die als Zuhörer und Berichterstatter dem Prozess beiwohnten. Aufrichtig überzeugt, dass der Feldmarschall nicht schuldig gesprochen werden könnte, versammelten sie sich am Tage der Urteilsverkündung im Gerichtssaal, um aus dem Munde des Richters Sterling das «Nichtschuldig» zu hören.

Diese englischen Untertanen waren von dem Urteil genau so betroffen wie die Verteidiger. Sie kritisierten nachher den Spruch des Militärgerichts mit sehr scharfen Worten. In London drohte eine angesehene Persönlichkeit, ihre hohen Auszeichnungen zurückzugeben, wenn das Urteil vollstreckt würde und im Unterhaus wurde eine Interpellation eingebracht. Eine Umfrage, die von einer amerikanischen Gesellschaft zur Erforschung der öffentlichen Meinung veranstaltet wurde, ergab, dass nahezu alle englischen Soldaten, die sich in Venedig aufhielten, das Urteil als ungerecht ansahen. Wie man vertraulich erfuhr, fand sogar ein Mit-

glied des Militärgerichts das Urteil unverdient, es würde das ganze Leben lang sein Gewissen belasten.

Diesen britischen Äusserungen gegen die Verurteilung Kesselrings entsprachen die Beweise der Achtung und Sympathie, die das Wachpersonal dem Gefangenen entgegenbrachte. Die englischen Soldaten behandelten den Feldmarschall während des Prozesses mit grosser Rücksicht. Als er von Mestre nach Wolfsberg in Österreich gebracht wurde, stellten sie sich in Reih und Glied zu einer Ehrenbezeigung auf. Sie überreichten ihm einen Brief, in dem sie zum Ausdruck brachten, dass es für sie eine Ehre gewesen sei, bei einem so vornehmen Soldaten Dienst zu tun.

Soweit den Verteidigern bekannt wurde, hat das britische Oberkommando in Italien nichts getan, um gegen diese Sympathiekundgebungen für Kesselring einzuschreiten. Im Prozess selbst wurde der Verteidigung jede mögliche Erleichterung und Hilfe gewährt.

Das schliesst nicht aus, dass Kesselring wahrscheinlich Recht hatte, als er zu mir in Mestre sagte: «Mein Prozess ist ein politischer Prozess, und daher werde ich schuldig gesprochen werden.»

Vielleicht konnten die Richter, die nur zu zwei bestimmten Anklagepunkten – die Geislerschiessungen und den Kampf gegen die Partisanen – Stellung zu nehmen hatten, zu keinem anderen Spruch kommen. Aber, um einen Feldmarschall, den Befehlshaber einer Heeresgruppe zu beurteilen, scheinen mir zwei einzelne Episoden aus einem langen Krieg nicht auszureichen. Bei dem neuen Verfahren der Sieger, dem besiegten Feind einen Prozess zu machen, wäre es wenigstens nötig, sein ganzes Verhalten zu prüfen und ihn

danach zu richten. Wenn das Urteil gegen Kesselring unter Berücksichtigung seiner Gesamthaltung gefällt worden wäre, hätte er meiner Überzeugung nach sofort freigesprochen werden müssen.



Es stimmt, dass Kesselring öfters gesagt hat: «Ich habe die Italiener zu sehr geliebt. Jetzt hasse ich sie.» Aber das war eine politische Redensart, die er als Verteidigungswaffe gegen Hitler gebrauchte. Diese Worte sollten nach oben berichtet werden und ihm Rückendeckung verschaffen.

Die Italiener und insbesondere die Römer bewahrte Kesselring vor sehr viel grösserem Unglück als es sie leider Gottes trotzdem noch getroffen hat. Die Römer wissen nicht, dass sie in Gefahr waren, die Hauptstadt räumen zu müssen, dass die lebenswichtigen Einrichtungen zerstört werden sollten, dass Rom sich in ein wüstes Schlachtfeld mit Strassengefechten und Häuserkämpfen hätte verwandeln können. Aber eine solche Katastrophe wäre im allgemeinen Verlauf des Krieges eingetreten und kein Militärgericht hätte den Feldmarschall dafür zur Rechenschaft ziehen können. Wenn dieses drohende Unheil nicht wirklich über die Römer hereinbrach, so nur deshalb, weil Kesselring sich dagegen stemmte wie er überhaupt alles, was ihm nicht als unbedingt notwendige Kriegshandlung erschien, zu vermeiden suchte. Ich glaube, dass die Geschichte ihm schliesslich eines Tages Gerechtigkeit widerfahren lassen wird.

Man kann nicht behaupten, dass Kesselring ein Nazi-Gener-

ral war, wenn man nicht überhaupt die Begriffe Nazi und Deutscher gleichsetzen will. Kesselring war Hitler treu, weil er das Staatsoberhaupt war. Er glaubte ihm auch treubleiben zu müssen, als sein Schiff zu sinken anfang, und vielleicht gerade deshalb. Die Partei und nationalsozialistische Ideologie war dem Feldmarschall gleichgültig. Als er davon erfuhr, dass ein hoher deutscher Beamter, der dem OKW für Landwirtschaftsfragen zugeteilt war, auf die Anzeige eines Majors, eines fanatischen Nationalsozialisten, seines Postens enthoben worden war, weil er irgendeinen defaitistischen Witz erzählt hatte, bemerkte Kesselring: «Der Mann war unklug, dass er vor fremden Leuten gesprochen hat. Aber wenn mir der Major, der ihn denunziert hat, unter die Augen kommt, dann kann er sich auf eine böse Viertelstunde gefasst machen.»

In moralischer Hinsicht war Kesselring unantastbar. Er war ein Ehrenmann im besten Sinne des Wortes.

Man hat behauptet und auch geschrieben, dass er unmässig getrunken hätte. Bei offiziellen Veranstaltungen führte er das Sektglas kaum zum Munde. Er schätzte den Rotwein von Grottaferrata, von dem er, wenn er in guter Stimmung war, aber auch nur mässig trank. Er rauchte auch nicht. In seinem Hauptquartier gab es keine Gelage und keine ausgelassenen Feste. Das Essen in seinem Stabe war immer sehr einfach und nicht besonders reichlich. Niemals liess er weibliche Besuche zu. Als einzige Zerstreung gab es von Zeit zu Zeit eine Kinovorstellung. An Veranstaltungen aus-

serhalb seines Hauptquartiers nahm er überhaupt nicht teil. Es steht fest, dass Kesselring sich im Krieg nicht bereichert hat. Als ich einmal im Namen Rahns versuchte, ihm eine Standuhr im Empire-Stil als Geburtstagsgeschenk anzubieten, musste ich einen Tadel einstecken, weil das Geschenk, das einige Tausend Lire gekostet hatte, als zu kostbar angesehen wurde.

Himmels Befehl wird durchkreuzt

Die Erregung, die sich der Deutschen nach dem Anschlag in der Via Rasella bemächtigt hatte, war noch sehr viel grösser, als man nach der offiziellen Haltung annehmen konnte. Das Attentat liess die ganze aufgespeicherte Wut auf die Italiener hervorbrechen. Auf einmal waren alle alten Gegensätze wieder aktuell: Der 8. September, die schon vorher absichtlich laue italienische Kriegsführung, das deutschfeindliche Verhalten der Bevölkerung von Rom, die Sonnenbäder nahm, während die deutschen Soldaten kämpfen mussten. Und nun fing es auch noch mit blutigen Anschlügen an!

Diese Stimmung wurde noch besonders von den extremen Faschisten genährt. Für sie war Rom zum Zentrum des Widerstandes geworden und die Römer zu Verrätern, die ungeduldig auf die Ankunft der Alliierten warteten. Die Versorgung der Stadt, wenn sie auch auf ein äusserstes Mindestmass herabgesetzt worden war, kostete Transportfahr-

zeuge und Lebensmittel, die woanders abgezogen werden mussten. Rom wurde zu einer immer schwereren Belastung. So tauchte allmählich die Idee auf, dass man eines guten Tages mit Rom Schluss machen müsse. Die Römer hatten die Feindseligkeiten mit dem Bombenanschlag in der Via Rasella eröffnet. Sie sollten nun merken, was es bedeutete, dem deutschen Reich den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Das verlangte eine Gegenmassnahme, die geeignet war, mit einem Schläge alle Römer gleichzeitig zu treffen: die Evakuierung.

Besonders eifrig trat Sauckel im Führerhauptquartier und bei Himmler dafür ein. Er hatte seinen Misserfolg bei seinem Besuch in Rom nicht vergessen und hatte es noch nicht verwunden, dass die Zwangsaushebungen von Arbeitskräften trotz seiner energischen Anweisungen aufgehört hatten. Die Politik der Rücksicht und der Mässigung war mit dem Zwischenfall auf der Via Rasella endgültig gescheitert. Nun bot sich die Möglichkeit einer drastischen Vergeltung.

Am 24. März erschien in Rom SS-Obergruppenführer Wolff. Um Mitternacht rief er eine dringende Konferenz aller deutschen Dienststellenleiter im Hotel Excelsior zusammen.

Er verkündete den Anwesenden sofort, dass mit Rücksicht auf die feindliche Atmosphäre, die in Rom gegen die Deutschen entstanden war und die ihren Höhepunkt mit dem Attentat in der Via Rasella erreicht hatte, die sofortige Evakuierung der Stadt geplant wäre. Sie böte den Vorteil, die kostspielige Versorgung zu sparen und einen fühlbaren Zustrom

von Arbeitskräften nach Nord-Italien zu bringen. Er wollte die Ansicht der Dienststellenleiter hören, ehe er die Ausführungsbefehle herausgab.

Es wurde alsbald klar, dass Wolff wohl Erörterungen über die Art und Weise der Evakuierung, aber nicht über den Befehl an sich zuliess. Mein erster Versuch, zu widersprechen, wurde von ihm im Keim erstickt. Er erwiderte, jede Diskussion sei nutzlos. Das Wort unmöglich gäbe es seit 1933 in Deutschland nicht mehr. Am zuständigsten, seine Ansicht über die Möglichkeit der Evakuierung zu äussern, war Kappler, der mit der technischen Durchführung beauftragt worden war. Er war offensichtlich von dem Plan wenig begeistert. Er wies auf die beschränkte Zeit hin, die zur Verfügung stand und erörterte umständlich die Frage, in welchen Stadtvierteln man beginnen sollte. Am Ton seiner Stimme merkte man, dass er es satt hatte.

General Maelzer, der als Stadtkommandant schon vorher von Wolff unterrichtet war, machte keine Einwände und nahm die Nachricht so unbefangen wie möglich auf. Seyfarth, der Chef der Militärverwaltung, war sprachlos und völlig erschlagen, und Dollmann hatte sich vorsichtiger Weise der Meinung seines direkten Vorgesetzten angeschlossen.

Um zwei Uhr morgens setzte sich Wolff telefonisch mit Himmler in Verbindung, der seinen Anruf erwartete. Er meldete ihm, dass es keine ernsthaften Schwierigkeiten gäbe, und Himmler erteilte seine Zustimmung zu den Evakuierungsmassnahmen.

Ich war in schwerer Sorge bei dem Gedanken an die unerhörten Folgen, die aus der Durchführung eines solchen Pla-

nes erwachsen mussten. Kaum dass es Tag geworden war, fuhr ich schleunigst nach Monte Soratte, um mir die Unterstützung von Kesselring zu verschaffen.

So unglaublich es erscheinen mag, der Feldmarschall wusste noch nichts von den Ereignissen der Nacht. Er hatte keine Ahnung davon, dass ein solcher Befehl überhaupt erwogen wurde, ja inzwischen schon von Berlin erlassen war. Selbstverständlich nahm Kesselring das Projekt sehr ungünstig auf, schon deshalb, weil er in einer so wichtigen Frage übergangen worden war. Ich beeilte mich daraufhin, ihm ein Bild von dem zu geben, was die Evakuierung wirklich bedeutete: «Hunderttausende von Menschen werden sich zu Fuss auf den Weg nach Norden machen, denn Transportmittel stehen nicht mehr zur Verfügung. Sie werden ihre Habe auf Handkarren verladen oder auf den Schultern tragen müssen. Sie werden der Kälte, dem Hunger und Krankheiten ausgesetzt sein. Die Schwächeren werden am Wege liegen bleiben und die Deutschen verfluchen. Einige werden jämmerlich und hilflos am Strassenrand sterben. Und das alles wird sich abspielen zwischen marschierenden Panzern, unter dem Feuer der Jabos und unter den Geschossen der Flak.

Und vom militärischen Standpunkt aus gesehen, was wird aus den Nachschubstrassen werden, die von dieser ungeheuren Menschenflut überschwemmt und blockiert werden. Wie kann die Truppe gegen die unvermeidlichen Seuchen geschützt werden?

Nein, niemand kann mit seiner Unterschrift eine solche Tragödie decken. Deutschland kann die Römer nicht wie eine

Horde von Wilden behandeln. Die Geschichte würde uns das nie verzeihen.»

«Kein Wort mehr», erwiderte Kesselring. «Ich werde niemals etwas Derartiges zulassen.»

Mit gewohnter Höflichkeit begleitete mich der Feldmarschall nachher bis zum Wagen. Es herrschte ein strahlendes Wetter. Wir blieben einen Augenblick schweigend stehen, um einen Blick auf Rom zu werfen. Dann meinte Kesselring:» Was für seltsame Dinge in meinem schönen Königreich, wieviel Streitigkeiten und wieviel Kämpfe.»

Als Wolff den Feldmarschall am Nachmittag aufsuchte, hatte Kesselring schon alle Minen beim OKW springen lassen. Er erklärte dem SS-Obergruppenführer, dass er aus absolut vordringlichen militärischen Gründen – Sicherung der Nachschubstrassen und des rückwärtigen Frontgebietes – der Evakuierung Roms nicht zustimmen könnte. Er bat ihn, seinen Standpunkt Himmler mitzuteilen, damit er sich dieser Entscheidung anschliesse.

Angesichts der klaren Entschiedenheit des Oberbefehlshabers beharrte Wolff nicht auf dem Plan. Vielleicht mochte er in seinem Innern denken, dass der Gedanke wirklich nicht sehr glücklich war, aber nach der Ankündigung so weitgehender Vergeltungsmassnahmen Himmler zu enttäuschen und plötzlich eine andere Auffassung zu vertreten, das konnte er sich nicht leisten. Statt bei Himmler an Vernunft und gesunden Menschenverstand zu appellieren, gab es für Wolff – wie für Kappler in der Frage der römischen Juden – nur die Möglichkeit, sich hinter einer Anordnung des

Oberbefehlshabers der Heeresgruppe zu verstecken. Kesselring hatte die Verantwortung übernommen, nein zu sagen. Wolff konnte also mit ruhigem Gewissen an den Apparat gehen und Himmler melden, dass der schöne Plan aus technischen Gründen leider nicht verwirklicht werden konnte.

Mackensen hätte trotz seiner Eigenschaft als Befehlshaber der 14. Armee, in deren Bereich Rom lag, wahrscheinlich nicht mit dem gleichen Erfolg wie Kesselring opponieren können. Ich hatte auch ihn aus demselben Anlass aufgesucht. Er hatte mir erklärt, dass er ganz entschieden gegen die Evakuierung sei, hatte aber hinzugefügt: «Ich weiss freilich nicht, ob das genügt.»

*Mussolini will keinen Unterschied zwischen
Rom und Cassino*

Für den Fall, dass Rom aufgegeben werden müsste» waren Pläne vorgesehen, die jeden, der sie kannte, mit unaufhörlicher Sorge erfüllten. Es durfte zwar öffentlich nicht vom Rückzug gesprochen werden, aber in umschriebener Form wurden die entsprechenden Massnahmen erörtert.

Als der Plan, die Brotfabriken, die Elektrizitäts- und Wasserwerke, die Telefonzentralen und, wenn möglich, die grossen Hotels und Ministerien in die Luft zu sprengen, so konkrete Form annahm, dass Spezialisten geschickt wurden, die dieses Unternehmen organisieren und leiten sollten, als ferner das Gerücht auftauchte, dass schon Sprengladungen an den Tiberbrücken angebracht wären, wurden lebhafteste Proteste dagegen laut. Besonders scharf war der Ein-

spruch des Botschafters Weizsaecker, der vom Heiligen Stuhl dazu veranlasst wurde.

Auch Seyfarth, der Chef der Militärverwaltung, tat sein Möglichstes, um dieses Unglück abzuwehren, während Rahn, getreu seinem Grundsatz, solche Angelegenheiten möglichst ohne Lärm zu behandeln, sich in Schweigen hüllte.

«Wir denken nicht daran», sagten die Verfechter der Zerstörungen, «den Engländern und Amerikanern die Möglichkeit zu lassen, in aller Bequemlichkeit ihr Bad zu nehmen, ruhig und in angenehmer Gesellschaft ins Bett zu gehen und bei strahlendem elektrischem Licht ihre Feste zu feiern.»

«Und die Bevölkerung?» fragten die Gemässigten.

Daraufhin sagten die anderen wieder: «Gerade deshalb. Die Bevölkerung wird unzufrieden sein, und so werden die Anglo-Amerikaner eine ungünstige Atmosphäre vorfinden. In all diesen Schwierigkeiten wird sich der Hass der Römer gegen sie kehren.»

Die Gemässigten antworteten darauf: «Gut, . . . aber wenn wir Rom nun wieder nehmen!»

Auf dieses Argument gab es keine Antwort. Der Betreffende konnte dann zum Schluss nur noch sagen, dass die letzte Entscheidung beim Führer läge.

Die Frage blieb offen bis eine Woche vor der Ankunft der Alliierten. Wenn die Zerstörung von Rom nicht Wirklichkeit wurde, so ist das dem Umstand zu verdanken, dass Hitler es schliesslich dem Ermessen Kesselrings überliess, ob der Plan ausgeführt werden sollte oder nicht.

Diese Entscheidung war von Rahn herbeigeführt worden.

Bei einem Besuch im Führerhauptquartier hatte er Hitler in kluger Weise die Auswirkungen auf die feindliche Propaganda vor Augen geführt. Im Wesentlichen hatte er folgende Argumente vorgebracht:

Als italienische Hauptstadt konnte Rom ruhig verlorengelassen, aber als Sitz des Vatikans kam ihm eine besondere Bedeutung zu. Mit den Zerstörungen würde man schliesslich nur die Geschäfte der Alliierten besorgen. Für die gut ausgerüsteten anglo-amerikanischen Truppen würden die Zerstörungen in Rom nicht viel ausmachen. Dagegen würde die Bevölkerung in schrecklicher Weise darunter zu leiden haben. Infolgedessen würde der Hass gegen die Deutschen sich Luft machen, und daraus würde sich wiederum eine unvermeidliche Verstärkung der schon recht besorgniserregenden Partisanenbewegung in Nord-Italien ergeben. Kurz, die Vorteile, die mit den Zerstörungen erreicht werden würden, könnten nicht die zwangsläufig damit verbundenen Nachteile aufwiegen.

Das waren Überlegungen, mit denen man Hitler beikommen konnte; keine Sentimentalitäten, aber praktische Argumente, möglichst mit einem gewissen Zynismus vorgetragen. Dabei musste man es seiner Einsicht und seiner Autorität überlassen, die notwendigen Folgerungen zu ziehen.

Kesselring, der schon mit viel Vorbehalten und Zweifeln auf den Zerstörungs-Befehl reagiert hatte, atmete erleichtert auf, als er sah, dass ihm die Entscheidung überlassen wurde. Wenn die Erhaltung der lebenswichtigen Einrichtungen von Rom nicht das ausschliessliche Verdienst von Kesselring

war, so ist es ihm doch allein zu verdanken, dass Rom nicht in ein Schlachtfeld verwandelt wurde. Es war Sache des Oberbefehlshabers, ob er sich mit seinen Truppen aus der Hauptstadt zurückziehen oder ob er sie Haus für Haus verteidigen wollte. Er wählte den Abzug, obwohl diese Lösung vom rein strategischen Standpunkt aus keineswegs die günstigere war.

Graziani hat in diesem Zusammenhang später erzählt: «In Bagni di Lucca, wohin er sein Hauptquartier von Monte Soratte verlegt hatte, sagte Feldmarschall Kesselring zu mir: ‚Es wird ein Tag kommen, wo man begreifen wird, welches Opfer ich für meine militärischen Operationen auf mich genommen habe, als ich darauf verzichtete, den Kampf innerhalb der Mauern von Rom zu führen. Und Sie werden es bezeugen können‘ – Ich drückte ihm herzlich die Hand und bemerkte in seinen Zügen den Ausdruck einer tiefen Bewegung.»

Das Verhalten Kesselrings gegenüber der Stadt Rom verdient umso grössere Anerkennung, als der Feldmarschall sich dabei nicht auf Mussolini berufen konnte. Dieser hatte vielmehr nach der üblichen Logik der Diktatoren, wonach für die Erreichung eines Zieles oder auch nur für Zeitgewinn kein Opfer zu gross ist, dem hohen Kommissar Zerbino schriftliche Anweisungen gegeben, dass zwischen Rom und Cassino kein Unterschied zu machen wäre und die Hauptstadt also Haus für Haus verteidigt werden sollte.

Hitler telephoniert und Ribbentrop bleibt das Herz stehen

In der ersten Maiwoche reiste ich von Rom nach Fasano, Seit vielen Monaten hatte der Botschafter verlangt, dass ich zu ihm kommen sollte, aber ich hatte die Abreise immer wieder hinausgezögert, denn meine Tätigkeit in Rom war aussergewöhnlich interessant und ich fühlte mich auch den Angehörigen meiner Dienststelle besonders verbunden.

Der Mittelpunkt der Welt ist immer dort, wo man sich selbst gerade aufhält. Wenn der Botschafter geneigt war, Rom ein wenig als Provinz zu betrachten, so dachte ich meinerseits dasselbe vom Gardasee, obwohl dort der Sitz der faschistischen Regierung war. Rahn sah mein Widerstreben gegen die Versetzung nach Norden nicht gern, und er machte mir den Vorwurf, dass mir meine Unabhängigkeit als Hausherr des schönsten diplomatischen Sitzes, über den Deutschland verfügte, zu sehr am Herzen lag.

«Telle est mon opinion, mon petit, et... je la partage!» (Das ist meine Meinung, Kleiner, und ich... teile sie!) bemerkte er öfters freundschaftlich scherzend in unseren Privatgesprächen in denen wir uns mitunter auch fremder Sprachen bedienten.

Ich erwiderte ihm: «Man sagt, es ist besser, der Erste in seinem Dorf zu sein als in Rom der Zweite. Dieses Mal, wo es sich darum handelt, lieber der Erste in Rom als der Zweite in Fasano zu sein, werden Sie wohl zugeben, dass die Wahl nicht zweifelhaft sein kann.» Mit solchen Antworten hatte ich meine Versetzung immer wieder hinausgeschoben. Es gab aber auch ernsthaftere Gründe, z.B. dass es galt, die Belange des Auswärtigen Amtes im Operationsgebiet wahrzunehmen, oder dass es unmöglich war, nach der Landung bei Anzio wegzugehen, wenn man nicht Anlass zu unfreundlichen Missdeutungen geben wollte.

Nachdem sich jedoch, wenigstens scheinbar, die militärische Lage gefestigt hatte und das Personal der Villa Wolkonsky durch die Ankunft anderer Beamter des Auswärtigen Amtes verstärkt worden war, gab es keine hinreichenden Vorwände mehr, meine Abreise noch länger hinauszuzögern. Ich behielt auch in Fasano die Stellung als Leiter der deutschen diplomatischen Vertretung in Rom bei und hatte ihr weiter direkte Anweisungen zu geben:

Ausserdem bekam ich den Auftrag die politische Abteilung der Botschaft aufzubauen und zu leiten.

Während ich dabei war, meine neue Dienststelle einzurichten, kam ein dringendes Telegramm von Ribbentrop. Es kündigte die Ankunft eines Sonderflugzeuges an, das mich

sofort nach Fuschl bringen sollte. Dort wurde meine Anwesenheit dringend verlangt. Da hinter jedem Hügel Jabos auftauchten, reiste ich lieber nachts mit dem Wagen. In Salzburg stieg ich im Österreichischen Hof ab. Er war das Hotel für alle deutschen und ausländischen Diplomaten, die nach Fuschl kamen. Vom Sekretariat des Ministers wurde ich sofort angewiesen, mich für einen Empfang bei Ribbentrop bereitzuhalten und mich unverzüglich mit dem Botschafter Hilger und Dr. Megerle in Verbindung zu setzen, die mir mitteilen würden, warum ich so plötzlich nach Fuschl gerufen worden war.

Ribbentrop hatte seine beiden Mitarbeiter beauftragt, meine Ansicht zu einem Plan einzuholen, den der Stellvertreter von Goebbels, der Staatssekretär im Propagandaministerium Naumann, dem Aussenminister unterbreitet hatte. Nach diesem Plan sollte in Rom unmittelbar vor der Ankunft der Alliierten eine kommunistische Republik ins Leben gerufen werden, die imstande wäre, beim Einmarsch der Anglo-Amerikaner Unruhen anzustiften. Den Kommunisten wären dann die vorgesehenen Zerstörungen in Rom zugefallen.

Von diesem Vorschlag war ich wirklich entsetzt. Es war ein schmachvoller, verzweifelter Ausweg, unwürdig einer Regierung, die Achtung vor sich selbst hatte, und zugleich unsagbar kindisch und albern. Ohne lange zu überlegen, platzte ich heraus: «Dieser Gedanke ist vollkommen idiotisch.»

Weder Megerle noch Hilger schienen von meiner Reaktion sonderlich überrascht zu sein. Megerle atmete erleichtert auf und Hilger sagte: «Ah, umso besser, umso besser! Das

war auch unser Eindruck. Aber wie soll man es dem Minister sagen?»

«Sagen Sie nicht idiotisch, sagen Sie unmöglich, ungeeignet, undurchführbar.»

«Undurchführbar», erwiderte Hilger, «das ist das richtige Wort. Ich gehe sofort, um es ihm zu sagen.» Als er an der Tür stand, machte er noch einmal Halt und wandte sich an mich: «Jetzt müssen wir uns noch genau darüber verständigen, welche Antwort wir ihm geben, wenn er uns fragt, *warum* es undurchführbar ist.»

«Sagen Sie ihm zuerst, dass es vor allem in Rom gar keine Kommunisten gibt, weil sie entweder verhaftet sind oder sich verborgen halten oder weggegangen sind. Auch wenn zufällig wirklich einer aufzutreiben sein sollte, dann wird es in der gegenwärtigen Situation nicht leicht sein, ihn dazu zu bringen, gewissermassen als Erbe der Deutschen eine Republik ins Leben zu rufen. Sagen Sie, dass auf den Abzug der Deutschen unmittelbar der Einmarsch der Alliierten folgen wird, dass selbst dann, wenn er sich verzögern sollte, schon italienische Organisationen bereitstehen, um die Macht an sich zu reißen und zwar ganz gewiss nicht im Einvernehmen mit uns. Sagen Sie, dass es unmöglich wäre, auch nur einen einzigen Menschen glauben zu lassen, dass die wirklichen oder angeblichen italienischen Kommunisten die lebenswichtigen Einrichtungen der Stadt in die Luft gejagt hätten, um den Abzug der Deutschen zu feiern.» Hilger ging nun los, Ribbentrop liess sich nicht nur überzeugen, sondern war auch sehr zufrieden, weil er Argumente in die Hand bekam – wahrhaftig sehr einfache und naheliegen-

de – mit denen er dem Propagandaminister eins auswischen konnte.

Der Minister gestattete mir jedoch nicht, wieder abzureisen und liess mir sagen, ich sollte warten, weil er mich noch zu sprechen wünschte. Das passte mir gar nicht, denn ich wusste, was es hiess, auf einen Empfang bei Ribbentrop warten zu müssen. Die Dringlichkeit war ja nun, nachdem die Frage der abenteuerlichen kommunistischen Republik geklärt war, nicht mehr gegeben. Mir war bekannt, dass Wartezeiten von zehn bis vierzehn Tagen nicht einmal bei Botschaftern selten waren. Wie würde es erst bei einem einfachen Konsul sein, auch wenn er aus Rom kam? Von morgens neun Uhr bis abends acht Uhr musste ich untätig in Fuschl bleiben, immer zur Verfügung für den Fall, dass es dem Minister einfiel, mich zu empfangen. Aber mehr noch als alles andere war es mir unangenehm, von meinen Mitarbeitern fern zu sein in dem Augenblick, wo man das Gefühl hatte, dass die Krise für Rom unmittelbar bevorstand. Glücklicherweise hatte ich Gelegenheit, Ribbentrop zu begegnen, als er aus dem Büro des Botschafters Gaus herauskam. Gaus war einer der scharfsinnigsten Juristen in Deutschland. Ribbentrop hielt ihn sich warm, weil er auch sein Ratgeber im Kampf des Auswärtigen Amtes gegen das Propagandaministerium war.

Mitten im Krieg, von 1942 bis 1943, während in Paris tausend vordringliche Probleme nach einer Lösung schrieen, hatte Abetz in Berlin ein ganzes Jahr zubringen müssen, um auf einen Empfang beim Aussenminister zu warten. Wieviel Stunden, wieviel Tage waren in diesem Jahr auf die

Wort für Wort wohlüberlegten Briefe verwandt worden, die Ribbentrop an Goebbels schrieb, um seine persönliche Stellung und die Vorrechte des Auswärtigen Amtes zu behaupten. Dieser Gegensatz war Hitler wohl bekannt. Er ermutigte ihn sogar. Nachdem Grundsatz «divide et impera» sah er es nicht ungern, wenn seine Mitarbeiter sich untereinander stritten.

Ich ging im Korridor auf Ribbentrop zu, ganz gegen jede Regel des Protokolls, aber er nahm offenbar keinen Anstoss daran. «Herr Minister, Rom kann jeden Augenblick fallen. Ich muss dorthin zurückkehren. Ich bitte Sie sogar, mir Ihr Flugzeug zur Verfügung zu stellen, weil es wirklich dringend ist.»

«Rom kann jeden Augenblick fallen? Nur langsam. Es wird noch eine Weile dauern, wenn es überhaupt fallen wird. Machen Sie sich keine Sorgen, und vor allem möchte ich Ihnen sagen, seien Sie kein Defaitist. Ich muss Sie noch sprechen, aber jetzt habe ich keine Zeit. Ich werde Sie demnächst rufen lassen, vielleicht morgen.»

So kam der Nachmittag des 3. Juni. Um neun Uhr abends sass ich beim Essen im Hotel mit dem Botschafter Ritter und dem Oberst von Geldern, dem Verbindungsmann zwischen dem OKH und dem Auswärtigen Amt. Ich wurde ans Telefon gerufen. Es war Ribbentrop.

«Hören Sie, Moellhausen, haben Sie in Rom die Vernichtung der Geheimdokumente und Chiffrier-Schlüssel für den äussersten Fall vorgesehen?» «Selbstverständlich, Herr Minister.»

«Sind Sie ganz sicher, dass Ihre Mitarbeiter sich an die empfangenen Befehle halten werden?»

«Vollkommen sicher, Herr Minister.»

«Aber sind Ihre Mitarbeiter noch in Rom?»

«Sie müssen dort sein, Herr Minister. Warum sollten sie nicht?»

«Weil dort schon... die anderen sind. Aber ich beschwöre Sie, sagen Sie es niemanden!»

Ich ging zum Tisch zurück. Ritter und Geldern sahen mich mit fragender Miene an.

«Darf man wissen», fragte Ritter, «wie Sie zu der Ehre dieses Anrufes kommen?»

Ich senkte die Stimme: «Rom ist gefallen!»

Oberst Geldern sah mich ungläubig an: «Wie? Wann? Unmöglich! Ich glaube nicht daran! Ich glaube unter keinen Umständen daran. Noch heute Morgen hat mir General Warlimont vom OKW die Lage bei Rom geschildert. Bedroht gewiss, aber nicht ernsthaft. Wir werden einen Gegenangriff mit den Divisionen machen, die aus Dänemark im Anmarsch sind und werden damit die Pläne der Alliierten zum Scheitern bringen. Sehen Sie, hier!»

Mit diesen Worten zog er seine Karte hervor, so, als ob er einen Säbel aus der Scheide zöge. Ich unterbrach ihn und sagte ihm, dass die Lage auf der Karte nicht mehr interessant wäre. Die Wirklichkeit sähe anders aus. Ribbentrop hätte es mir selbst mitgeteilt. Aber der Oberst konnte das, was geschehen war, gar nicht fassen. Es schien ihm ungeheuerlich, nach den Versicherungen, die die höchsten militärischen Stellen Hitler in ihren Berichten gegeben hatten.

Er ging in der Hoffnung, bald zurückkehren zu können, um uns zu sagen: «Falscher Alarm!»

Ich meldete ein dringendes Gespräch nach Fasano an. Es war um 10 Uhr, und eine Viertelstunde später konnte ich mit Rahn sprechen. Ich sagte ihm, dass Rom gefallen war und fragte ihn voller Besorgnis, ob er Nachricht von meinen Mitarbeitern hätte. Der Botschafter wusste noch nichts. Keine militärische oder zivile Stelle hatte ihm den Fall der Hauptstadt mitgeteilt. Auch Wolff war, wie Rahn mir sagte, über das Schicksal von Rom im Unklaren. Rahn versprach mir, sich sofort mit Kesselring in Verbindung zu setzen, um das Personal der Villa Wolkonsky in Sicherheit zu bringen, wenn das noch möglich wäre. Die Vorbereitung seiner rechtzeitigen Evakuierung hatte er immerhin bereits angeordnet.

Unsere Unterhaltung dauerte noch an, als sie trotz meines lebhaften Protestes schroff unterbrochen wurde. «Es spricht der Aussenminister», meinte trocken die Telefonistin. Ich hörte dann die Stimme von Ribbentrop. Sie war immer tief, aber an diesem Abend schien sie aus dem Grabe zu kommen: «Hören Sie, haben Sie irgendjemand gesagt, dass Rom gefallen ist?»

«Nein, niemandem, Herr Minister!»

«Umso besser. Rom ist in der Tat noch nicht gefallen. Die Alliierten sind nur in die Vorstädte eingedrungen. Aber ich lege Ihnen ans Herz, sagen Sie es keinem Menschen!»

In der Hotelhalle traf ich Geldern wieder, der mit resignier-

tem und verlegenem Ausdruck auf seinem Sessel sass. Auf dem Tisch stand eine frisch geöffnete Flasche Bordeaux.

«Ich kann dem Minister nur berichten, was mir Warlimont, Jodel und Keitel sagen. Na wenn schon, an Schicksalschläge sind wir nun allmählich gewöhnt. Auf alle Fälle wollen wir erst einmal diese Flasche trinken und unseren Kummer begiessen.»

Am folgenden Tag, am 4. Juni war der Verlust von Rom der Öffentlichkeit bekannt. Ich traf Bettina von Ribbentrop, die älteste Tochter des Ministers, die ich in diesen Tagen kennengelernt hatte und mit der man offen reden konnte:

«Mein Vater ist sehr niedergeschlagen», sagte sie mir, «aber er lässt es sich nicht anmerken. Sagen Sie aufrichtig, was denken Sie? Werden wir den Krieg verlieren?»

«Meiner Meinung nach kann uns nach dem Fall von Rom nur noch ein Wunder helfen.»

«Aber was könnte man denn tun? Was würden Sie beispielsweise tun, wenn Sie Aussenminister wären?» «Ich würde Frieden machen, einen Kompromiss abschliessen, kapitulieren, jedenfalls irgendetwas, um wenigstens das zu retten, was noch zu retten ist.» «Sie müssten mit meinem Vater darüber sprechen. Vielleicht denkt er in seinem Inneren wie Sie. Aber der Führer sagt immer wieder, dass er die Geschichte gut studiert habe, und dass es niemals eine Allianz gegeben habe, die länger als fünf Jahre gedauert habe, und dass es daher zwischen den Anglo-Amerikanern und

den Russen schliesslich zu einem Bruch kommen müsse. Für uns käme es deshalb nur darauf an, noch eine Weile auszuhalten. Und ausserdem gibt es noch die neuen Waffen.»

«Sagen Sie Ihrem Vater, dass das Argument von der Spaltung der Alliierten aus historischen Gründen nicht beweiskräftig ist. Nicht ich behaupte das, sondern Rahn. Auch er hat die Geschichte studiert und meint, dass ein Bündnis auch zehn Jahre dauern kann, solange der Feind noch standhält, und das sind in diesem Falle wir, Deutschland.»

«Aber Vati kann so etwas dem Führer nicht sagen. Er hegt für den Führer eine so grenzenlose aufrichtige Verehrung. Er bewundert ihn und er.. . fürchtet ihn auch. Sie wissen nicht, dass sich Papa geradezu unwohl fühlt, wenn ihm ein Anruf des Führers gemeldet wird. Er hat kalten Schweiß auf der Stirn und manchmal geht das soweit, dass er direkt krank wird.»

Was sollte man darauf antworten? Wen sollte man verdammen? Den Minister, der zittert, oder den Diktator, der die anderen vor sich zittern lässt? Vielleicht den Minister, wenn man Rahn glauben sollte, der für sich in Anspruch nahm, dass es ihm gelungen sei, Hitler in Fäallen zu überzeugen, bei denen Ribbentrop aus Schwäche oder aus Furcht vor Ungnade nachgegeben hatte.

In den Kreisen der deutschen Diplomaten ist oft die Frage erörtert worden, ob Deutschlands Schicksal anders verlaufen wäre, wenn an Stelle von Ribbentrop, eine Persönlichkeit von hervorragenden Qualitäten die deutsche Aussenpolitik geleitet hätte.

Mit vielen anderen bin ich persönlich der Meinung, wenn der Aussenminister die geistige Fähigkeit gehabt hätte, sich bei Hitler durchzusetzen, wäre es ihm vielleicht für eine gewisse Zeit gelungen, eine grössere Selbstständigkeit zu behaupten. Aber bald hätte diese grössere Selbstständigkeit einen Konflikt zwischen dem Minister und Diktator herbeigeführt und der Minister wäre weggeschickt worden.

Alle Klagen scheinen mir daher nutzlos und hinfällig. Es gab in Deutschland wohl einige Männer von Format, die fähig gewesen wären, es besser zu machen als Ribbentrop. Hitler hat sie nicht herangezogen. Er wollte nun einmal um sich nur Mitarbeiter, die ihm unbedingt gehorsam waren und unter dem Einfluss seiner Persönlichkeit standen.

Am 6. Juni, anlässlich des Geburtstages von Botschafter Ritter und Gesandten Altenburg gab Ribbentrop ein Essen. Ich hatte den Minister nach der zufälligen Begegnung auf dem Korridor noch nicht wiedergesehen und noch nicht die Erlaubnis bekommen, abzureisen. Ich dachte, dass er die Gelegenheit des Essens benutzen würde, um mit mir zu sprechen und mich nach dem zu fragen, was in Rom in neun Kriegsmonaten geschehen war. Er fragte mich nach gar nichts. Eine derartige Gleichgültigkeit war mir vollkommen unbegreiflich. Er sagte mir weiter nichts als: «Na, Rom ist nun gefallen, schade, aber was soll man machen, wir können die Tatsachen nicht ändern.»

Niemand von den Eingeladenen hatte den Mut, das Thema Rom zu berühren. Wer hätte gewagt, sich so taktlos zu zei-

gen, an diese unangenehme Sache zu erinnern? Die beiden Ehrengäste und Geburtstagskinder langweilten sich. Die Trinksprüche des Ministers, der sich an diesem Tage leutselig und freundlich zeigen wollte, was er gelegentlich sehr gut konnte, und Frau von Ribbentrops Liebenswürdigkeit, machten keinen besonderen Eindruck auf sie. Wie beinahe alle anderen Beamten des Auswärtigen Amtes hegten sie weder für dem Hausherrn noch für seine Gemahlin besondere Sympathie.

Ribbentrops allgemeine Unbeliebtheit war nicht allein darauf zurückzuführen, dass er kalt, rechthaberisch und arrogant war, sondern auch auf seinen Mangel an Charakter. Er trat niemals für seine Untergebenen ein. Wenn diese in einen Gegensatz zur Wehrmacht oder SS kamen, und wenn es dabei ernstere Reibungen gab, vor allem aber, wenn die geringste Gefahr bestand, dass Hitler im entgegengesetzten Sinne eingriff, liess Ribbentrop sie sofort fallen, besonders wenn man seinen Mitarbeitern auch noch den unvermeidlichen Vorwurf der nationalsozialistischen Unzuverlässigkeit machte.

Gegen seine Untergebenen war er im Allgemeinen rücksichtslos und scharf. Mehr als ein Diplomat von hohem Rang musste sich mit Ausdrücken belegen lassen, die aus dem Munde eines gut erzogenen Mannes undenkbar sind. Sogar von Moltke, der Nachfolger von Diekhoff als Botschafter in Spanien, wo er unmittelbar nach seiner Ankunft starb, wurde wie ein nachlässiger Schüler auf dem Korridor vor den Pfortnern abgekanzelt wegen einer Lächerlichkeit, die gar keiner Erwähnung wert war.

Noch unbeliebter als ihr Mann war Frau von Ribbentrop. Sie war eine kluge und energische Frau und hatte unbestreitbar auf den Aussenminister grossen Einfluss. Wenn man von ihm sagen kann, dass er so ehrgeizig war, dass er lieber den Krieg als sein Amt verlieren wollte, so wurde er darin zweifellos noch von seiner Frau übertroffen. Sie stiess ihn unaufhörlich vorwärts und befasste sich im Grossen wie im Kleinen mit seinen Angelegenheiten. Das ging bisweilen so weit, dass sie die unmittelbaren Mitarbeiter ihres Mannes aussuchte.

Sie war eine unversöhnliche Gegnerin, die jeder fürchtete, die aber auch keinen Freund hatte. Zu ihren Gunsten und zu ihrer Rechtfertigung konnte sie anführen, dass sie eine Reihe schmerzhafter Operationen im Gesicht durchgemacht hatte, die ihr immer wieder heftige Schmerzen verursachten.

Während des Essens sprach sie mit klugen Worten, jedoch in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete, von der grösseren Fähigkeit Englands Europa zu lenken. Das englische Volk habe die führenden Schichten, an denen Deutschland entschieden zu arm sei. So etwas auszusprechen, war in diesem Augenblick und in dieser Umgebung immerhin mutig.

Ich beglückwünschte deshalb ihre Tochter Bettina, in deren Nähe ich sass. Ich benutzte die Gelegenheit, um hinzuzufügen, dass die politischen Fragen, mit denen die Mutter sich beschäftigte, sie daran hinderten, sich um die Tafel zu kümmern, und dass es deshalb der Tochter zukäme, die Mutter zu ersetzen und für die Dinge zu sorgen, die den Gästen vorgesetzt würden. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass etwa zehn oder zwölf Leute, die um den Tisch herumsassen,

aussahen, als ob sie einen Stock verschluckt hätten und offenbar mit einer wahren Leidensmiene assen.

«Aber wenn wir ein üppiges Essen geben», erwiderte sie, «setzen wir uns der Kritik aus. Papa wünscht, dass unser Tisch so aussieht, wie der jeder anderen deutschen Familie.» «Sehr lobenswert», entgegnete ich, «aber wenig überzeugend. Die Tafel hat eine grosse Bedeutung für die Aussenpolitik. Um sich vernünftig mit ihr zu befassen, muss man guter Laune sein. Um in guter Laune zu sein, muss man gut essen. Das ist ein Gesetz, so alt wie die Welt.»

Altenburg hatte gehört, was ich sagte, und es fiel mir auf, dass er mich so merkwürdig ansah. Beim Kaffee kam er auf mich zu und sagte mir leise zwischen den Zähnen: «Mein Lieber, ich habe gesehen, dass Sie sich lange mit Bettina unterhielten. Sie ist ein lieber Kerl, aber seien Sie trotzdem vorsichtig, sie hinterbringt's möglicherweise dem Vater.»

«Eben deswegen», antwortete ich, «eben deswegen.»



Nach dem Essen gab mir Ribbentrop endlich die Erlaubnis, abzureisen. Ich ging sofort meinen Koffer packen. Als ich die Treppe des Hotels hinabkam, traf ich den Botschafter Gaus mit Oberst von Geldern. Sie sprachen von der Landung der Alliierten in der Normandie. Ich fragte den Oberst nach Einzelheiten.

«Die Hälfte der gelandeten Truppen ist schon ins Meer geworfen. Die Verluste der Alliierten sind enorm.

Gegen die andere Hälfte sind gewaltige Gegenangriffe im Anrollen, Alles geht ausgezeichnet,»

Das war seine Antwort, Von ganz vereinzelt Ausnahmen abgesehen, bliesen alle, der Mann auf der Strasse wie die hochgestellten Persönlichkeiten, in das Horn von Goebbels – aus Überzeugung, aus Furcht, oder aus Unwissenheit..

Rom wird im letzten Augenblick geräumt

Bei meiner Ankunft in Fasano erhielt ich die Gewissheit, dass keiner meiner Mitarbeiter in Rom von den militärischen Ereignissen überrascht worden war. Die erste Nachricht darüber hatte mich schon in Fuschl erreicht. Presseattaché von Borch schilderte mir in allen Einzelheiten die Räumung der Hauptstadt. In der Stadt selbst waren die entsprechenden Anordnungen bis zu einem geradezu unwahrscheinlichen Zeitpunkt hinausgeschoben worden. Die Gründe waren immer dieselben: nicht Egoismus oder Gleichgültigkeit, sondern die Angst jedes Einzelnen, als Defaitist angesehen zu werden. Obwohl die Niederlage ganz offensichtlich war, wurde sie erst zugegeben, als die Ereignisse nichts anderes mehr zuließen. Man wollte erst einen Befehl von oben haben.

Hitler, der sowieso grundsätzlich gegen jede militärische Operation war, die auf die Räumung eines besetzten Gebie-

tes hinauslief, konnte es einfach nicht begreifen, dass die Truppe ein Gelände aufgab, bevor der Gegner nicht mit blossem Auge *zu* sehen war. Er liess keine strategischen Massnahmen zu, bei denen kampflös Boden preisgegeben wurde, lieber dem Haupt der deutschen militärischen Führer schwebte immer das Damoklesschwert, wegen Feigheit vor dem Feinde vor ein Militärgericht gestellt zu werden.

Sogar Kesselring stand unter diesem Druck. Der Befehl, Rom zu räumen, war nur für den äussersten Notfall freigestellt worden. Es war daher nicht leicht, allen deutschen Dienststellen und ihren italienischen Mitarbeitern zur rechten Zeit das Signal zu geben. Die technischen Schwierigkeiten wurden noch vermehrt durch die unverständliche Unterbrechung aller Telefonverbindungen, die der Stadtkommandant General Maelzer befohlen hatte, weil er scharfsinnigerweise annahm, dass er auf diese Weise die Bewegungen der unterirdischen Partisanengruppen stören könnte.

Die Zweigstelle der Botschaft und andere deutsche Dienststellen hätten so keine Ahnung von dem bevorstehenden Fall der Stadt gehabt. Aber die alliierten Sender sprechen klar. Dadurch war es möglich gewesen, die Abreise im Voraus zu organisieren. Der Befehl zur Verlegung erreichte jedoch meine Mitarbeiter erst in der Nacht vom 3. zum 4. Juni nach meinem Telefongespräch mit Rahn und nachdem Rahn zu Kesselring gefunkt hatte, der daraufhin dafür sorgte, dass der Botschaft die Anweisung zum Abmarsch übermittelt wurde.

Zum Schluss wurde in Rom doch keine deutsche Dienststelle erwischt. Selbst denjenigen, die weniger voraussichtig

waren, gelang es noch, sich zu entfernen, knapp vor dem Einmarsch der Anglo-Amerikaner.

Eine kleine Anzahl von Faschisten, die im Dienst der republikanischen Regierung standen, blieb in der Stadt. Aber auch von diesen machten sich noch verschiedene nach dem Einmarsch der Alliierten zu Fuss auf den Weg. Es gelang ihnen, durch die Linien zu kommen und das Gebiet jenseits des Apennin zu erreichen.

Von den Beamten des Aussenministeriums im Palazzo Chigi ging keiner nach Norden. Gegen den Befehl und den Willen der republikanischen Regierung blieben auch De Cicco, Giuriati e Tommasi, mit denen die Botschaft in Rom mehr als mit andern italienischen Diplomaten, die laufenden Geschäfte bearbeitete. Das tat mir besonders bei den beiden letzteren sehr leid, weil sie mich immer in dem Glauben gelassen hatten, dass sie sich beim Fall von Rom nach Salo begeben würden. Ich hatte angenommen, dass sie auch am Gardasee weiter als unpolitische Beamte tätig sein könnten. Es war für mich nicht einfach gewesen, sie gegen die Angriffe der Regierung von Salo und gegen die Verdächtigungen des SD zu verteidigen. Die Ereignisse hatten nun bewiesen, dass der Verdacht begründet war, und ich musste persönlich für das völlige Versagen des Palazzo Chigi geradestehen. Rahn liess es sich aber auch bei dieser Gelegenheit nicht nehmen, mich zu verteidigen.

Die Faschisten, die mit Verspätung aufgebrochen waren, als der Rückzug schon sein kritisches Stadium erreicht hatte, mussten eine schwierige und bewegte Fahrt durchmachen. Abgesehen von der Gefahr, dass ihnen der Weg abgeschnit-

ten wurde, und abgesehen von den schweren Angriffen der feindlichen Luftwaffe war das Unangenehmste für sie die systematische Beschlagnehmung aller Autos durch die deutschen Soldaten. Sobald sie ein Auto mit Italienern sahen, nahmen sie es weg, ohne auf die faschistische Mitgliederausweise und die Dokumente der Zusammenarbeit zu achten, die ihnen vorgezeigt wurden. So ging es einem verwundeten faschistischen General, dem man seinen Wagen wegnahm, und der auf seinen Protest hin noch verprügelt wurde. Der Fall wurde mit bitteren Worten in den faschistischen Kreisen am Gardasee kommentiert und wurde auch von den deutschen Stellen sehr bedauert, die sich ohnehin über die wachsende Disziplinlosigkeit der Truppe Gedanken machten.

Noch grössere Nachwirkungen hatte der Fall des Kanzlers der japanischen Botschaft. Er hatte mit seinem Wagen bei einer Gastwirtschaft Halt gemacht und kam gerade im rechten Augenblick heraus, um zu sehen, wie eine Gruppe von deutschen Soldaten sich seines Autos bemächtigte. Er protestierte, wurde ärgerlich und wandte sich an einen Offizier, der sie befahligte. Er bekam dafür ein paar Ohrfeigen ohne verhindern zu können, dass sein Wagen ihm weggenommen wurde. Als der geohrfeigte Kanzler in Venedig ankam, zeigte sich die japanische Botschaft sehr verstimmt. Es handelte sich nicht so sehr darum, dem Kanzler sein Auto wiederzugeben, als vielmehr sein Gesicht, das er nach orientalischer Auffassung verloren hatte.

In der deutschen Botschaft, die am Gardasee in der Villa Bassetti sass, fand in Gegenwart von Rahn und Wolff die

Feierlichkeit der Wiedergutmachung statt Vor einer gemischten Abteilung der Wehrmacht und der SS sprach Rahn dem japanischen Kanzler seine Entschuldigung aus, während die Soldaten das Gewehr präsentierten. Es folgte ein Frühstück mit vielen Trinksprüchen auf den Führer, den Tenno und das deutsch-japanische Bündnis.

Ein anderer japanischer Flüchtling aus Rom – diesmal war es ein Journalist dem ebenfalls sein Wagen auf der Fahrt nach Norden geraubt wurde, wandte sich an einen deutschen Obersten, der ihn zwar nicht ohrfeigte, ihn aber mit aller Gewalt als Koch bei sich einstellen wollte, weil er von der Beschwerde, die ihm in einem italienisch-japanischen Kauderwelsch vorgetragen wurde, kein Wort verstand, und der Meinung war, dass er es mit einem Chinesen zu tun hätte, der infolgedessen ein Spezialist der Kochkunst sein müsste.

So sehr der Fall von Rom erwartet und von den extremen Faschisten am Gardasee sogar begrüsst wurde, weil damit ein grosses antifaschistisches Geschwür entfernt worden war und weil man Lebensmittel und Transportfahrzeuge sparte, so versank doch die Regierung von Salö in einer grossen Welle der Verzweiflung und Entmutigung. Wer sich keinen Illusionen hingab, für den war es klar, dass der Teil Italiens, der noch unter der Kontrolle Mussolinis stand, immer kleiner wurde. Das Ende der Regierung des Duce konnte nicht mehr fern sein. Auch die üblichen Trostsprüche «Geheimwaffen», «Wir werden wiederkommen» usw. verfangen nicht mehr, weil die Wirklichkeit allmählich zu sehr den Versprechungen und Parolen widersprach.

Am Gardasee tut man so, als ob ...

Wer von ausserhalb kam, konnte sich keine rechte Vorstellung machen von dem Ausmasse des Dramas, das die Gemüter der an den Ufern des Gardasees versammelten Männer aufwühlte. Das äussere Bild war idyllisch, die Luft über dem See war klar und rein, die Landschaft anziehend und heiter. Die Villen waren gepflegt, die Gärten in Ordnung. Man sah keine Zerstörungen durch Bombenangriffe. Der Krieg schien etwas ganz Fernes und Unwirkliches zu sein.

Der Gardasee war zum Lazarettgebiet erklärt worden. Nicht einmal die Hupen des Autos durften benutzt werden. Die Wagen glitten lautlos dahin, schöne Wagen, gesteuert von Fahrern oder Offizieren in tadelloser Aufmachung. Auf der Strasse waren die Leute liebenswürdig und höflich, man sah keine erregten Gesten, man hörte kein Gebrüll und keine

Flüche, es gab keine Stahlhelme und auch keine von Schlamm und Staub bedeckten Uniformen.

Die in Lazarets verwandelten Hotels waren immer überfüllt, aber man liess die Verwundetentransporte nachts ankommen, und die Genesenden hielten sich hinter den Zäunen und Hecken der Hotelgärten auf.

Es wäre nicht richtig, wenn man annehmen wollte, dass die faschistische Regierung und die deutschen Dienststellen sich am Gardasee niedergelassen hätten, um die Unverletzlichkeit der Lazarettzone auszunutzen. Nach dem 8. September hatte Rommel im Hinblick auf die militärische Lage und entsprechend den vorgesehenen Rückzugsplänen sein Hauptquartier am Gardasee eingerichtet. Die anderen Dienststellen hatten sich um ihn herumgruppiert, um ihm so nahe wie möglich zu sein. Rommel war dann abgelöst worden, aber der Standort hatte allen gefallen. Eine Verlegung in andere Ortschaften wäre ziemlich schwierig, ja geradezu unmöglich gewesen, denn es herrschte schon erheblicher Mangel an Telefon-Leitungen, Verkehrsmitteln usw. In beiderseitiger Übereinstimmung versuchten die Italiener wie die Deutschen, die Lazarette zu räumen und die Verwundeten woanders hinzubringen, aber Kesselring stemmte sich hartnäckig dagegen.

Während des Sommers badete die einheimische Bevölkerung zusammen mit deutschen Soldaten und Zivilisten und mit den italienischen Milizmännern und Beamten im See. Man ruderte, segelte und ging in Shorts umher. Das alles trug dazu bei, der Gegend den Anblick sorgloser Ruhe zu geben. Man hatte den Eindruck einer Riviera im Kleinen.

Auch nachts änderte sich nichts. Alles blieb ruhig, nur der Mond, der sich im See spiegelte, unterbrach die Dunkelheit. Die Sperrstunde war sehr weit hinausgeschoben. Bei Spaziergängen in den Mondnächten hatte man das Gefühl tiefsten Friedens. Gewiss, der «Pippo», so nannten die Italiener die regelmässig auftauchenden Jabos, kam und brummte in der Luft. Von Zeit zu Zeit liess er eine kleine Bombe fallen, aber es handelte sich bloss um Störungsmanöver ohne ernsthafte militärische Absicht, die keinen grossen Schaden verursachten.

Ein «Pippo» wurde auch abgeschossen und fiel etwa 100 Meter vom Strand entfernt in den See. Das Wasser war dort nicht sehr tief, sodass die Maschine mit dem Schwanzstück herausragte. Es war ein schneller Jäger, der die Abzeichen der grün-weiss-roten Trikolore trug, und der Pilot erwies sich als ein Italiener.

Am Tage bot die feindliche Luftwaffe, die den See regelmässig in geschlossenen Formationen und in einer Höhe von weniger als tausend Metern auf dem Wege nach Süddeutschland überflog, ein Bild der Überlegenheit und Stärke. Es schien, als ob die Amerikaner über ihre heimischen Seen flögen. Nichts stellte sich ihnen entgegen. Es wurde nicht einmal Alarm gegeben, die Sirene hätte sonst Tag und Nacht ohne Unterbrechung ertönen müssen.

Diese grossen Verbände flogen ruhig und ungestört dahin. Aber die Deutschen und Italiener am Gardasee zogen daraus keine realistischen Folgerungen. Sie dachten nicht daran, ihre endlosen Konferenzen und nutzlosen Diskussionen über theoretische Pläne für den Krieg der Zukunft abzubre-

chen. Am Himmel zogen Hunderte von Flugzeugen hin und her, und es war aus Mangel an Munition nicht möglich, einen einzigen Flakschuss gegen sie abzufeuern, man sah nicht einmal den Schatten eines Jägers, es bestand keine Aussicht auf irgendeine wirksame Verteidigung, und auf der Erde hörten ernsthaft und würdig aussehende Männer, Deutsche und Italiener, nicht auf, sich Illusionen zu machen und ihre Intrigen, Verdächtigungen und ehrgeizigen Wünsche gegeneinander auszuspielen. Dabei hätte von oben ein Druck auf den Knopf der Abwurfvorrichtung genügt, um sie alle zu Staub zu zermalmen.

Die einzige deutsche Reaktion bestand in dem Bau von Luftschutzbunkern. Diese an sich begreifliche Verteidigungsmassnahme nahm in der praktischen Durchführung erstaunliche Formen an. Die Bunker wurden in äusserster Vollendung und mit einem gewaltigen Materialaufwand gebaut, so dass sie geradezu prächtig aussahen. Es schien, als sollte ein neuer hundertjähriger Krieg über Europa kommen und als wollten die Deutschen von den Ufern des Gardasees überhaupt nicht mehr Weggehen.

Dieser Optimismus aus Beton war nichts anderes als ein Ausdruck jener Vogel-Strauss-Politik, die im nationalsozialistischen Deutschland so weit verbreitet war. Sie wurde vor allem von den leitenden und verantwortlichen Männern betrieben. Sie machten sich selbst etwas vor. Die fortschreitende Einengung der besetzten Gebiete, hatte auf die ihnen unterstellten Organisationen, auf deren Umfang und deren Tätigkeit, so gut wie gar keinen Einfluss. Ob es gut oder schlecht stand, die Dienststellen existierten und arbeiteten

weiter. Nach wie vor gingen die Funksprüche, die Ferngespräche und die Briefe ein, die fieberhafte Tätigkeit des Krieges liess nicht nach. Jeder war bestrebt sich seine Aufgaben, seinen Anteil an der Führung und damit an der Macht möglichst lange zu erhalten.

Der Krieg dauerte achtundsechzig Monate, vierundsechzig Monate lang blieben die Grenzen des Reiches intakt. Was bedeuteten schon die verlorenen Gebiete? Sie waren der Gewinn der Eroberung während des Krieges, und solange ein Spieler noch seinen Gewinn einsetzt, hat er nicht das Gefühl, sein eigenes Geld zu verlieren.



Warum wollten die Alliierten die Einrichtungen und Quartiere am Gardasee nicht mit Bomben belegen?

Sie wussten ganz genau, wo sich jede einzelne Dienststelle befand und sie zeigten es an dem Tage, wo sie die Villa von Rahn treffen wollten. Sie wurde mit vier Bomben von kleinem Kaliber zerstört, ohne dass auch nur die Fensterscheiben der in der Nähe gelegenen Gebäude beschädigt wurden. Auch wenn die Alliierten die Hilfslazarette, die deutlich mit dem Roten Kreuz gekennzeichnet, verhältnismässig abseits lagen, verschonen wollten, so hätten sie doch mit derselben Genauigkeit den ganzen Organismus der italienischen und deutschen Behörden am Gardasee in einen Trümmerhaufen verwandeln können. Dieser Verzicht auf die Bombardierung des Regierungssitzes am Gardasee wie übrigens auch der Verzicht darauf, die französische Regierung in Vichy mit Bomben anzugreifen – lässt verschiedene Deutungen

zu. Jedenfalls beweist er, welchen Wert die Anglo-Amerikaner auf die politische und psychologische Kriegsführung legten und wie sorgfältig sie bei jeder Kriegshandlung das Für und Wider gegeneinander abwogen. Wenn Hitler an Stelle von Churchill oder Roosevelt gewesen wäre, wären wohl Garda und Vichy gleich am ersten Tag in die Luft geflogen.

Die ungestörte Ruhe, deren sich das Gebiet am Gardasee erfreute, ermutigte die zentralen Stellen der Rüstungsindustrie, den Felsentunnel der Gardesana (Strasse am Westrand des Sees) auszunutzen. Die Parole des Tages war: in die Erde gehen und die Tunnel, die sich insgesamt über rund zwanzig Kilometer ausdehnten, waren dazu wie geschaffen. Eine ideale Flugzeugfabrik!

Aus Deutschland kamen nur schwere Lastwagen, hoch beladen mit den schönsten und wertvollsten Maschinen, die in den Felsengängen aufgestellt wurden. Dabei waren wir schon im Herbst 1944. Ich glaube, bei keiner der vielen LKW-Kolonnen gab es auch nur einen einzigen Mann, der nicht den Gedanken hegte: «Wie froh werden die Alliierten sein, wenn sie sehen, dass wir ihnen das Material ins Haus gebracht haben!» Und dennoch wagte keiner, diese naheliegenden Gedanken auszusprechen.

Im Augenblick der Kapitulation waren die Fabriken in den Felstollen von Gardesana gerade betriebsfertig, und die verhältnismässig sichere und kürzeste Strasse für den Rückzug nach Bozen war derartig blockiert, dass man mit Autos überhaupt nicht mehr durchkommen konnte. Als die Alliierten davon Kenntnis bekamen, was in den Felsenstollen

vor sich ging, wurden sie allmählich aggressiver. Sie warfen keine Bomben, aber sie verstärkten den Einsatz an Jagdflugzeugen, die aus geringer Höhe mit Bordwaffen schossen. Das Auftauchen von feindlichen Jabos brachte alles durcheinander. Vollkommen unbehelligt von jeder Abwehr, griffen sie besonders der Kraftwagenverkehr an. Es gab viele Opfer, auch unter den führenden Persönlichkeiten des Faschismus.

Auch Rahn und Wolff blieben von Jabo-Angriffen nicht verschont. Bei seinen Reisen in die Schweiz zu den Kapitulationsverhandlungen wurde Wolff so heftig von Flugzeugen angegriffen, dass er sich gezwungen sah, die Amerikaner zu bitten, sein Leben zu schonen, das «wenigstens in diesem Augenblick unersetzlich war, um die Verhandlungen zu Ende zu führen.»

Was Hitler und Mussolini wirklich voneinander hielten

Als am 20. Juli 1944 eine Bombe unter dem Arbeitstisch von Hitler explodierte, konnte man ohne Übertreibung sagen, dass die Explosion ganz Deutschland erschütterte und auch die Fensterscheiben am Gardasee erzittern liess.

Als die Nachricht von dem Attentat verbreitet wurde mit der Bemerkung, dass die Urheber nur eine kleine Gruppe von Verbrechern darstellten, dachte das deutsche Volk, gläubig wie immer, dass diese Behauptung der Wahrheit entspräche. Die Kreise der faschistischen Regierung dagegen spürten, dass eine Revolte in der Luft gelegen hatte und zogen daraus sehr niederschmetternde Folgerungen. Buffarini, der aus Instinkt urteilte und als Innenminister wohl auch noch über die Reste eines politischen Nachrichtendienstes verfügte, meinte, dass es sich um eine sehr, sehr ernste Sache handelte. Das Komplott müsste weitreichende und tiefe

Wurzeln haben. Er bewies dadurch, dass er die Dinge mit grösserer Klarheit durchschaute als die Deutschen, die am Gardasee in der Nähe der faschistischen Regierung sassen. Einige Tage später kamen allmählich die tragischen und erschütternden Nachrichten über die Niederschlagung der Verschwörung. Die Informationen blieben auf den Kreis der offiziellen Männer beschränkt, denn vor der grossen Öffentlichkeit versuchte man weiter auf jede Art und Weise, die Angelegenheit als geringfügig hinzustellen.

In Italien war der 20. Juli für niemanden verhängnisvoll. Sechs Wochen vorher hatte Troth zu Solz, einer der Hauptverschwörer unter den Beamten des Auswärtigen Amtes, mit grosser Vorsicht unter den deutschen Diplomaten in Italien sondiert. Insbesondere hatte er sich mit dem Gesandtschaftsrat von Kessel von der deutschen Botschaft beim Vatikan getroffen, der unerwartet nach Fasano gekommen war. Sie gingen im Gespräch alle Mitglieder des Auswärtigen Amtes durch, die in Italien Dienst taten, um zu sehen, auf wen sie sich im Bedarfsfall stützen könnten. Sie besaßen die Klugheit, die so vielen Leuten in Deutschland abging, weder Listen zu schreiben noch Notizen liegen zu lassen.

Wenn die führenden Köpfe der Verschwörung dieselbe Umsicht bewiesen hätten, dann wäre die Liste der Opfer nicht so lang gewesen. Auch Troth war einer von denen, die mit dem Leben bezahlen mussten.

Troth und Kessel kamen auch zu mir und wir verbrachten zusammen einen angenehmen Abend. Bei der ersten An-

spielung schlug ich einen scherzhaften Ton an und liess das Thema fallen. Komplote und Verschwörungen waren nie meine Sache.

Die einzige Person in Italien, die offiziell kompromittiert war, gehörte zur SS. Es war der Brigadeführer Kanstein, der der Militärverwaltung zugeteilt war. Er wurde aber später aus Mangel an Beweisen freigelassen und kehrte auf seinen Posten zurück.

Himmler, dem nach dem Attentat die Vollmachten für die Verteidigung des Reiches übertragen worden waren, gab sie an seine Platzhalter in den besetzten Gebieten weiter. SS-Obergruppenführer Wolff übernahm die Aufgaben und Funktionen des Bevollmächtigten Generals der Wehrmacht für das rückwärtige Frontgebiet in Italien. Als Chef der Militärverwaltung wurde Staatssekretär Landfried durch Gruppenführer Waechter ersetzt. Dadurch wurde nach dem 20. Juli die Stellung des Befehlshabers der SS in Italien ausserordentlich gestärkt.

Durch Zufall kam Mussolini, begleitet von Graziani und Rahn, gerade am Tag des Attentats im Führerhauptquartier an. Hitler zeigte ihm die Uniform, die er im Augenblick der Explosion angehabt hatte. Der Rock war derartig von Splittern zerfetzt, dass es kaum zu glauben war, dass Hitler als einzige Verletzung nur leichte Prellungen davongetragen hatte. Man musste zugeben, dass der 20. Juli nicht der Tag war, den das Schicksal für sein Ende bestimmt hatte. Für



Beratung am Garda-See: Rommel war für Rückzug
(Von links nach rechts: Mussolini, Rahn, Rommel, Ricci, Wolff)



Graziani verlangte Waffen und Ausrüstung für seine Divisionen

die Propaganda war es nur ein kurzer Schritt bis zu der Parole, dass die Vorsehung den Führer gerettet hätte.

Mussolini beeilte sich, seine lebhaften Glückwünsche für die Errettung aus solcher Gefahr zum Ausdruck zu bringen. Zugleich bekundete er seine herzliche Zuneigung, äusserte aber auch bittere Bemerkungen über die Verräter und ihre Untreue. Wenn man daran denkt, was Hitler ihm vor einem Jahr alles ins Gesicht gesagt hatte, so dürfte Mussolini eine gewisse innere Genugtuung haben, zumal er damals, soweit ich unterrichtet bin, keine Gefühle aufrichtiger Freundschaft mehr für Hitler hegte.

Eines Tages, es war im Sommer des Jahres 1944, hatte Mussolini im Laufe eines Gespräches unter vier Augen an mich die ebenso unvorhergesehene wie verblüffende Frage gerichtet: «Sagen Sie mir ganz offen, was denken Sie über Hitler?»

Ich antwortete: «Meiner Meinung nach hat Hitler auf dem Gebiet der Innenpolitik Aussergewöhnliches geleistet, aber ich glaube nicht, dass er den Problemen der Aussenpolitik gewachsen ist. Ich befürchte, dass er die Aussenpolitik mit der Innenpolitik vermengt. Er versteift sich darauf, seine Ziele ausserhalb der Reichsgrenzen mit denselben Methoden zu erreichen, die er im Innern Deutschlands angewandt hat.»

Ich sah ein Leuchten der Genugtuung in Mussolinis Augen aufblitzen. Er unterstrich meine Ansicht mit den Worten: «Es ist in der Tat ein grosser Unterschied zwischen Innen- und Aussenpolitik.»

Und wie waren die Gefühle Hitlers für Mussolini?

Eine kleine Episode beweist zur Genüge, was Hitler von

Mussolini dachte. Nach der letzten Unterredung in Deutschland hatte Hitler im Augenblick der Abreise Mussolinis die Hand des Duce fest zwischen seine beiden Hände genommen und hatte ihm gesagt: «Ich weiss, dass ich auf Sie zählen kann. Ich bitte Sie, mir zu glauben, dass ich Sie als meinen besten und einzigen Freund ansehe, den ich in der Welt habe.»

Diese Äusserung wurde in den Kreisen der Faschisten günstig aufgenommen. Der italienische Aussenminister Mussolini wollte wissen, ob das, was ihm berichtet wurde, der Wahrheit entspräche. Ich fragte Rahn und dieser antwortete mir: «Es ist wahr, dass dieser Satz vom Führer ausgesprochen wurde, und als ich hörte, wie er dem Duce diese Erklärung abgab, hätte ich darauf geschworen, dass sie aufrichtig war. Er schaute dem Duce in die Augen wie eine verliebte Frau, sodass wir, die wir dabei waren, vor Verlegenheit nicht wussten, wo wir hinsehen sollten. Aber zwei Minuten danach, als der Führer mir zum Abschied die Hand gab, sagte er mit einem hastigen und bezeichnenden Blick auf Mussolinis Rücken: «Rahn, passen Sie mir gut auf!»

«Die Doppelzüngigkeit von Hitler», fuhr Rahn fort, «hat etwas Verblüffendes. Man weiss nicht, ob sie bewusst ist oder ob sie aus zwei gegensätzlichen Naturen kommt.»

Nach Rahns Ansicht übte Hitler auf Mussolini in politischen Dingen eine Art hypnotische Gewalt aus. Wenn man aber von der politischen auf die menschliche Ebene überging, unterlag Hitler schliesslich dem Einfluss Mussolinis. Aber die Augenblicke, wo Hitler und Mussolini sich wie zwei menschliche Wesen, wie einfache Sterbliche, gegen-

überstanden, waren nur sehr kurz, denn beide blieben Sklaven der Rolle, die sie nun einmal übernommen hatten.

In einer Komödie von Sacha Guitry zeigt ein König von Frankreich grosse Fürsorge für einen Würdenträger seines Hofes, denn die Astrologen haben ihm vorausgesagt, dass sie beide am selben Tage sterben werden. Etwa auf dieselbe Art war auch Hitler um Mussolini besorgt. Er kümmerte sich um sein physisches Wohlbefinden. Das ging so weit, dass er dem Freund und Schicksalsgenossen einen deutschen Internisten, Professor Georg Zachariae, den Chefarzt des Siemenskrankenhauses in Berlin, zur Verfügung stellte. Zachariae hatte den Auftrag, über Mussolinis Gesundheit zu wachen und dem Gerücht entgegenzuwirken, das behauptete, die Mitglieder der Familie Mussolini könnten das Alter von 60 Jahren nicht überschreiten.

Rahn und Wolff verständigen sich

Rahn konnte mit Recht behaupten, dass die Botschaft sich schliesslich bei allen anderen deutschen Dienststellen in Italien durchgesetzt hatte. So war es in der Tat. Am Gardasee hatte Rahn das Steuer fest in seine Hand genommen. Er war nicht nur Botschafter, sondern auch «Reichsbevollmächtigter für Italien». Wenn seine Stellung als Botschafter nicht ausreichte, um bei den oft genug gegensätzlichen Meinungen der verschiedenen deutschen Dienststellen in Italien eine Frage zu entscheiden, dann griff er als Reichsbevollmächtigter ein. In dieser Eigenschaft war er nicht nur der Beauftragte des Auswärtigen Amtes, also Ribbentrops, sondern auch der unmittelbare Vertreter von Hitler selbst. Im Lauf des Krieges war das Amt eines Reichsbevollmächtigten ausser Rahn auch Altenburg in Griechenland und Best in Dänemark übertragen worden. Ribbentrop hatte für diese Erhöhung seiner Vertreter in den besetzten Ländern

gekämpft, weil sich daraus auch eine Stärkung seiner persönlichen Position ergab, Rahn verdankte jedoch seine Ausnahmestellung seiner starken Persönlichkeit, seiner überragenden Intelligenz, seiner grossen Erfahrung und seinem dialektischen Geschick, Er stand überall in hohem Ansehen, Ohne diese hervorragenden menschlichen Eigenschaften wäre es Rahn trotz seiner amtlichen Aufträge und Titel nie gelungen, seine Autorität durchzusetzen, Hitler hatte sich in seinem Erlass, der die Vollmachten und Aufgaben der verschiedenen deutschen Dienststellen in Italien festlegte, so unklar und verworren ausgedrückt, dass man ihm eigentlich nur die Absicht entnehmen konnte, praktisch der SS das Übergewicht und die Kontrolle zu überlassen. Der entscheidende Mann hätte also Wolff sein müssen, der für die Treue aller in Italien eingesetzten Deutschen verantwortlich war.

Bei seinem Aufenthalt in Paris hatte Rahn an dem Beispiel von Abetz gesehen, dass ein deutscher Botschafter sich den Luxus leisten konnte, sogar mit den Militärs Streit zu haben, aber nicht mit der SS, Abetz hatte sich die Flügel im Kampf gegen die SS und Brigadeführer Oberg verbrannt. Das war für Rahn eine Lehre, über die er nachgedacht hatte. Er glaubte daher, dass es ebenso zweckmässig wie notwendig war, sich Wolff zum Freunde zu machen. Seinerseits war der Befehlshaber der SS sich darüber klar, dass sich Rahn auf einer aufsteigenden Linie befand und dass er von dem Botschafter viel lernen konnte in der Kunst, sich an der Macht zu halten, ohne dabei eine unversöhnliche Haltung gegen andere einzunehmen, die dann notwendigerweise zu

einer ständigen Kampfstellung führen musste. Überdies hatte Wolff, nachdem er ziemlich lange in der direkten Umgebung Himmlers einer der führenden Männer der SS gewesen war, inzwischen an Boden verloren, und zwar wegen persönlicher und familiärer Angelegenheiten, die ihm den Ruf eingetragen hatten, mindestens eine schwache Seite zu haben. Das war etwas Gefährliches in einer Organisation, die keine menschlichen Schwächen zuliess. So waren bei Wolff die besten Voraussetzungen für eine Verständigung mit Rahn gegeben.

Dem Temperament nach waren die beiden Männer von Grund auf verschieden, und in zahlreichen Fragen war der Gegensatz so klar und eindeutig, dass man annehmen musste, der Versuch einer Einigung sei auf die Dauer zum Scheitern verurteilt. Die Persönlichkeit, die ganz unerwartet dazu beitrug, dass diese beiden so gegensätzlichen Charaktere die Grundlage für ihr Einvernehmen fanden, war Frau Rahn. Sie war eine reizende Frau, hübsch, elegant, zart, mit einem sehr ausdrucksvollen Gesicht, sanft von Charakter, leutselig, gutmütig, dabei strenge Katholikin. Alle Leute, die in ihre Nähe kamen, Deutsche und Italiener, empfanden für sie eine tiefe Sympathie und waren hingerissen von ihrer Anmut und Fraulichkeit.

Auch Wolff entging diesem Schicksal nicht. Von der Frau des Botschafters liess er sich Dinge sagen, die kein anderer einem SS-Führer zu sagen gewagt hätte.

Eines Tages hatte Rahn alle hohen Würdenträger der SS in Italien zu einem offiziellen Frühstück eingeladen. Es waren etwa zwanzig Männer, und die einzige anwesende Dame

war die Gattin des Botschafters, die ihrem Mann gegenüber sass. Jeder Versuch, dem Essen einen etwas intimeren Charakter zu geben, scheiterte. Zum Schluss hatte man den Eindruck, dass sich in dem Saal unsichtbare Eisblöcke bildeten. In einem Augenblick dumpfer Schweigsamkeit wandte sich Frau Rahn plötzlich zu ihrem Mann: «Rudolf, denk doch nur, wer hätte uns das vor einem Jahr gesagt.... ausgerechnet wir mitten unter all diesen SS-Männern ...»

Sie sagte das mit sanfter unbekümmerter Miene und lächelte dabei wie ein kleines Mädchen. Den gestrengen Gruppenführern, Brigadeführern und Oberführern blieb nichts anderes übrig, als in ein grosses Gelächter auszubrechen, und das Frühstück endete in einer Atmosphäre der Herzlichkeit.

Einmal hörte ich folgendes Gespräch zwischen Frau Rahn und Wolff mit an.

Frau Rahn: «Man muss etwas für die katholischen Schwestern von Fasano tun.»

Wolff: «Sie denken dabei an Ihre Jugend?»

Frau Rahn: «Gewiss! Wie viel schöner kam mir das Leben damals vor! Man spielte, man lachte und man hoffte...»

Wolff: «Sie vergessen die langweilige Seite: Das Beten!»

Frau Rahn: «Wieso? Das war gerade das Schönste!» Diese Bemerkung war zu einem SS-Obergruppenführer gesagt allerhand.

Mit ihrem starken persönlichen Zauber, der aus einem unschuldigen und reinen Herzen kam, brachte es Martha Rahn – von ihren Freunden wurde sie Mättes genannt – fertig,

Wolff für verschiedene Dinge zu erwärmen, die ihr am Herzen lagen. Immer vertrat sie dabei den menschlichen Standpunkt.

Sie trug in einem beträchtlichen Mass dazu bei, den Befehlshabern der SS den massvollen Grundsätzen und Anschauungen ihres Mannes geneigter und zugänglicher zu machen. So kam Wolff dazu, dass er sich oft dem Vorgehen Rahns anschloss. Wo anfangs eine gewisse Zurückhaltung geherrscht hatte, entwickelte sich eine ernsthafte Zusammenarbeit, und damit gewann die Botschaft die Schlüsselstellung im Organismus der deutschen Politik und Verwaltung in Italien, wenigstens in den grossen Linien.

Das Bündnis zwischen Rahn und Wolff wurde naturgemäss verstärkt durch die Gegensätze zu den anderen deutschen Dienststellen. Sehr heftige Meinungsverschiedenheiten gab es mit Gauleiter Reiner in Triest, Gauleiter Hofer in Bozen, mit dem Beauftragten für den Arbeitseinsatz, Sauckel, und mit der Organisation Todt.

Nicht einmal mit Kesselring und der militärischen Führung war das Einvernehmen sehr eng, wenn auch auf dieser Ebene eine Einigung leichter zu erzielen war und die Meinungsverschiedenheiten nie zu einer Verletzung der äusseren Form führten.

Rahn musste der Sozialen Republik Italien, die mit seiner Hilfe entstanden war, seinen Schutz angedeihen lassen, und Wolff, auf dem die Verantwortung für den Kampf gegen die Partisanen lastete, hatte das grösste Interesse daran, auf die Bevölkerung und also auch auf die italienische Regierung Rücksicht zu nehmen. Mit dem Hinweis auf die Gefahr ei-

ner zahlenmässigen Vermehrung der Partisanen war es nicht allzu schwer, von den verschiedenen Dienststellen Erleichterungen für die italienische Bevölkerung herauszuholen. Nicht so einfach war dagegen der ständige aufreibende Kampf, um bei gewissen deutschen Stellen eine grössere Achtung vor der Regierung der faschistischen Republik zu erreichen. Die Tendenz, die Regierung der Republik nicht wichtig zu nehmen, ist mir immer unverständlich geblieben. War es nicht vollkommen unlogisch, sich für ein nationalsozialistisches Deutschland zu schlagen und zu gleicher Zeit die faschistische Regierung, den einzigen Freund, den Deutschland noch in Italien hatte, ständig zu sabotieren und zu beleidigen? Die Regierung Mussolini zu bekämpfen, war vom deutschen Standpunkt aus ein Widerspruch in sich, und hiess politisch zu kapitulieren. Und wer in einem Krieg, der aus ideologischen Gegensätzen entstanden war, politisch kapitulierte, hatte kein Recht mehr, den Kampf fortzusetzen, die gläubige und unschuldige Jugend auf den Schlachtfeldern und die Zivilbevölkerung unter dem blutigen Hagel der Bomben zu opfern. Ganz abgesehen davon, dass die Angriffe gegen einen wehrlosen, schwachen und gedemütigten Mussolini nicht gerade ein Zeichen zuversichtlicher Stärke waren. Auch wenn man annehmen wollte, dass Hitler sich dazu entschliessen könnte, auf Mussolini zu verzichten, welche andere Regierung hätte sich in Italien halten können? Es wäre dann nichts anderes übriggeblieben, als zu einem System der rein militärischen Besetzung des italienischen Gebietes überzugehen.

War Mussolini ein Gefangener der Deutschen?

Gegenüber solchen dem Faschismus und Mussolini feindlichen Tendenzen trug die Politik, die von der deutschen Botschaft in Italien nach dem 8. September verfolgt wurde, den Stempel der Logik. Sie mag gut oder schlecht gewesen sein, sie war jedenfalls folgerichtig. Ohne Zweifel war Rahn nicht nur der Anwalt, sondern auch der Schutzengel der faschistischen Regierung. Man kann sagen, dass fünfundsiebzig Prozent der Konferenzen, die in der Botschaft stattfanden, dem Ziel gewidmet waren, den verschiedenen deutschen Stellen die Notwendigkeit klarzumachen, die Regierung Mussolini und ihre Vertreter mit grösserer Achtung zu behandeln. Rahn sah das politische Bündnis zwischen den beiden Ländern ganz kaufmännisch unter dem Gesichtspunkt des praktischen Interesses. Er handelte nach dem Grundsatz: «Leben und leben lassen.» Er wollte deshalb, dass Italien für alles, was man von ihm verlangte oder

nahm, immer irgendeine Gegenleistung erhielt. Ein Geschäft, bei dem der eine Partner immer zuzahlt, kann nicht von langer Dauer sein. Der Geschädigte wird sich schliesslich zurückziehen.

Rahn hegte auch eine gewisse Sentimentalität gegenüber der Regierung, die in der Villa Wolkonsky in Rom aus der Taufe gehoben worden war. Nach dem 23. September 1943 hatte der Botschafter im Verkehr mit den italienischen Ministern Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeiten und ihren Charakter genau zu beurteilen. Für einige von ihnen empfand er aufrichtige Freundschaft und Achtung.

Diese Gefühle wurden im Allgemeinen von der Mehrzahl der faschistischen Minister erwidert. Sie zeigten für Rahn Sympathie und Vertrauen. Je mehr im Laufe der Zeit die Enttäuschungen und Missverständnisse zwischen der Regierung von Salo und den verschiedenen deutschen Behörden zunahmen, desto mehr fühlten sich die faschistischen Minister zu Rahn hingezogen. Von dem Botschafter empfangen zu werden, war für sie eine Genugtuung und ein Anlass zu neuer Hoffnung. Mancher ging lieber zu Rahn als zum Duce.

Nicht immer konnte Rahn sie zufriedenstellen, denn er war immer bestrebt, die Entscheidungen der deutschen Stellen zu rechtfertigen. Sie nahmen es ihm nicht übel, weil sie niemals mit ganz leeren Händen fortgingen und weil Rahn immer taktvoll war und stets die äussere Form wahrte. Aber wenn Sie zu Mussolini kamen, verfehlten sie nicht, von Rahns schwachem Punkt zu sprechen, gewissermassen zu ihrer eigenen Entschuldigung: «Er ist ein guter Deutscher,

aber eben immer ein Deutscher, bei dem man niemals ganz unseren eigenen Vorteil durchsetzen kann.»

Es hiess, dass Mussolini diese Kritik gegen den Botschafter mit sichtlichem Vergnügen anhörte.

Ich glaube, dass der Gegensatz, der zwischen Mussolini und Rahn herrschte, auf das gekränkte Selbstbewusstsein des Duce zurückzuführen ist. Mussolini war nicht gewöhnt, ebenbürtige Persönlichkeiten um sich zu dulden, und es war ihm unangenehm, an seiner Seite eine Art Aufseher zu haben, noch dazu einen Ausländer, dessen Notwendigkeit er gezwungenermassen anerkennen musste, weil er von ihm gegen die anderen deutschen Dienststellen geschützt wurde. Rahn war sich über die Gefühle des Diktators vollkommen im Klaren. Nachdem er solange Zeit der absolute Herr eines grossen Landes gewesen war, besass er nun nicht mehr die Freiheit, in allen Dingen selbst zu entscheiden. Rahn wäre lieber ein normaler Botschafter bei einer normalen Regierung gewesen, anstatt sich um die inneren italienischen Angelegenheiten kümmern zu müssen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er es dem Duce überlassen, so gut wie möglich damit fertig zu werden.

Mussolini und seiner Regierung in allen Dingen Blankovollmacht zu geben, war aber unmöglich. Nicht einmal die Alliierten erlaubten Badoglio und Bonomi das zu tun, was sie wollten. Der Ministerpräsident des Königs musste der Anwesenheit fremder Kampftruppen in Italien Rechnung tragen, ihre Wünsche entgegennehmen und in Verwaltungsangelegenheiten die Zustimmung der Besatzungsmacht ein-

holen. Wenn der Regierung des Königs, die doch immerhin populär war, diese Einschränkungen auferlegt wurden, mit wieviel grösserer Berechtigung musste dann die Regierung Mussolini beaufsichtigt werden, die nicht an den guten Willen des Volkes appellieren konnte, um sich Gehorsam zu verschaffen.

Wenn die Ordnung aufrechterhalten werden konnte und die Gesetze der Sozialen Republik bisweilen auch wirklich befolgt wurden, so hing das gewiss nicht allein von der Autorität der Regierung in Salò ab, sondern auch von der Tatsache, dass sie von deutscher Seite gestützt wurde. Mussolini und die faschistische Regierung konnten nicht übersehen, dass ohne die deutsche Hilfe Nord-Italien eine Beute der Anarchie geworden wäre. Hilfe und Unabhängigkeit sind aber zwei Begriffe, die sich nicht miteinander vertragen.

Was erwartete Mussolini, als er bereit war, sich von Hitler wieder einsetzen zu lassen?

Trotz der unbestreitbaren Bedeutung seiner Persönlichkeit war Mussolini am 25. Juli vollständig gescheitert, gestürzt von seinen eigenen Anhängern. Dieses Fiasko war eingetreten, als er allein die Befehlsgewalt hatte. Konnten die Deutschen nach dieser Erfahrung blindes Zutrauen zu seiner Fähigkeit und zu seinem Können als Staatsmann haben? War es nicht vielmehr logisch und selbstverständlich, dass sie sich gegen die Gefahr einer Wiederholung des 25. Juli zu schützen suchten? Die verantwortlichen Männer der deutschen Politik waren beunruhigt durch Mussolinis widersprechende Handlungen, durch seine schwankende Haltung, durch seine Taktik der vollendeten Tatsachen einer-

seits und seinen Mangel an Mut andererseits und schliesslich nicht zuletzt durch sein Privatleben. Daher waren sie wenig geneigt, ihm die Zügel zu überlassen.

Aber von da bis zu der Behauptung, dass Mussolini ein Gefangener von Rahn und Wolff war, an Händen und Füssen von den Deutschen gebunden, ist es noch ein grosser Schritt. Gewisse Leute haben in dieser Richtung mächtig übertrieben und die Wahrheit verfälscht, offenbar in dem Bestreben, sich zu verteidigen und zu entschuldigen. Dass Rahn, soweit er konnte, die Entscheidungen Mussolinis kontrollierte, ist richtig, dass Wolff, der für die persönliche Sicherheit des Duce verantwortlich war, ein eifriger und sehr aufmerksamer Wächter war, trifft erst recht zu, und es stimmt auch, dass die Deutschen häufiger das taten, was ihnen gefiel, als was den Wünschen der italienischen Regierung entsprach. Aber das hinderte Mussolini nicht daran, Buffarini auf seinem Posten als Innenminister zu halten als die Deutschen ihn nicht wollten, und ihn wegzuschicken, als die Deutschen daran interessiert waren, dass er blieb. Es hinderte ihn nicht daran, die Sozialisierung vorwärtszutreiben, obwohl das den Interessen der Rüstungsindustrie widersprach und sich mit dem sozialen Programm der NSDAP in Deutschland nicht vereinbaren liess; sich frei zu bewegen, wohin und wann es ihm gefiel; mit der Regierung nach Mailand zu gehen trotz der gegenteiligen Ansicht der Deutschen, die aus verschiedenen Gründen den Gardasee vorzogen; Reden zu halten; Bücher und Artikel zu schreiben; in Mailand den Präfekten Bassi zu belassen trotz der Dringlichkeit, mit der die Deutschen seine Ablösung verlangt hatten; Tamburini

monatelang als Polizeichef bei sich zu behalten, trotz der wiederholten Bitten von deutscher Seite, ihn zu entfernen; ja sogar die Abberufung des Feldmarschalls von Richthofen durchzusetzen, weil dieser sich gegen die Ablösung von Botto als Staatssekretär für die Luftfahrt gestäubt hatte.

Wenn Mussolini allenthalben und bei jeder Gelegenheit erklärte, dass er weniger zu sagen habe als der Bürgermeister von Gargnano, so wusste er ganz genau, warum er es tat und welches Ziel er damit verfolgte. Er wollte sich eine überzeugende Rechtfertigung in den Augen seiner künftigen Biographen verschaffen. In diesen Gedankengang gehören die vertraulichen Bemerkungen, die er seinem deutschen Arzt, Professor Zachariae machte. Er erzählte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dass er sich mit Rahn lieber über Philosophie und Literatur unterhielte als mit ihm Fragen zu behandeln, bei denen er gezwungen wäre, sich mit ihm zu streiten.

Diese Entschuldigung war zu simpel. Es stimmt schon, dass Mussolini oft eine Diskussion mit Rahn vermied, aber aus zwei ganz bestimmten Gründen.

Der erste bestand in der grundsätzlichen Scheu, die seine Beziehungen zu Hitler kennzeichnete und sich so ungünstig auf das Verhältnis zwischen Italienern und Deutschen auswirkte. Dadurch wurde die Lage nicht geklärt, sondern nur verworrener gemacht. Mehr als einmal blieb Rahn bei den Besprechungen mit Mussolini unbefriedigt, nicht weil der italienische Regierungschef ihn mit Gesprächen über Philosophie und Literatur aufgehalten hatte, sondern weil Rahn,

ohne den italienischen Standpunkt aus dem Munde der massgebendsten Persönlichkeit zu hören, Gefahr lief, bei der Diskussion mit den eigenen Landsleuten keine ausreichenden und überzeugenden Argumente bereit zu haben. Dieses Verhalten des Duce war nicht sehr glücklich und seinen Interessen nachteilig, denn er verzichtete damit darauf, sich seinem eigenen Anwalt anzuvertrauen.

Der zweite Grund bestand in der Neigung Mussolinis, jede klärende Aussprache zu vermeiden. Er war daran gewöhnt, seinen Mitarbeitern Befehle zu geben, ohne ihnen den Zweck, den er damit verfolgte, zu erläutern. Er wollte sich daher nicht auf eine gleichberechtigte Diskussion einlassen, bei der er, um Recht zu behalten, die andere Seite überzeugen musste. Er wusste, dass er das nicht konnte und so zog er es vor, zu schweigen und seine Karten nicht aufzudecken. Noch schlimmer war es, wenn er aus heiterem Himmel Entscheidungen traf, die im Gegensatz zu getroffenen Vereinbarungen standen, um damit die Deutschen vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Trotz dieser Charakterzüge, die wenig dazu geeignet waren, eine fruchtbare Verständigung und eine aufrichtige Zusammenarbeit herbeizuführen, empfand Rahn für Mussolini Verehrung und Hochachtung. Mussolini seinerseits erkannte wenigstens im Grossen und Ganzen Rahns verständnisvolle Einstellung an.



Persönlich kam ich nicht allzu häufig mit Mussolini in Berührung, ich sah ihn vielleicht vier oder fünfmal in den neun Monaten, die ich in Fasano zubrachte. Ich war sehr beeindruckt von seiner ausserordentlichen Liebenswürdigkeit. Er



Die englischen Wachmannschaften schwärmten für Kesselring



Am liebsten hätte Ribbentrop seine Diplomaten strammstehen lassen

sprach leise, leidenschaftslos, ohne Hast, von Zeit zu Zeit die Worte betonend, wenn er einen Gedanken, auf den er Wert legte, unterstreichen wollte. Er sprach gern deutsch, aber das endete meist damit, dass er falsche Worte verwendete, die bisweilen seinen Gedankengang entstellten. Wenn man ihn so taktvoll wie möglich darauf aufmerksam machte, ging er etwas gekränkt wieder auf das Italienische über.

Seine Gedanken zeigten eine scharfe lateinische Logik, er duldete es aber, dass die Zuhörer seinen Behauptungen widersprachen und Einwände machten. Wenn er lebhaft wurde, bekam er grosse weite Augen. Die Diskussion wurde niemals scharf. Wenn er auf Widerspruch stiess, gab er nach und wechselte das Thema. Wenn ich sah, wie der Chef der Regierung Salo einen einfachen Generalkonsul so verbindlich behandelte, konnte ich mir gut vorstellen, dass er, wenn er Hitler, Rahn oder Wolff gegenüberstand, niemals auch nur die geringste Opposition machte.

Laval verhielt sich den Deutschen gegenüber viel aufrechter und mutiger. Er hatte wahrscheinlich mit ihnen viel grössere Differenzen als Mussolini. Aber, obwohl er ganz gewiss in einer schwächeren Position war, scheute er sich nicht, offen bei einer Ansicht zu bleiben, die der Auffassung der Vertreter des Reiches entgegengesetzt war. Und diese Haltung Laval's wirkte sich nicht schädlich, sondern vielmehr sehr günstig auf die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland aus. In einem Fall scheute sich freilich Mussolini nicht, Einspruch zu erheben: Wenn es sich um Über-

griffe der Wehrmacht oder der SS handelte, dann protestierte er energisch, voller Zorn und Bitterkeit, «Diese Ausschreitungen, diese Bluttaten, diese Vergeltungsmassnahmen, diese willkürlichen Verhaftungen, diese Verletzungen des häuslichen Friedens, dieser Mangel an Achtung vor dem Menschenrecht, wie kann ich das alles ohne Widerspruch hinnehmen? Sehen Sie hier!» – (und er zeigte den Brief einer Frau, deren Mann plötzlich von der SS weggeschleppt worden war) – «und das oder das» (es war der Bericht eines Präfekten, der eine deutsche Vergeltungsaktion gegen ein Dorf meldete) – «Glauben Sie, dass ich als Regierungschef bei derartigen Meldungen ruhig bleiben kann? Wozu führen diese Übergriffe? Dazu, die Deutschen und mich unbeliebt zu machen und den Widerstand der gegnerischen Gruppen zu verstärken. Niemand lässt sich einschüchtern, nicht einmal durch den Tod, zumal der Tod durch dieses System der Verfolgung nichts Aussergewöhnliches mehr ist. Die Italiener sterben heute mit einem Lächeln, sie sterben wie einst die Franzosen während der grossen Revolution, die noch auf dem Wege zum Schaffot vom Henkerskarren herunter ihre Witze machten.»

Die Gründe waren einleuchtend und die Proteste wurden von der Botschaft ins Hauptquartier von Kesselring und an die SS weitergeleitet, naturgemäss mit wechselndem Erfolg, denn die Schwierigkeiten, die Schuldigen genau festzustellen, waren zu gross.

Hatten die italienischen Organisationen, die noch dazu Mussolini selbst unterstanden, nicht ebenso viele Ausschreitungen auf dem Gewissen? Und hatte es sich nicht oft

herausgestellt, dass die Verantwortlichen für diesen oder jenen Übergang, der zunächst einmal den Deutschen in die Schuhe geschoben worden war, Italiener waren?

Als ich Mussolini einmal darauf aufmerksam machte, wurde er böse. Er suchte nicht nach Entschuldigungen, sondern sagte etwas beschämt: «Ich werde eine Untersuchung anordnen. Ich gebe jedoch zu, dass wenig Hoffnung besteht, die Schuldigen zu entdecken, denn auch ich bin nicht in der Lage, die Ausschreitungen einzudämmen. Wir leben in einer verrückten Zeit, wo die Leidenschaften über die Vernunft herrschen. Ausserdem ist das italienische Volk heftiger als man glaubt. Die in der Welt verbreitete Auffassung, dass der Italiener mild, gemässigt und vernünftig ist, stimmt ganz und gar nicht. Das italienische Volk ist im Gegenteil grausam und blutgierig wie das spanische und vielleicht noch mehr. Ohne Zügel wird es zu einem wilden Tier.» Als ihm ein anderes Mal Beweismaterial vorgelegt wurde, geriet er ausser sich vor Wut und gab Pavolini den direkten Befehl, jede Aktion der faschistischen Miliz einzustellen und drohte für die Zukunft die strengsten Strafen an. Wenige Stunden danach erfuhr er von einer Ausschreitung, die diesmal von den Partisanen begangen worden war. Sofort rief er Pavolini an und befahl ihm, diesmal die Aktionen gegen die Partisanen zu steigern und liess dabei das ganze Donnerwetter seines Zornes niederprasseln.



Dass Mussolini nach dem Fall von Rom noch ernstliche Hoffnungen auf den Sieg oder wenigstens auf einen günsti-

gen Kompromiss hegte, ist sehr unwahrscheinlich. Er hörte sich wortlos die Vorträge des Wehrmachtsattachés Oberst Jandl über die militärische Lage an und sagte dann zu den Leuten seiner engeren Umgebung: «Oberst Jandl war bei mir, um mir die militärische Lage nach deutscher Manier zu schildern ...»

Über diese Bemerkungen ging seine Kritik freilich nicht hinaus, weil er mehr als alles andere fürchtete, dass ihn die wenigen Männer verlassen könnten, die ihm treu geblieben waren. Ihre sinkende Stimmung musste er aufrichten. Die Überzeugung, dass im letzten Augenblick ein Wunder geschehen könnte, die Hitler beseelte und die er bei jedem Besuch bis zu einem gewissen Grade auch auf Mussolini übertragen konnte, hörte bis zum Schluss niemals ganz auf. Als der Duce zum letzten Mal zu Hitler fuhr, rief er, die Absperungskette der Miliz am Gardasee abschreitend, den Schwarzhemden zu: «Haltet aus, Jungens, wir haben den Krieg schon gewonnen!» Das war in dem Augenblick, wo die Alliierten bereits auf Bologna vorstießen und die Poebene bedrohten.

Während Hitler hauptsächlich auf eine militärische Wendung zählte, durch die dem Feind ein Kompromiss aufgezwungen werden könnte, klammerte sich Mussolini verzweifelt an die Hoffnung eines Sonderfriedens mit Russland. Dieser Gedanke war ihm schon zur Zeit von Stalingrad gekommen und er hatte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihn bei Hitler anzubringen.

Er hatte auch den japanischen Botschafter gebeten, seine Regierung eindringlich davon zu überzeugen, dass sie als Vermittler auftreten müsste. Die Japaner erklärten sich auch

bereit zu sondieren. Aber diese Versuche waren erfolglos geblieben.

An der Treue Mussolinis zu Hitler kann es keinen Zweifel geben. Der Duce versäumte keine Gelegenheit, um dem Führer immer wieder zu versichern, dass die Faschisten mit Deutschland bis zum Ende Zusammengehen würden. Das erklärte er oft genug dem Botschafter, und er erklärte es eines Tages in so entschiedener und verbindlicher Form auch mir, dass es mir schwerfällt, zu glauben, der Chef der Sozialen Republik Italien habe je an ein doppeltes Spiel gedacht, wie man, gestützt auf die Dokumente, die in Dongo entdeckt worden sein sollen, behauptet hat.

Wenn es wirklich ein doppeltes Spiel gab, dann müsste es ausserordentlich schlaue eingefädelt worden sein. Ich bin eher geneigt anzunehmen, dass Mussolini Dokumente gesammelt hat, um zu beweisen, dass die faschistische Regierung durch ihr Vorhandensein einen mässigen Einfluss auf die Deutschen ausübte und dadurch gerettet hat, was zu retten war, so dass Italien niemals den Krieg ganz verlieren konnte, wie er auch ausging.

In diesem Zusammenhang dürfen die betont sozialistischen Massnahmen Mussolinis in der letzten Zeit seiner Herrschaft nicht übersehen werden, wie z.B. der Versuch, die grossen Werke zu verstaatlichen. Damit hatte er sich schon von der Gegenwart abgekehrt und dachte an die Zukunft. Wie Hitler und Laval hielt er nach der Niederlage der Achse, die das letzte Bollwerk gegen die Ausdehnung des Kommunismus bildete, eine extrem links gerichtete Ent-

wicklung in Europa für unvermeidlich. Aber im Gegensatz zu Hitler und Laval, für die es eben dann nichts anderes als die Niederlage gab, dachte Mussolini in seiner äussersten Verzweiflung möglicherweise daran, als der geistige Vorläufer und freiwillige Vorläufer des Kommunismus in Italien zu erscheinen, vielleicht in der Erinnerung an seinen ehemaligen Freund Lenin, mit dem er im gemeinsamen Schweizer Exil des Öfteren diskutiert hatte.

Ich bekam diesen Eindruck bei einem Gespräch mit Mussolini kurz vor dem Zusammenbruch. Er erzählte mir von der Zeit, wo er und der Gründer der Sowjetunion zerlumpt und mit leerem Magen, über das künftige Schicksal Europas gesprochen hatten. Es schmerzte ihn, dass er es nicht verstanden hatte, sein Vaterland zum Sieg zu führen, wie es dem anderen gelungen war. Er hatte nicht vergessen, dass Lenin ihm einmal gesagt hatte: «Wenn ich Russland erobere, dann wird es sich anschicken, die Welt zu erobern. Der Bolschewismus muss sich in allen Ländern ausbreiten. Die roten Armeen müssen der bedrohten Arbeiterklasse zu Hilfe kommen, wenn es notwendig ist.»

Und nun sah Mussolini schon die roten Armeen nach Italien hereinfluten ...

Clara Petacci und Donna Rachele machen Personalpolitik

Am selben Tag, an dem er mir von seinen Erinnerungen an Lenin erzählte, schien der Duce überhaupt zu Bekenntnissen aufgelegt zu sein. Von politischen Betrachtungen ging er auf persönliche Dinge über. Plötzlich sagte er zu mir: «In Rom wird eine Broschüre verkauft mit dem Titel: «Geheimnisse aus dem Privatleben Mussolinis. Leider ist mein Privatleben für niemanden ein Geheimnis gewesen.»

Damit hatte er recht, jedenfalls für die Gegenwart. Am Gardasee sprachen alle Leute davon. Viele waren der Überzeugung, Mussolini wäre nur deshalb nicht mehr derselbe wie einst, weil die Leidenschaft zu Clara Petacci ihn vollkommen beherrschte.

Auch Hitler musste sich damit befassen. Als er erfuhr, dass Mussolini seine Geliebte nach der Befreiung vom Gran Sasso verlassen hatte, sagte er: «Das gefällt mir nicht, sie ist ihm in der Zeit seiner Gefangenschaft treu geblieben und

jetzt lässt er sie laufen.» Nach einiger Zeit änderte Mussolini bekanntlich seine Meinung, und Wolff musste die Petacci an den Gardasee zurückholen.

Von da an begannen auch die Intrigen der Petacci, die durchaus ihren eigenen Standpunkt, ihre Sympathien und Antipathien hatte, wenn sie sich auch nur sehr vorsichtig und mit bemerkenswerter Klugheit darüber äusserte. Es passierte öfter als man glauben sollte, dass sehr geheimnisvolle Berichte und Anzeigen gegen deutsche und italienische Persönlichkeiten auf unkontrollierten Wegen zum SD oder zu Wolff kamen und bisweilen sogar bis zu Hitler hinaufgelangen. Wenn man der Quelle nachging, stellte sich heraus, dass sie von der Petacci stammten, die sich dabei ihrer deutschen oder italienischen Vertrauensleute bedient hatte.

Die Italiener, die von diesen Denunziationen betroffen waren, empörten sich so, dass sie eines Tages, fest entschlossen, mit dieser modernen Pompadour Schluss zu machen, die Villa der Petacci von italienischer Polizei umstellen liessen, und nur das rechtzeitige persönliche Eingreifen des Duce konnte die Polizei von ihrem wenig freundlichen Vorhaben abbringen.

Auch die Deutschen liessen ihrerseits einen heftigen Protest gegen diese neue Quelle der Intrigen los. Nachdem die Petacci erfahren hatte, dass der Botschafter ihr nicht freundlich gesonnen sei, machte sie Rahn eines Tages einen Besuch. Politische Themen wurden dabei nicht berührt, aber es war klar, dass sie es darauf anlegte, die Sympathie des Botschafters zu gewinnen und seine religiöse begründete Abneigung gegen ihr illegales Verhältnis zu Mussolini zu

besänftigen» Bis zu einem gewissen Grade hatte der Besuch auch Erfolg, denn Rahn sprach danach mit Bewunderung von der Freundin des Duce: «Eine schöne, temperamentvolle und gescheite Frau von etwas orientalischem Typ mit ausdrucksvollen, intelligenten Augen» Jetzt verstehe ich besser, warum Mussolini mit ihr nicht Schluss machen kann.»

Wer jedoch kein Verständnis hatte, war Mussolinis Gattin, Donna Rachele. Szenen von unerhörter Heftigkeit häuften sich. Buffarini erzählte mir, dass Donna Rachele eines Morgens wie eine Bombe in das Gebäude des Innenministeriums hineinplatzte und in sein Arbeitszimmer stürzte. Auf die Handtasche zeigend, die sie unter dem Arm trug, sagte sie zu ihm: «Wissen Sie, was ich hier habe? Einen Revolver! Ich werde erst die Petacci umbringen, dann ihn, dann Sie und dann mich selbst!»

Buffarini erwiderte lächelnd: «Stellen Sie sich vor, welch schönes Begräbnis uns morgen unsere Feinde bereiten werden, lieber unsere vier Leichen werden sich in Italien alle Leute einig sein!»



Ich hätte nie gedacht, dass Mussolinis Privatleben mittelbar auch in mein eigenes Dasein eingreifen sollte. Und doch kam auch an mich die Reihe. Es war 1944, am Tage vor Weihnachten, als mir aus dem Sekretariat des Botschafters ein Aktenhefter zuging, der einen Bericht gegen mich enthielt. Der Botschafter hatte nur die zwei Worte darauf geschrieben: «Zur Erheiterung.»

Dieser Bericht, der die unwahrscheinlichsten Albernheiten aneinanderreihete, war dem Botschafter von einem Gehilfen des deutschen Militärattachés zugeschickt worden, der gute Beziehungen zur Familie Mussolini unterhielt. Er hatte es für zweckmässig gehalten, die Informationen dem Botschafter zu übermitteln, konnte aber den Urheber der Verleumdungen gegen mich nicht nennen, wie es bei derartigen ehrlosen Anschuldigungen üblich ist.

Ich hätte ebenso darüber lachen können wie es der Botschafter getan hatte und mir auch anriet. Stattdessen verlor ich die Geduld, eilte mit dem Aktenstück unter dem Arm direkt zum SS-Obergruppenführer Wolff in seiner Eigenschaft als Chef der Polizei.

«Hier ist ein Dokument, das Sie interessieren dürfte. Ich verlange, dass eine Untersuchung eingeleitet wird. Wenn die angeführten Behauptungen der Wahrheit entsprechen, dann muss man gegen mich vorgehen, wenn sie aber frei erfunden sind, dann muss man etwas gegen den Urheber dieser Verleumdung unternehmen.»

Wolff trug meiner Erregung Rechnung und versprach, sich um die Sache zu kümmern. Wenige Tage danach war das kleine Geheimnis aufgeklärt. Die Behauptungen gegen mich stammten von Donna Rachele persönlich.

Ich war höchst überrascht, denn ich hatte die Gattin des Diktators nie getroffen, und war mir erst recht nicht bewusst, ihr Unrecht getan oder sie beleidigt zu haben. Von Leuten, die hinter den Kulissen Bescheid wussten, erfuhr ich, dass Donna Rachele davon über.

zeugt war, dass die Botschaft den Innenminister Buffarini unterstützte. Da nun Buffarini die Petacci begünstigte, hatte sie gegen die Mitarbeiter des Botschafters die Feindseligkeiten eröffnet und einige vergiftete Pfeile abgeschossen.

Rahn, der von diesen für die Familie eines Regierungschefs recht ungewöhnlichen Methoden ziemlich betroffen war, richtete ein offizielles Protestschreiben an Mussolini. In sehr klaren Ausdrücken wies er daraufhin, dass er es nicht ruhig hinnehmen könnte, wenn man einen Mitarbeiter von ihm zu verleumden suchte, den er schon viele Jahre kannte, der sein ganzes Vertrauen genoss und dessen moralische Haltung unantastbar war. Auf dieses Schreiben hin entschuldigte sich Mussolini sehr höflich für die Behauptungen seiner Frau, die in der Tat, wie er sehr wohl wusste, jeder Grundlage entbehrten.

Der Zwischenfall schien so aus der Welt geschafft zu sein. Jedoch nach zehn Tagen, während der Botschafter vorübergehend von Italien abwesend war, bat mich Mussolini, ihn aufzusuchen. Ich konnte mir nicht erklären, warum er mich zu sich rief, denn in Abwesenheit des Botschafters hätte er sich an Rahns Stellvertreter, den Gesandten von Halem, wenden müssen. Ich nahm daher an, dass er mich aus einem persönlichen Grunde sprechen wollte.

Mussolini unterhielt sich zunächst mit mir über laufende Angelegenheiten. Dann kam er mit grosser Weitschweifigkeit auf die gebieterische Notwendigkeit zu sprechen, dass die Italiener ihr Vaterland mit der Waffe in der Hand, Seite an Seite mit den Deutschen, verteidigen müssten. Wenn

Mussolini dieses Lieblingsthema von ihm berührte, hatte ich immer den Eindruck, dass er das italienische Volk mit dem Opfer an Blut gross machen wollte. Er hatte die fixe Idee des Heldentums genauso wie Hitler, und darauf sind auch die Pläne eines letzten Widerstandes in Valtellina und bei Berchtesgaden zurückzuführen, die dann in der Wirklichkeit an den verschiedensten Umständen und nicht zuletzt an den verständlichen Grenzen der Opferbereitschaft bei der Gefolgschaft der Diktatoren scheiterten. Als auch dieses Thema erschöpft war, ging Mussolini endlich auf die Angelegenheit ein, derentwegen er mich gerufen hatte. Er sagte mir, dass ihm die lächerlichen Verleumdungen seiner Frau sehr leid täten und wiederholte noch einmal feierlich seine Entschuldigung.

Dieses Verhalten eines Regierungs-Chefs gegenüber einem ausländischen Diplomaten setzte mich in Verlegenheit, und ich antwortete, dass die Angelegenheit der Vergangenheit angehörte und für mich alles vergessen wäre.

«Aber nein, es ist keineswegs erledigt», sagte Mussolini. «Diese fortwährenden Einmischungen und diese Atmosphäre der Intrigen stören meine Arbeit und sind schädlich für alle Beteiligten. Ich habe daran gedacht, dass auch für meine Familie eine Verlegung zweckmässig wäre wie für die Familien der anderen Regierungsmitglieder. Ich habe schon vor einiger Zeit die Reichsregierung um einen Landsitz gebeten, der meiner Meinung nach für meine Frau passend sein könnte und der auch ihren Wünschen entspräche.

Ich habe noch keine Antwort bekommen und kann auch nicht endlos warten. Ich möchte, dass die deutschen Behörden so schnell wie möglich für den Umzug meiner Familie sorgen. Am Donnerstag und Freitag dieser Woche werde ich von Gargnano abwesend sein. Ich ermächtige General Wolff, in meiner Abwesenheit alles Notwendige zu veranlassen und die Übersiedlung meiner Frau durchzuführen.» Ich begriff nun, wie sehr persönlich die Gründe waren, aus denen mich Mussolini zu sich bestellt hatte. Ich beschränkte mich darauf zu versichern, dass ich dem Botschafter Bericht erstatten würde. Das war alles, was ich darauf antworten konnte.



Die letzte Rede, die Mussolini in Mailand einen Tag vor Weihnachten 1944 hielt, war ein eindrucksvoller Erfolg, ein neuer Beweis für die Unbeständigkeit und den Wankelmut der Massen. Fünf Monate später wurde in demselben Mailand die Leiche Mussolinis an den Füßen aufgehängt, und Tausende kamen, um den Toten zu schmähen.

Die begeisterten Kundgebungen der italienischen Bevölkerung für Mussolini an diesem 25. Dezember 1944 waren umso bemerkenswerter, weil der Besuch des Duce weder durch die Polizei noch von der Propaganda vorbereitet worden war. Rahn und Wolff, die Mussolini begleiteten, trauten ihren Augen und Ohren nicht, als sie die Strassen von einer begeisterten Menge überschwemmt sahen und den lauten Beifall und die unaufhörlichen Rufe: «Du-ce! Du-ce!» hörten. Sie fragten sich, ob die grosse Zeit von der Piazza Venezia wiedergekommen wäre.

Im Innern dachten sie vielleicht auch: Wenn er Feuer fängt, wer kann dann noch seine Einbildung zügeln? Aber von diesem kleinen Vorbehalt abgesehen freuten sie sich lebhaft über Mussolinis Erfolg, Es musste ihnen ja daran gelegen sein, die Position Mussolinis zu stärken. Alles, was dazu dienen konnte, das Ansehen der Republik Italien zu festigen, lag in ihrem Sinne.

Bei seiner Rückkehr nach Fasano erklärte Rahn: «Er ist entschieden ein grosser Mann. Die Rede war bewundernswert, ein wirkliches Meisterstück, vor dem man den Hut abziehen muss.»

Auch der sehr nüchterne Harster, der als Leiter des SD in Italien dem Reichssicherheitshauptamt immer gemeldet hatte, wie wenig beliebt Mussolini war und welch geringes Ansehen die republikanische Regierung in der Öffentlichkeit genoss, war gezwungen, seine Behauptungen teilweise zu widerrufen und nach Berlin zu berichten, dass Mussolini auf eine viel grössere Zahl von Anhängern zählen konnte, als man bis dahin angenommen hatte. Auch auf Hitler selbst machte Mussolinis Erfolg Eindruck.

Aber mehr noch als die Deutschen sahen die Faschisten darin, dass der Duce sein langes Schweigen endlich gebrochen hatte, ein gutes Zeichen. Sein Entschluss, das Leben der Zurückgezogenheit aufzugeben, erweckte in ihren Herzen die grössten Hoffnungen. Die Faschisten sprachen wieder mit Begeisterung von ihm. Der alte Löwe schickte sich an, seinen Posten wieder einzunehmen. – «Es beginnt ein neuer Zeitabschnitt. Das Schicksal wendet sich wieder; die schlimmsten Tage sind vorüber!»

Edda kämpft für ihren Mann, aber nicht gegen ihren Vater

Ciano hatte sich bekanntlich nach dem Sturz Mussolinis nach Deutschland geflüchtet. Die einzige Erklärung dafür ist der Verhaftungsbefehl, den Badoglio gegen alle führenden Faschisten erlassen hatte. Ciano fühlte sich bedroht und merkte, dass die Dinge eine ganz andere Entwicklung nahmen, als die Männer, die im grossen faschistischen Rat dem Antrag Grandis gegen den Duce zustimmten, vorausgesehen hatten.

Wenn Ciano in Italien für seine persönliche Freiheit fürchtete und daraufhin nach Deutschland ging, so könnte man glauben, dass er nicht zu den Urhebern des Komplotts gegen Mussolini gehörte, dass er vielmehr das Opfer seiner Ahnungslosigkeit wurde. So wurde der Fall zunächst offenbar auch auf deutscher Seite angesehen, denn bei seiner Ankunft in Deutschland blieb Ciano unbehelligt und hielt sich

frei in München auf. Er begab sich dann ins Führerhauptquartier, zusammen mit anderen prominenten Faschisten. Wie man in deutschen Kreisen erfuhr, verteidigte sich Ciano bei Mussolini damit, dass er ihn nicht hätte verraten wollen. Er wiederholte, was er schon Farinacci zu dem von Grandi eingebrachten Antrag, der den Rücktritt des Duce forderte, gesagt hatte: «Der Beschluss hat den Zweck, den Duce zu retten und ihn von der unerträglichen Verantwortung zu befreien, die er auf sich genommen hat. Man muss verhindern, dass die Politikaster ohne Ideale, die unfähigen Generale ohne Rückgrat sich hinter dem Namen Mussolinis verstecken können. Es ist unvermeidlich, dass die Zügel der Regierung wieder in die Hände des Königs gelegt werden, wenn der Duce, die Partei und das Vaterland gerettet werden sollen.»

Es ist denkbar, dass Mussolini im Innersten seines Herzens seinem Schwiegersohn die Ehrlichkeit des Zweifels zugibt. In dem Augenblick, als Pavolini, der Generalsekretär der faschistischen Partei, ins Führerhauptquartier kam, um die neue faschistische Regierung zu bilden, wurde die Lage für Ciano schwieriger, weil sich die Proteste seiner persönlichen Gegner, die in der neuen Regierung das Übergewicht hatten, häuften.

Mussolini weigerte sich daraufhin offiziell, den Erklärungen seines Schwiegersohnes zu glauben. Als Mussolini aus Hitlers Hauptquartier nach Italien zurückkehrte, blieb Ciano in Deutschland. Er führte noch für einige Wochen ein verhältnismässig angenehmes Leben, und liess sich nichts abgehen. Er war frei, wenn sich auch im Führerhauptquar-

tier trotz seiner wiederholten gegenteiligen Versicherungen die Überzeugung durchsetzte, dass er Verrat begangen hatte.

Auf Verlangen Mussolinis verliess Ciano Deutschland, ohne dass die deutschen Behörden irgendetwas zur Einschränkung seiner persönlichen Freiheit unternommen hätten. Immerhin stand er unter Beobachtung. Bei der Ankunft in Italien wurde er von der italienischen Polizei festgenommen und in das Gefängnis von Verona gebracht. Wieder auf Verlangen Mussolinis wurde er von der SS bewacht, um eine eventuelle Flucht zu verhindern. Innerhalb der SS erzählte man, dass Cianos Schicksal schon in einer Unterredung zwischen Mussolini und Hitler entschieden worden war. Auch Mussolinis Umgebung stachelte ihn gegen Ciano auf und suchte den Prozess, bei dem von vornherein das Todesurteil zu erwarten war, zu beschleunigen.

Obwohl die Entscheidung eigentlich schon gefallen war, hat sich Mussolini lange damit herumgequält. Am Morgen der Hinrichtung rief er um 5.00 Uhr früh Wolff ans Telefon und führte mit ihm bis um 6.00 Uhr eine lange Unterhaltung über alles Mögliche, ohne die bevorstehende Tragödie überhaupt zu erwähnen. Wolff erklärte sich dieses seltsame Telefongespräch als einen verzweifelten Ausweg, über die schreckliche Stunde hinwegzukommen, ohne unter dem Druck der Gefühle, die auf ihn einstürmten, noch einmal schwankend zu werden. Der Grund dafür, dass er Ciano dem Exekutionskommando überantwortete, war weder der Wunsch nach Gerechtigkeit noch Rachsucht oder politische Leidenschaft. Mussolini gab Cianos Gegnern nach, um

nicht noch einmal für einen Schwächling gehalten zu werden. Er wollte mit der Vergangenheit reinen Tisch machen und allen, den Faschisten wie den deutschen Bundesgenossen, vor Augen führen, dass der Faschismus, so wie er ihn in diesem Augenblick anstrebte, nicht einmal vor den Bindungen der Familie Halt machte.

Das hinderte ihn freilich nicht daran, sich mit Männern zu umgeben, die in der Öffentlichkeit weder geachtet noch beliebt waren. Freilich hatten sie ihm wenigstens die Treue gehalten.

Die deutschen Stellen in Italien waren bei dem Prozess in Verona nicht beteiligt. Immerhin war es den Italienern klar, dass ein mildes Urteil oder die Verwandlung der Todesstrafe in eine Freiheitsstrafe in Berlin nicht gut aufgenommen werden würde. Das Verhalten des ehemaligen Außenministers hatte zu verhängnisvolle Rückwirkungen gehabt, und er war durch seine Deutschfeindlichkeit dazu veranlasst worden. Hatte er doch erklärt: «Der Beschluss ist dringend notwendig, um Italien vom Reich zu lösen. Die Faschisten können das nicht machen, nur der König ist in der Lage, die Sache zu einem guten Ende zu bringen.»

Ciano hatte im Grunde die führenden Männer des Reiches angegriffen. Er hatte Öl in das Feuer der Streitigkeiten zwischen dem deutschen und dem italienischen Generalstab gegossen, und er hatte nach seinem letzten Zusammentreffen mit Ribbentrop in Salzburg Deutschland heftig kritisiert. Konnte er erwarten, unter den Deutschen Freunde zu finden, die bereit gewesen wären, zu seinen Gunsten zu in-

tervenieren? Nicht einmal zu Ribbentrop, mit dem Ciano es am meisten zu tun gehabt hatte, waren die Beziehungen besonders gut. Es gab dafür viele Gründe, Vielleicht auch den, dass Ciano Ribbentrop an einen seiner grössten politischen Irrtümer erinnerte, Ribbentrop war 1939 davon überzeugt, dass England wegen des Angriffes auf Polen nicht in den Krieg eintreten würde, Ciano war der entgegengesetzten Meinung, Die beiden machten eine Wette, Ribbentrop bot ein Bild, Ciano ein Gewehr. Ciano gewann, aber Ribbentrop hat die Wette nie bezahlt.

Vom deutschen Standpunkt aus war Cianos Verrat nicht zu bestreiten. Und selbst, wenn er persönliche Sympathien gehabt hätte, wer hätte es wagen können, in den Augen Hitlers als Fürsprecher und Freund eines Verräters aufzutreten? Man wagte nicht einmal das Argument vorzubringen, dass die Verurteilung Cianos bei den deutschfeindlichen Teilen der Bevölkerung in Italien eine ganz andere Wirkung hervorrufen würde, als beabsichtigt war.

Die SS-Männer, die der Exekution beiwohnten, waren von der anständigen Haltung, mit der Ciano zu sterben wusste, sehr beeindruckt. Mit festem Schritt und ruhiger Gelassenheit ging er zur Erschiessung.

Sein Tod war schrecklich. Die jungen faschistischen Milizmänner, die das Erschiessungskommando bildeten, zielten schlecht, und um ein Ende zu machen, musste man ihm mehrere Gnadenschüsse geben.

Edda Ciano erwies sich während des Prozesses als entschlossene Verbündete ihres Mannes, Sie spielte alle Karten aus, die sie in der Hand hatte. Von der Klinik In Oberitalien,

wo sie sich damals gerade aufhielt, fuhr sie mehr als einmal zu ihrem Vater, um ihn zur Rettung ihres Mannes zu überreden» Nach jedem Besuch war Mussolini schwankend» Den letzten Versuch unternahm die Tochter mit einem Brief, den sie dem Vater noch in der Nacht vor der Erschießung schrieb.

Die Nachricht, dass sie nach dem Tode ihres Mannes in die Schweiz geflohen war, rief bei vielen Leuten erhebliche Beunruhigung hervor. Man dachte, dass Edda Ciano, um sich zu rächen, das berühmte Tagebuch ihres Mannes, von dessen Existenz man wusste, veröffentlichen würde. Von den Deutschen, die darin erwähnt wurden, hatte vor allem Fürst Bismarck, der in Ungnade entlassene frühere Geschäftsträger der Botschaft in Rom, Anlass, ernstlich besorgt zu sein, wenn er an seine unvorsichtigen Bemerkungen und Urteile über die führenden Persönlichkeiten des Dritten Reiches dachte. Der einzige, der nicht daran glauben wollte, dass Edda von dem Tagebuch Gebrauch machen würde, war Innenminister Buffarini. «Dazu kenne ich sie zu gut», sagte er, «sie wird schreien, drohen, verfluchen, aber sie wird niemals so weit gehen, den Vater zu ruinieren.» Und wirklich wurde, solange Mussolini lebte, nicht eine einzige Zeile des Tagebuchs durch die Presse bekannt.

Der italienische Streicher intrigiert und hasst

Infolge des so eigenartig gelagerten Verhältnisses zwischen Deutschland und Italien hatte das Aussenministerium in Salo nicht die Bedeutung, die normalerweise einem Aussenministerium zukommt. Die Leiter der anderen Ministerien machten sich diesen Umstand zunutze und setzten die Zweckmässigkeit und Existenzberechtigung des Aussenministeriums in Zweifel. Die deutsche Botschaft war anderer Meinung, denn sie erblickte in dem Aussenministerium den gegebenen Verhandlungspartner auf italienischer Seite, Rahn hätte den Staatssekretär Mazzolini sogar lieber in einer stärkeren Position gesehen, um in ihm bei Mussolini einen einflussreicheren Bundesgenossen zu haben.

Mazzolini wiederum hätte es begrüsst, wenn er in der Lage gewesen wäre, noch öfter und nachdrücklicher bei der deutschen Botschaft für die italienischen Belange einzutreten, und vor allem zu Gunsten seiner Landsleute, die mit deut-

schen Behörden in Schwierigkeiten geraten waren, oder zu Gunsten der in Deutschland internierten und gefangenen Italiener zu intervenieren. Der gute Wille war ohne Zweifel auf beiden Seiten vorhanden, in der Praxis waren aber bis zum Herbst 1944 die Gespräche zwischen dem Aussenministerium und der Botschaft im Grossen und Ganzen unfruchtbar geblieben, und eine gewisse Verstimmung über diese Erfolglosigkeit belastete die gegenseitigen Beziehungen. Rahn, der mit Arbeit überhäuft war, hatte trotz seiner ehrlichen Absicht daran nichts ändern können. So bat er mich als Leiter der politischen Abteilung, alles daran zu setzen, um ein engeres Verhältnis zum italienischen Aussenministerium herzustellen. Ich hatte schon von Rom her den Eindruck, es in Mazzolini mit einem vollendeten Ehrenmann zu tun zu haben. Er war uneigennützig und grosszügig. Mazzolini brachte auch mir eine gewisse Sympathie entgegen und so wurden die ersten Schritte, eine Annäherung herbeizuführen, günstig aufgenommen. In der Privatwohnung des Staatssekretärs, in die ich von da an zweimal in der Woche eingeladen wurde, ergab sich ganz von selbst eine wärmere und herzlichere Atmosphäre.

Nicht alle freuten sich über die guten Beziehungen, die sich zwischen den deutschen und italienischen Diplomaten ergeben hatten. Neid und Verleumdung taten das ihre, um sie zu stören. Einer der gefährlichsten und schlimmsten Intriganten war der Mann, der sich mit allen Mitteln auf den Posten von Mazzolini setzen wollte: Giovanni Preziosi, genannt der «Unaussprechliche». Er hiess so, weil die Leute sich scheu-

ten, den Namen des Mannes auszusprechen, der den Ruf des grössten Unheilbringers in ganz Italien hatte. Wenn er erschien, berührten die Italiener Eisen, so wie in Deutschland abergläubische Leute Holz berühren, um sich vor Unglück zu bewahren.

Über Preziosis Eigenschaft, Unheil zu bringen, gab es eine endlose Reihe von Geschichten. So wurde beispielsweise behauptet, dass man von einer Reise nicht zurückkehrte, wenn man bei der Abfahrt von Preziosi gegrüsst worden war. Und noch heute gibt es Leute, die behaupten, dass Mussolini den Tod fand, weil an einer bestimmten Stelle Preziosi den Weg seiner Autokolonne gekreuzt hätte.

Von böartigem und rachsüchtigem Charakter war Preziosi unfähig, von seinesgleichen etwas Gutes zu sagen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man ihm freie Hand lassen müssen, alle Leute, die er hasste, zu stürzen, um dann deren Nachfolger, die er sicher ebenso gehasst hätte, gleichfalls zu beseitigen. Preziosi war geradezu die Verkörperung des Hasses. Er hätte am liebsten nur mit Männern zu tun gehabt, die wie er wilde Gegner der Freimaurer und Juden waren. Solche Leute mochten bei Hitler Anklang finden aber nicht bei Rahn. Er hätte Preziosi, diesen notorischen Psychopaten und exkommunizierten Priester, dessen unheilvoller Einfluss sich überall bemerkbar machte, am liebsten in ein Irrenhaus einsperren lassen.

Preziosi war der erste gewesen, der nach dem Sturz von Mussolini am 25. Juli Verbindung mit Hitler aufgenommen hatte. Man übertrug ihm die Leitung der italienischen Sendungen des Münchener Rundfunks, die er dazu benutzte,

um zur Vergeltung und zum Mord aufzurufen, womit er nicht wenig zum Bruderkrieg in Italien beitrug.

Als der Sender München aus Gründen der Zweckmässigkeit seine Tonart mildern musste, hielt es Preziosi für richtig, nach Italien zurückzukehren.

Von einem grenzenlosen Ehrgeiz getrieben, liess er sich im Schatten der Regierung von Salo nieder, machte den Zwischenträger zwischen diesem und jenem, setzte sich in Szene, tat sehr geschäftig und versuchte, Mussolini und die Deutschen, bei denen er vorsprach, mit dem Hinweis auf seine Beziehungen zu Hitler unter Druck zu setzen. Ihn zum Teufel zu schicken, hätte niemand gewagt. Preziosi war durchaus fähig, an Hitler zu schreiben und alle, Mussolini und Rahn an der Spitze, als Judengenossen und Freimaurerfreunde zu denunzieren. Da es ihm nicht gelang, den Posten des Aussenministers zu erlangen, wollte er wenigstens den Titel eines Botschafters. Das konnte er tatsächlich bei Mussolini durchsetzen. Trotz der Opposition des Aussenministeriums, wo vom letzten Türsteher bis zum höchsten Beamten alle ihren Abschied eingereicht hätten, wenn dieses gemeingefährliche Subjekt es fertig gebracht hätte, dort als Minister einzuziehen.

Er brachte seinen Zorn und seine Verwunderung darüber zum Ausdruck, dass die Republik noch nichts getan hätte, um ein Amt zum Kampf gegen Juden und Freimaurer ins Leben zu rufen. Dabei gab er zu verstehen, dass er Hitler darüber Bericht erstatten würde. So erreichte er von Mussolini seine Einsetzung als Kommissar für Fragen des Judentums und der Freimaurerei.

Er übernahm diesen Titel mit dem Rang eines Staatssekretärs, Auf diese Weise kam Preziosi in die Regierung hinein, aber mit einem Auftrag, den kein Mensch wichtig nahm, nicht einmal SS-Brigadeführer Harster, der Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD in Italien, der persönlich diesen unerfreulichen Mann, mit dem er dienstlich dauernd zu tun hatte, am liebsten bald losgeworden wäre.

Sofort nach seiner Ernennung zum Kommissar für Rassefragen befasste sich Preziosi mit der Ausarbeitung eines Gesetzes gegen die Juden nach dem Vorbild der Nürnberger Gesetze. Innenminister Buffarini wusste sich auf geheimen Wegen den Text des Entwurfes zu verschaffen, zwei Tage bevor Preziosi ihn Mussolini vorlegen wollte. Er arbeitete ihn in einer Nacht Punkt für Punkt durch und zerpflückte ihn sowohl vom strengen Standpunkt der Rassenpolitik wie unter dem Gesichtspunkt der politischen Zweckmässigkeit. «Der würde die Juden erfinden, wenn es sie nicht gebe, nur um sie verfolgen zu können», meinte Buffarini.

Buffarini brachte das Gesetz mit seinen eigenen Anmerkungen versehen zu Mussolini. «Man wird Ihnen dieses Gesetz vorlegen. Es ist ein heller Wahnsinn. Lesen Sie es. Lesen Sie aber bitte auch, was ich dazu geschrieben habe, und dann entscheiden Sie!»

Als Preziosi am Tage danach zum Duce ging, um ihm das Gesetz zur Billigung zu unterbreiten, lief er auf die Mine, die Buffarini gelegt hatte. Mussolini gab ihm, wie er es in solchen Fällen zu tun pflegte, die Niederschrift Buffarinis und versicherte ihm, dass man in einem günstigeren Augenblick auf das Gesetz zurückkommen werde. Um Preziosi, der vor

Wut leichenblass geworden war, zu beruhigen, liess Mussolini eine amtliche Verlautbarung abfassen, in der bekannt gegeben wurde, dass die Regierung zur Zeit über Rassen-gesetze berate, die eine endgültige Lösung der Judenfrage herbeiführen würden.

Pavolini organisiert die schwarzen Brigaden

Pavolini, der Generalsekretär der faschistischen Partei, war der Mann, bei dem die Anhänglichkeit an das Regime weder von Deutschen noch von Italienern je bestritten wurde» Er galt als Vertreter des orthodoxen Faschismus. Auch Mussolini sah in Pavolini den zuverlässigsten und treuesten, wenn auch nicht den wendigsten und fähigsten seiner Mitarbeiter. Für Pavolini gab es keine Kehrseite der Medaille; er hätte nie daran gedacht, wie Farinacci Mussolini Konkurrenz zu machen, und er hatte auch nicht die besorgniserregende Intelligenz und Geschmeidigkeit von Buffarini.

Was Mussolini an Pavolini tadelte, war seine Neigung, sich für jede Handlung und jeden Gedanken eine Rückendeckung zu verschaffen. Ich wohnte einem Telefongespräch zwischen dem Regierungs-Chef und dem Sekretär der faschistischen Partei bei: «Duce, ich möchte den Aufmarsch der Schwarzen Brigaden, der am Montag in Modena statt-

finden sollte, lieber am Mittwoch in Piacenza durchführen. Sind Sie einverstanden?»

«Einverstanden», antwortete Mussolini.

Darauf Pavolini noch einmal: «Duce, ich möchte gern drei Tage anstatt zwei darauf-verwenden, kann ich das?

«Aber ja, machen Sie was Sie wollen», war die Antwort von Mussolini. Dann legte er den Hörer mit einer Geste der Ermüdung nieder und sagte mir kopfschüttelnd: «Wie mir solche Telefongespräche lästig sind! Als ob sie alle eine Gouvernante brauchten...» Vittorio Mussolini, dem Pavolini die Führung der Italiener im Ausland mit dem Amtssitz in München anvertraut hatte, war ein Freund, auf den der Sekretär der PFR (Republikanischen Faschistischen Partei) immer zählen konnte. Vittorio hatte zwar keinen Einfluss auf die Politik, aber der Vater gestattete ihm immerhin, über seine Minister und die Männer seiner Umgebung eine Meinung zu äussern. Der Sohn des Duce hatte freilich das Geschick, sich bei allen Leuten unbeliebt zu machen. Die Deutschen, mit denen er es zu tun hatte, verletzte er durch sein anmassendes Benehmen. Niemand glaubte, dass er in der Lage wäre, in Ruhe und mit Verstand politische Fragen zu erörtern.

In seinen Beziehungen zu den anderen führenden Faschisten fiel Pavolini durch die Beharrlichkeit auf, mit der er sich an allen Vorzimmerintrigen beteiligte. Bei den verschiedenen Krisen der Regierung von Salo spielte er immer eine grosse Rolle. Die Minister, die gesetzlich verpflichtet wa-

ren, ihre Erlasse der faschistischen Partei zur Billigung vorzulegen, waren naturgemäss bei der Einmischung des Parteisekretärs die Leidtragenden. Ausserdem hatten alle Beamten, insbesondere die des Aussenministeriums, eine verständliche Angst davor, sich der Kritik der Partei auszusetzen. Man kann wohl sagen, dass im republikanischen Italien Pavolini mehr Feinde als Freunde hatte.

Sehr verwickelt waren die Beziehungen zwischen Pavolini und dem Innenminister Buffarini. Sie mochten sich nicht und im Grunde ihres Herzens wünschten sie sich gegenseitig alles Schlechte. Aber beide wussten, dass bei der politischen Konstellation der Regierung von Salo ihr Schicksal eng miteinander verbunden war, und dass die Ungnade des einen auch das Ende des anderen bedeutet hatte. Daher vermieden sie es, den Gegensatz untereinander allzu scharf auszutragen.

Es war ein sehenswertes Schauspiel, wenn die beiden sich trafen. Sie stürzten sich in die Arme und klopfen sich freundschaftlich auf den Rücken.

Die ursprüngliche Aufgabe Pavolinis war die Leitung der Faschistischen Partei. Im Sommer 1944 hatte sie keine andere Existenzberechtigung mehr, als von Zeit zu Zeit ein Telegramm nach Berlin zu schicken, über das sich die Parteikanzlei freute, aber die deutschen Stellen in Italien einschliesslich der SS kümmerten sich nicht sonderlich um die Entwicklung und die Erfolge der Republikanischen Faschistischen Partei. Ob sie fünfzig-, hundert- oder zweihunderttausend eingeschriebene Mitglieder hatte, bedeutete für die Deutschen, die in Italien waren und die rauhe Wirklichkeit aus der Nähe sahen, so gut wie gar nichts.

Die faschistische Ideologie war zu diesem Zeitpunkt ein Luxus, auf den die Deutschen getrost verzichten konnten, denn auf die Kriegsleistung der Italiener und damit auf den Ausgang des Krieges hatte sie keinen Einfluss. Pavolini stiess bei den deutschen Stellen erst auf ein gewisses Interesse, als er sich entschloss, die Schwarzen Brigaden aufzustellen. Der Hauptgrund dafür war die nachlassende Begeisterung unter den Mitgliedern der Faschistischen Partei nach dem Fall von Rom. Um die Partei wieder neu zu beleben, dachte Pavolini daran, sie zu militarisieren und ihre Mitglieder auch körperlich am Kampf teilnehmen zu lassen. Für örtliche Sicherungs- und Bewachungsaufgaben sollten die territorialen Brigaden unter dem Befehl der Gauleiter (Federali) gebildet werden, während die mobilen Brigaden unter dem Befehl eigens dafür ausgesuchter Kommandeure gegen die Partisanen eingesetzt werden sollten.

Den deutschen Stellen machte Pavolini den Vorschlag mit folgenden Argumenten schmackhaft: «Die Italiener fürchten nicht den Kampf und diejenigen, die dem Duce treu sind, sind es bis zum Letzten. Sie lieben es jedoch nicht, wenn man sie in Kasernen steckt und in Abteilungen und Regimenter einreihet. Sie sind gegen den Zwang der Ausbildung und Uniformen sind ihnen lästig. Die Partisanenbewegung hat Erfolg gehabt, weil der Einzelkämpfer in den Reihen der Partisanen das Gefühl hat, ein freier Mensch zu sein. Er ist stolz auf seine Leistung, weil er selbständig und seiner persönlichen Eigenart gemäss handelt. Es ist daher nötig, eine Gegenbewegung gegen die Partisanen auf der-

selben Grundlage ins Leben zu rufen. Ich werde die Führung übernehmen, ich werde Chef der Schwarzen Brigaden werden. Und damit keine ungeordneten oder sich überschneidenden Aktionen durchgeführt werden, werde ich mich an die Weisungen halten, die ich von Wolff bekomme. Die Mittel wird die Regierung von Salo aufbringen, doch die Waffen müsstet ihr Deutschen uns geben.»

Wolff und Rahn fanden den Vorschlag nach ihrem Geschmack, vor allem auch, weil damit die neofaschistische Partei einer gewissen militärischen Kontrolle unterworfen werden konnte, und Pavolini konnte zur Bildung der Schwarzen Brigaden aufrufen. Mit seinem üblichen Mangel an Realismus hatte er eine Zahl von Freiwilligen versprochen, die weit über dem lag, was tatsächlich erreicht wurde. Er hatte anfangs von dreissigtausend Freiwilligen geredet und dann von zwanzigtausend. Dabei hatte er vorausgesetzt, dass alle wehrfähigen Faschisten sich melden würden. In Wirklichkeit schwankte die Zahl derer, die bereit waren, zu kämpfen, höchstens zwischen drei- und viertausend.

Der kleine Verband erwies sich zunächst als einsatzbereit und zuverlässig, sodass Wolff anfangs die Aufstellung der Schwarzen Brigaden als einen Vorteil und als eine wirksame Verstärkung für die SS ansah. Auch Rahn begrüßte die Entstehung der Schwarzen Brigaden als den Beginn einer neuer Ära, weil endlich das Gegengift gegen die Partisanengefahr entdeckt worden war. Überdies hegte er für Pavolini eine besondere Sympathie.

Die guten Manieren des Generalsekretärs der faschistischen

Partei, der sich den Argumenten des Botschafters sehr zugänglich zeigte, machten auf Rahn einen günstigen Eindruck. Er glaubte es mit einem vernünftigen und aufrichtigen Mann zu tun zu haben. Ich meinerseits teilte diese Sympathie des Botschafters nicht, wenn ich auch willig jeden respektierte, der im Krieg ein Freund und Bundesgenosse meines Vaterlandes war. Die einzige Eigenschaft, die ich bei Pavolini anerkannte, war die Tapferkeit. Das Eiserne Kreuz, das Wolff ihm persönlich anheftete, war wohl verdient. Sowohl in der Provinz Cuneo, wo er bei der Inspektion der mobilen Brigade in einen Hinterhalt geriet und schwer verwundet ein hartes Gefecht von vier Stunden aushielt, wie bei der Aktion, durch die den Partisanen das Val d'Ossola wieder entrissen wurde, legte er unzweifelhafte Proben für seinen Mut ab.

Ich glaube, dass man bei Pavolini vor allem seine fanatische Kampfweise tadeln muss. Die Haltung des gemässigten und verständigen Mannes, die er bei den Gesprächen mit dem Botschafter annahm, stand im Widerspruch zu den Berichten über die von den Schwarzen Brigaden begangenen Ausschreitungen. Diese Berichte kamen nicht nur von deutschen Stellen, sondern in noch viel schärferer Form von den faschistischen Präfekten. Die Beschwerde des Generals von Senget und Etterling, der den Abschnitt von Bologna befehligte und der begleitende Bericht von Legationssekretär Sachs, der nach dem Verlust von Rom als Vertreter des Auswärtigen Amtes zu dessen Stab abgestellt worden war, brachten schliesslich das Fass zum Überlaufen.

Pavolini wurde auf die Botschaft gebeten, und es wurde ihm

ein ganzes Aktenstück über die Übergriffe der Schwarzen Brigaden vorgelegt, Pavolini stritt alles rundweg ab. Die Schwarzen Brigaden hätten niemals Ausschreitungen begangen, nur einige Male hätten sie sich gegen Provokationen verteidigen müssen. Er schien dabei wie immer im guten Glauben zu sprechen und es gelang ihm auch bis zu einem gewissen Grade, die Vorwürfe zu entkräften, indem er sich auf den traditionellen Grundsatz des Nationalsozialismus berief, dass Terror nur durch Terror gebrochen werden könnte.

Die SS hatte es zunächst nicht so eilig, den Eifer der Schwarzen Brigaden zu zügeln. Einige Wochen später kam aber auch für sie der Augenblick, wo sie sich fragen musste: Wer hat den Nutzen davon? In den Gebieten, wo die Schwarzen Brigaden operierten, stieg die Zahl der Partisanen ständig an und die Feindseligkeit der Bevölkerung gegen Faschisten und Deutsche nahm zu. Aber was bei Wolff am meisten den Ausschlag gab, war der Mangel an Disziplin bei den so rasch aufgestellten Verbänden. Im Kampf gegen die Partisanen konnte man niemals mit Sicherheit auf das Eingreifen der Schwarzen Brigaden am bestimmten Tag und zur bestimmten Stunde rechnen. Die angeforderten Verbände waren zur gleichen Zeit irgendwo anders eingesetzt, ohne dass das deutsche Kommando davon auch nur unterrichtet worden wäre. Pavolini selbst hatte, je mehr ihm eine gewisse Handlungsfreiheit zugestanden worden war, eine Haltung absoluter Unabhängigkeit angenommen, mit der Wolff nicht einverstanden war.

Es kam, was kommen musste. Wolff rief Pavolini zu sich

und stellte ihn wegen der Disziplinlosigkeit und wegen der sich so ungünstig auswirkenden Übergriffe zur Rede, Pavolini tat auch diesmal wieder beleidigt und leugnete alles. Diese Taktik gegenüber dem Befehlshaber der SS war allzu naiv, Im Verlaufe des Gesprächs gewann Wolff die Gewissheit, dass Pavolini so wenig ernsthaft war, dass er gefährlich werden konnte. Er stoppte die Zuteilung von Waffen und Material, das teilweise, wie z. B, Benzin, nur von den Deutschen geliefert werden konnte und stellte dem Parteisekretär in klaren, eindeutigen Worten seine Bedingungen. Von diesem Tag an begann der Abstieg der Schwarzen Brigaden, die schliesslich ganz verschwanden.



Es mag seltsam erscheinen, dass ausgerechnet der Befehlshaber der SS, für eine grössere Mässigung eintrat. Um objektiv zu sein, schicke ich voraus, dass Wolff in dem Augenblick, wo er Pavolini zur Mässigung ermahnte, schon in Verbindung mit den Anglo-Amerikanern stand und die Übergabe der deutschen Truppen vorauszusehen war. Dieselbe Objektivität nötigt mir aber auch die Feststellung ab, dass von Anfang an die Führer der bewaffneten deutschen Einheiten niemals Grausamkeiten befohlen haben, auch nicht als Vergeltungsmassnahme. Sie hatten sich im Gegenteil den Standpunkt von Rahn zu eigen gemacht, das System der Geiseln, das in Frankreich, Polen und anderswo in Kraft war, in Italien nicht anzuwenden. Es war sogar verboten, das Wort Geisel zu verwenden.

Wenn in Überschreitung der Kriegsgesetze, deren strenge Anwendung im Kampf gegen die Partisanen selbstverständ-

lich war, trotzdem Übergriffe vorkamen, so sind sie grösstenteils das Werk untergeordneter Einheitsführer gewesen, die ihrer Erbitterung und ihrem Fanatismus freien Lauf liessen.

*

Nach dem zwar nicht offiziellen aber tatsächlichen Abbruch der Beziehungen zwischen Wolff und Pavolini war an dem Schicksal der Republikanischen Faschistischen Partei nur noch die Landesleitung Italien der NSDAP interessiert, die ihren Sitz in Meran hatte. Sie hatte in jener Zeit auf die deutsch-italienischen Beziehungen so gut wie gar keinen Einfluss. Sie trachtete zwar danach, aber Rahn liess das niemals zu. Das war auch einer der Gründe, warum Bormann sich dem Botschafter gegenüber feindlich und kühl verhielt. Bei den Begegnungen im Führerhauptquartier richtete er niemals das Wort an Rahn und vermied es sogar, ihm die Hand zu geben.

In Fasano sass als Vertreter der NSDAP der Ortsgruppenleiter Ullrich, ein im Grunde friedlicher Mann, der aussah wie ein asketischer Denker, mit harten markanten Gesichtszügen. Er spielte seine Rolle als Repräsentant der Partei-Autorität. In seiner Gegenwart wurden alle vorsichtiger, die Tonart wurde offiziell, man verherrlichte den Führer, versicherte feierlich seine Siegesgewissheit, und steckte das Parteiabzeichen an den Rockaufschlag.

Wer hätte voraussehen können, dass Ullrich sich unmittelbar nach dem Ende des Krieges als antinazistischer Kämpfer entpuppen würde? Er berief sich nun auf seine Zugehörig-

keit zur jüdischen Rasse, die er viele Jahre so ausgezeichnet zu verbergen wusste.

Ähnliche Fälle gab es auch in Deutschland. Dass im Krieg die Leute ihre Meinungen ändern, ist nichts Neues, aber auch die Rasse? ...

Rainer verlangt 100 Millionen Lire für einen Partisanen

Die Reibungen und Missverständnisse zwischen den deutschen Dienststellen und den Ministern des republikanischen Italiens gipfelten in einer Frage, die ohne Zweifel besonders heikel und schwierig war: die Frage der Provinzen Bozen und Triest, die als «Operationszone Alpenvorland» und «Operationszone Adriatisches Küstenland» den Gauleitern Hofer und Rainer unterstellt worden waren. Der Reihe nach mussten sich alle Minister der Regierung von Salo mit diesem Problem befassen.

Die Gründe für die Abtrennung waren so wenig stichhaltig, dass selbst die deutschen Stellen sich darüber klar waren.

Im Wesentlichen beruhte der deutsche Standpunkt auf folgenden Überlegungen:

In diesen Gebieten leben nebeneinander Bevölkerungsteile verschiedener Nationalität, und es ist bekannt, dass die anti-

italienischen Gruppen sehr zahlreich sind. Für diese Kreise war der Verrat Badoglio die Bestätigung und Rechtfertigung ihrer italienfeindlichen Ansichten. Hier werden sich im Notfall die letzten Verteidigungskämpfe abspielen. Man muss daher die Möglichkeit von Unruhen und Zersplitterung vermeiden, um alle Kräfte auf den Kampf gegen den Feind zu konzentrieren. Die nichtitalienischen Volksgruppen werden sich nicht schlagen, wenn sie nicht die Überzeugung haben, dass ihren Volksinteressen Rechnung getragen wird. Infolgedessen muss man ihnen die Hoffnung oder wenigstens die Illusionen lassen, dass sie im Falle eines deutschen Sieges ihren Wünschen entsprechend zumindest gewisse Autonomierechte erhalten werden. Das ist der Preis für ihre Kampfbereitschaft. Im anderen Fall werden sie sich schliesslich in Partisanen verwandeln und die Waffen gegen Deutschland erheben, das ihnen ihre Treue und Anhänglichkeit nicht lohnt.

Dem hielten die italienischen Minister entgegen: «Das mag sein, aber zu einem gegebenen Zeitpunkt wird man wählen müssen zwischen den Abtrünnigen in diesen beiden Provinzen und den Italienern, die im Gebiet der Republik Italien wohnen, und die sich weigern werden, die Waffen zu ergreifen bei dem Gedanken, dass diese beiden Provinzen für Italien verloren gehen können.» Die deutsche Antwort darauf lautete: «Aber die Regierung Mussolini weiss genau, dass es sich dabei nur um eine formale und äussere Frage handelt.»

Worauf die Mitglieder der Regierung von Salò entgegneten: «Das sagt Ihr, aber wir sehen Dinge, die uns vom Gegenteil überzeugen.»

Dann blieb den Deutschen als letzter Trumpf nur noch übrig zu erklären: «Sprechen Sie doch mit dem Duce, der die Frage direkt mit Hitler behandelt hat.» Mussolini hatte dieses Problem mehrfach bei Hitler angeschnitten und ihm persönlich deswegen geschrieben. Auf Mussolinis dringende Vorstellungen antwortete Hitler jedesmal mit dem üblichen Hinweis auf die militärische Bedeutung dieser Gebiete. Er hütete sich aber sehr wohl davor, von der einmal getroffenen Entscheidung abzugehen und liess Mussolini höchstens einen kleinen Hoffnungsschimmer. Hitler führte dabei seinen Bundesgenossen kaltblütig an der Nase herum, denn nach dem 8. September soll er seiner Umgebung erklärt haben: «Dieser Verrat wird wenigstens dazu dienen, dass wir zwei schöne deutsche Provinzen zurücknehmen können.» Auch diese Einzelheit setzt die wahre Natur der Beziehungen zwischen Hitler und Mussolini nach dem 8. September ins rechte Licht.

Hitler hatte den beiden Gauleitern Hofer und Rainer Blankovollmacht gegeben, mit der einzigen Einschränkung, ein wenig das Gesicht zu wahren. Von dieser Anweisung ausgehend entledigten sie sich mit einem Schlag der italienischen Verwaltung. Sie lösten die Präfekten, die vom Innenministerium in Salo ernannt worden waren, ab, und ersetzten sie durch ihre Leute, sie verurteilten die Sekretäre der Faschistischen Partei zur Untätigkeit und zwangen sie, zu Hause zu bleiben oder die Provinz zu verlassen, sie entfernten die Bürgermeister und alle anderen Beamten, sie wechselten die Lehrer in den Schulen aus, sie bemächtigten sich

der wichtigen Werke und Fabriken, sie setzten eine ausschliesslich deutsche Ortspolizei ein usw. usw.

Als die Entnationalisierung so weit ging, dass in einzelnen Fällen die Namen der Städte und Strassen gewechselt wurden, und das Vorgehen des Reiches dadurch auch dem einfachen Mann auf der Strasse sichtbar wurde, wussten die deutschen Stellen am Gardasee nicht mehr, wie sie den Anfragen und Beschwerden der Regierung von Salo entgegenzutreten sollten.

Rahn kam sich entwürdigt und erniedrigt vor. Die Politik von Hitler, Bormann, Hofer und Rainer war unlogisch und unverständlich. Die Eingliederung dieser Provinzen mit Vaterlandsgefühl zu rechtfertigen, war wenig überzeugend. Das war schlecht verstandener Patriotismus. Männer, die ihr Vaterland wirklich lieben, schaffen keine Anlässe für künftige Zwietracht, die eines Tages Blut und Tränen kosten kann.

Ob der Krieg nun gewonnen oder verloren werden würde, was konnten in diesem Augenblick die beiden Provinzen für Deutschland bedeuten? Wurde er gewonnen, gar nichts, weil dann Deutschland ohnehin die Vorherrschaft über ganz Europa besessen hätte, und wurde er verloren, noch weniger, weil es dann sowieso diese beiden Provinzen wieder hergeben musste. Warum bot man daher ein so sinnloses Beispiel unersättlicher Habgier und offensichtlicher Unaufrichtigkeit?

Rahn empörte sich gegen die Beschränktheit von Hofer und Rainer, die trotz ihres Übereifers bei der Germanisierung der Ortsnamen nicht imstande waren, die gesamte Bevölkerung in ihrer Gesinnung einzudeutschen. Wenn noch die Möglichkeit eines deutschen Sieges gegeben gewesen wäre,

hätten die Dinge sich vielleicht anders entwickeln können, aber zu diesem Zeitpunkt diente die Tätigkeit der beiden Gauleiter nur dazu, den wachsenden Widerstand zu nähren» Zwischen dem Botschafter, der dabei von Wolff unterstützt wurde, und den Gauleitern fanden zahllose Besprechungen statt» Bisweilen machten Hofer und Rainer, in die Enge getrieben, Zugeständnisse, aber in der Praxis dachten sie nicht daran, sie einzuhalten, und die Verhältnisse gestalteten sich immer ungünstiger»

Bei ihrem Versuch, die beiden Provinzen auch äusserlich abzutrennen, gingen die beiden Gauleiter so weit, dass sie an den Grenzen mit dem übrigen Italien eine eigene Grenzpolizei einsetzten, die für den Übergang besondere Ausweise verlangte. Das führte zu den peinlichsten Zwischenfällen» So passierte es Graziani, dass er bei der Ankunft in Udine, das zu dem Gebiet von Rainer gehörte, von einem Unbekannten in Uniform angehalten wurde, der ihn fragte, was er hier machte. Seine Antwort: «Kasernen inspizieren» nützte ihm nichts, er musste seine Reise abbrechen und erhielt die Erlaubnis erst nach einer langwierigen Intervention der Botschaft» Erst nach vielen Monaten gelang es Pavolini, die Genehmigung zu erhalten, dass er sich nach Triest begeben und dort eine Parteiversammlung abhalten durfte. In seiner Rede betonte er, dass Triest immer italienisch und faschistisch bleiben würde.

Rainer hatte ihn nach der Rede zum Essen eingeladen. Als er von dieser Äusserung Kenntnis erhielt, zog er die Einladung zurück und gab Pavolini zu verstehen, er möge sich möglichst schnell aus Triest entfernen.

Pavolini beschwerte sich bei Mussolini, Rainer bei Rahn. Der Botschafter schaltete sich ein, um die Gemüter zu beruhigen, aber das Endergebnis war, dass Pavolini nie wieder einen Fuss in das adriatische Küstenland setzte. Gegenüber dem Vorgehen der beiden Gauleiter blieb den Faschisten nichts anderes übrig, als ihre Ohnmacht hinter Beschwerden und Meldungen zu verbergen. Nur eine einzige Karte hielten sie noch in der Hand, und die spielten sie aus, so gut es irgend ging. Für die Verwaltung der beiden Provinzen benötigten die Gauleiter nämlich italienisches Geld, denn zwischen der deutschen und der faschistischen Regierung war vereinbart worden, die Währung nicht zu ändern und kein Besatzungsgeld zu drucken. Hofer und Rainer mussten also darauf Rücksicht nehmen, wieviel Geld der Regierung von Salo zur Verfügung stand, und sie konnten auch keine unmässigen oder phantastischen Forderungen stellen, weil seit vielen Jahren genau bekannt war, welche Summen für die beiden Provinzen eingesetzt worden waren.

Wenn die Regierung von Salo stur gewesen wäre, hätte sie sagen können: «Ihr habt euch die Provinzen genommen, macht damit, was ihr wollt, verwaltet sie mit Euren Mitteln oder lasst euch das Geld von Rahn geben.» Der Regierung war aber von den mehr gemässigten Männern auf deutscher Seite im Vertrauen geraten worden: «Zahlt lieber weiter! Es ist das einzige Mittel, das euch zur Verfügung steht, um noch ein Minimum an Einfluss zu haben und um wenigstens vom Rechtsstandpunkt aus nicht auf die Souveränität in diesen Gebieten zu verzichten.»

Dieser Grundsatz wurde von der faschistischen Regierung, besonders von Buffarini, anerkannt. So blieb immer noch die Möglichkeit, mit den beiden Gauleitern etwas auszuhandeln.

Wenn Hofer und Rainer Geld verlangten, und das taten sie sehr häufig, antwortete der Finanzminister in Salo zunächst einmal negativ und entschuldigte sich mit dem Mangel an flüssigen Mitteln oder tausend anderen technischen Gründen. Die Gauleiter wurden dann nervös, sie fühlten sich in ihrer Handlungsfreiheit eingeengt, und versuchten auf jede Weise etwas herauszuholen. Sie jammerten und klagten über ihre grosse Geldverlegenheit und behaupteten, von der faschistischen Regierung sabotiert zu werden. Wenn sie dann Geld bekamen, waren sie zu Zugeständnissen bereit.

Es gab aber auch Fälle, wo sie ihre Position zu Drohungen und Erpressungen ausnutzten. Einmal hatte der Kabinettschef von Buffarini, ein politisch nicht besonders abgestempelter Beamter, bei der Botschaft für einen Arzt interveniert, der als Partisanenführer festgenommen und in Triest zum Tode verurteilt worden war. Dieser Partisane gehörte einer Familie an, mit der dieser Beamte sehr befreundet war, und er wollte ihn daher unter allen Umständen vor der Erschiessung bewahren.

Die Botschaft versuchte es bei der SS, die in diesem Fall nichts mit der Angelegenheit zu tun hatte, sondern antwortete: «Wir sind hier nicht beteiligt, wenden Sie sich an Rainer!»

Bei der Botschaft sass ein Verbindungsmann von Rainer. Er wurde gebeten, etwas zu unternehmen. Michel – so hiess

dieser junge Mann – fuhr nach Triest und berichtete bei seiner Rückkehr: «Der Fall ist schwierig» Es handelt sich um einen Partisanenführer, der eine sehr starke und ziemlich gefährliche antideutsche Tätigkeit entfaltet hat. Rainer kann da wenig tun. Ausserdem ist er sehr schlecht auf die Regierung von Salo zu sprechen, wegen der Widerstände, die sie seiner letzten Bitte um hundert Millionen Lire entgegensetzt. Sie werden immer versprochen und nie geschickt.» Das war eine Einladung zum Tanz!

Und wirklich bemerkte Michel zum Schluss, dass trotz allem Rainer bereit wäre, etwas zu tun, wenn sich Mussolini persönlich für den Verurteilten verwenden würde.

Buffarini ging zum Duce und sprach mit ihm. Die Antwort war: «Der Duce interessiert sich nicht für den Partisanen.» Ein Telegramm in diesem Sinne wurde mir zur Unterschrift vorgelegt. Ich hatte die Sache in die Hand genommen und fand nicht den Mut, ein Papier zu unterzeichnen, das dem Todesurteil für einen Menschen gleichkam.

Ich bat Buffarini erneut, zur Botschaft zu kommen: «Ist es wirklich wahr, dass der Duce sich nicht für den Fall interessiert?»

«Er kennt den Mann nicht, und er ist ihm gleichgültig. Mussolini ist gerade jetzt gegen die Partisanen sehr aufgebracht.»

Ich blieb hartnäckig: «Sehen Sie, um ein Menschenleben zu retten, brauchen wir nur ein Wort aus dem Telegramm zu streichen, das Wort «nicht». Es genügt, dass Sie mir sagen:

«Der Duce interessiert sich!» Denken Sie daran, dass diese Angelegenheit Ihrem Kabinettschef sehr am Herzen liegt, Er ist ja derjenige, der sie ins Rollen gebracht hat,»

«Ausgezeichnet! Also: Der Duce interessiert sich für diesen Mann,»

Und dann, an der Tür, wandte sich Buffarini noch einmal zu mir zurück, ehe er hinausging: «Das soll also heissen, dass dieser Partisane uns hundert Millionen in bar kosten wird? Was für ein teurer Herr, dieser Herr Rainer!»

Ricci enttäuscht – Borghese wird enttäuscht

An der Spitze der bewaffneten Streitkräfte der Republik Italien standen drei Männer: Ricci, Borghese und Graziani, Am Anfang trat Ricci unter den Persönlichkeiten der neuen Regierung sehr hervor. Sein kühnes und kriegerisches Aussehen, das an einen antiken Römer erinnerte, hatte ihm die persönliche Sympathie von Hitler eingetragen. Seine Tätigkeit als Führer der faschistischen Jugend hatte bei den Deutschen einen guten Eindruck hinterlassen, während sein Misserfolg als Korporationsminister mit Nachsicht hingenommen wurde. Man machte dafür Mussolini selbst verantwortlich, der es nicht verstanden hätte, den richtigen Mann an den richtigen Platz zu stellen. So wurde sein Entschluss, Ricci mit der Führung der republikanischen Nationalgarde (G. N. R.) zu betrauen, begrüßt.

Die Republikanische Nationalgarde, die an die Stelle der früheren faschistischen Miliz trat, wurde als selbständige

Einheit organisiert Es gelang ihr, 150'000 Mann zusammenzubringen, eine über alles Erwarteten grosse Zahl. Das Menschenmaterial war freilich auch danach. Es gab sehr viele, die sich nur deshalb freiwillig meldeten, weil sie sonst keine Möglichkeit hatten, ihr Leben zu fristen, und solche Leute dachten natürlich nicht daran, im Ernstfall zu kämpfen. Nicht wenige benutzten die Uniform nur dazu, um sich zu bereichern und die wehrlose Bevölkerung auszuplündern. Eine andere Gruppe bildeten die Fanatiker, die ihre Gegner mit Gewalt unterdrückten und unkontrollierte Aktionen durchführten, die auf die Dauer nur Schaden anrichteten. Je mehr mit dem Fortschreiten des Krieges die unvermeidliche Niederlage der Achse offenbar wurde, desto mehr neigten auch die wenigen gut gesinnten Elemente dazu, tatenlos die Entwicklung abzuwarten, und so wurde die Unordnung und Disziplinlosigkeit in der Nationalgarde immer grösser. Genau dasselbe hätte sich unter gleichen Umständen in jeder anderen Formation abgespielt, die als freiwillige Miliz aufgezogen worden wäre.

Wolff, der als Träger des Kampfes gegen die Partisanen am ehesten an einem Erfolg der Republikanischen Nationalgarde interessiert war, zeigte sich nachsichtig genug, aber mit der Zeit wurde es doch immer klarer, dass die G. N. R. eine der vielen grossen Enttäuschungen darstellte, die den Deutschen von ihren italienischen Bundesgenossen bereitet wurden. Wolff machte Ricci den Vorwurf, dass er seine Männer nicht sorgfältiger ausgewählt und aus persönlichem

Ehrgeiz 150'000 Mann aufgestellt hatte anstatt nur 20'000 zuverlässige Leute, wie es ursprünglich vereinbart worden war.

Mit einer gewissen Berechtigung entgegnete Ricci darauf, dass gerade die besten Elemente davongelaufen waren, nachdem sie gemerkt hatten, wie traurig es um die Ausrüstung der Nationalgarde stand, obwohl die deutschen Stellen versprochen hatten, sie vollständig mit Uniformen, Schuhen, Waffen und Munition auszustatten.

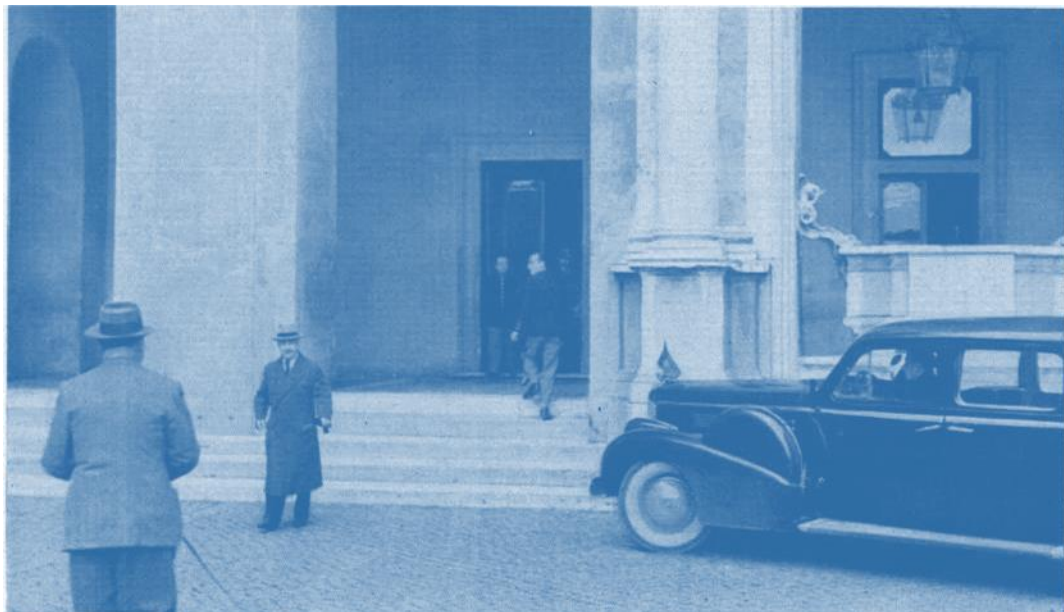
«Meine Leute haben nur ein Maschinengewehr auf je 20 Mann und ein Fahrzeug auf je 500. Ich habe verlangt, dass sie im Kampf eingesetzt werden sollten, aber mit welchen Waffen? Nun machen sie stattdessen Wach- und Ordnungsdienst in den Städten und dabei ist gerade diese Truppe, die sich zu einem grossen Teil aus Söldnern zusammensetzt, vielen gefährlichen Versuchungen ausgesetzt.»

Wolff, dessen Misstrauen einmal geweckt worden war, liess sich nicht überzeugen. Aber selbst wenn er den Forderungen von Ricci hätte nachgeben wollen, so hätte er es damals schon nicht mehr gekonnt, denn Deutschlands Reserven an Ausrüstungsgegenständen und Kriegsmaterial waren nahezu erschöpft.

Rahn, der entschiedene Beschützer aller führenden Italiener die in Ungnade gefallen waren, versuchte, Ricci beizustehen und beinahe wäre es ihm auch gelungen. Die Gesandtschaft tat alles, um der Nationalgarde die notwendigen Schuhe zu beschaffen, wie sie sich später darum bemühte,



SS-Obergruppenführer Wolff verhandelte mit den Amerikanern
(Das Bild zeigt ihn mit Ricci und Rahn)



Durch diese Pforte des Vatikans gingen auch inoffizielle Besucher . . .

für die Pferde und Maulesel der Divisionen von Graziani das Heu und das Zaumzeug heranzuholen.

Der gute Wille von Rahn nützte aber auf die Dauer nichts, weil die schon erschütterte Position von Ricci durch die Streitigkeiten unter den Italienern selbst noch bedeutend verschlechtert wurde. Innerhalb der republikanischen Regierung hatte Ricci viele Feinde, die sich verbündeten, um ihn zu stürzen. Er versuchte, sich zu wehren, aber er war den politischen Intrigen nicht gewachsen. Er war mit seiner Aufgabe als Führer der Nationalgarde gescheitert und konnte daher auch nicht mehr auf die Unterstützung Himmels und Wolffs zählen. Im Dezember 1944 war er zu einer unbedeutenden Figur herabgesunken, und Mussolini befahl, dass die G. N. R. dem Heer unterstellt wurde, wie es schon ursprünglich vorgesehen gewesen war.



Der Fürst Valerio Borghese hatte nach dem 8. September gemeinsam mit seinen Untergebenen seine Treue zu den Deutschen ohne Vorbehalt zum Ausdruck gebracht, indem er erklärte: «Auch wenn wir uns vor den Toren vor Berlin schlagen müssten, würden wir unserem Bundesgenossen treu bleiben.»

Seine feste Entschlossenheit hatte grossen Eindruck gemacht. Der «Völkische Beobachter» hatte mit besonderer Befriedigung die Haltung Borgheses herausgestrichen. Unter den führenden Italienern, die sich nach dem Badoglio-Waffenstillstand den Deutschen weiter zur Verfügung gestellt hatten, war er der einzige, der eine beachtliche und

einsatzfähige Streitkraft zur Verfügung hatte, freilich fehlte es auch ihm an moderner Ausrüstung und an Nachschub, obwohl er einen grossen Teil seiner Bewaffnung gerettet hatte, Borghese befehligte die Kleinkampfverbände der italienischen Marine, Seine «Décima MAS» (Zehnte Schnellboot-Flotille) war durch ihre erfolgreichen Angriffe auf britische Häfen und Kriegsschiffe sehr volkstümlich. Es wäre für die deutsche Marine nicht allzu schwierig gewesen, der «Décima MAS» die notwendigen Kampfmittel zur Verfügung zu stellen und sie wieder im Mittelmeer einzusetzen. Aber der Marinebefehlshaber in Italien versagte Borghese seine Unterstützung, weil er dessen Selbständigkeit mit Misstrauen beobachtete. Vielleicht wünschte man auch nicht, dass italienische Marine-Einheiten unter der Führung eines Italieners, der noch dazu als Faschist und Günstling der faschistischen Regierung galt, beachtliche Erfolge errangen. Die verantwortlichen Männer der deutschen Seekriegsführung fanden sich lieber damit ab, dass einige hundert tollkühne und für Spezialaufgaben hervorragend ausgebildete Männer untätig herumlungerten. Die Bemühungen der Botschaft bei den massgebenden Marinestellen hatten wie so oft keinen Erfolg. Man wandte ein, es lohne sich nicht der Mühe, Brennstoff für die Einheiten von Borghese zu verbrauchen, weil sie ihn ja doch dazu benutzen würden, um zum Feinde überzulaufen.

Gewiss, es gab einige Versuche der Fahnenflucht. Aber bei der Situation, in der sich Italien damals befand, waren sie unvermeidlich und sie blieben gerade bei der «Décima MAS» im Gegensatz zu den italienischen Heeresverbänden

vereinzelt. Für die deutschen Marineoffiziere waren sie, obwohl sie praktisch kaum ins Gewicht fielen, ein willkommener Vorwand, Borghese, der seinerseits mit offener Kritik an gewissen Massnahmen nicht zurückhielt, abzulehnen. Nachdem die «Décima MAS» Proben ihrer Einsatzfreudigkeit abgelegt hatte, und zwar sowohl bei kleineren Kampfhandlungen zur See wie im Erdkampf, wo Borgheses Truppen sich den besten deutschen Einheiten als ebenbürtig erwiesen, zog das Argument der angeblichen Fahnenflucht nicht mehr. Rahn versuchte nun erneut, auf die deutsche Marine einen Druck auszuüben, damit sie ihre ablehnende Haltung gegen Borghese änderte, die man geradezu als bewusste Sabotage bezeichnen musste.

Nun kam man mit anderen Entschuldigungen: die Möglichkeit aktiver Kampfhandlungen im Mittelmeer sei nur noch gering, es fehle an Brennstoff oder man könne doch nicht Material an eine Einheit ausgeben, deren Leute die Munition, die Maschinengewehre und die Schuhe, die sie empfangen hätten, auf dem schwarzen Markt verkauften. Natürlich gab es vereinzelte Fälle dieser Art, aber bei der sonst so vorzüglichen Haltung der «Décima MAS» rechtfertigten sie nicht, dass man den Leuten Borgheses den notwendigen Nachschub vorenthielt.

Das Misstrauen der deutschen Marinedienststellen erreichte seinen Höhepunkt mit dem unglaublichen Vorfall, den der italienische Korvettenkapitän Loewenberg mit seinem Leben bezahlen musste. Trotz seines deutschen Namens war

Loewenberg ein bewährter Offizier der italienischen Marine, der bis zum 8. September tapfer und mit Auszeichnungen seine Pflicht getan hatte und sich nachher der Regierung Mussolini zur Verfügung gestellt hatte» Er war daraufhin zum italienischen Hafenkommendanten von Genua ernannt worden.

Auf Grund von Befehlen, die er vom Marine-Ministerium in Vicenza erhalten hatte, traf er Vorbereitungen, um einige ihm unterstellte Aussenkommandos, darunter die Dienststelle des Hafenskapitäns von Porto, zu verlegen. Es war vorgesehen, dass diese Verlegung an einem bestimmten Datum durchgeführt werden sollte. Gerade in diesem Augenblick befanden sich die deutschen Einheiten im Alarmzustand, weil feindliche Flottenbewegungen gemeldet waren und man daraus und aus einer vermehrten Tätigkeit der Partisanen auf eine bevorstehende Landung schloss. Als nun die Italiener befehlsgemäss ihre Posten verliessen, wurde das als Verrat ausgelegt und Loewenberg wurde zusammen mit einem anderen Offizier sofort festgesetzt. Ohne Beweis und ohne die Möglichkeit, sich zu rechtfertigen, wurde er auf Veranlassung des örtlichen deutschen Marinebefehlshabers wenige Stunden später zum Tode verurteilt und erschossen. Borghese war aufs Äusserste erbittert und wandte sich beschwerdeführend an den Botschafter. Rahn war sehr betroffen und mit der Unterstützung von Wolff, der sich in dieser Sache an seine Seite stellte, ging er zu einem Frontalangriff auf die verantwortlichen Marinedienststellen über. Er drohte damit, Hitler persönlich zu unterrichten und ihm die ständige Obstruktion der Marine vor Augen zu führen. Um

das zu vermeiden und die Wogen zu glätten, schickte man den früheren Marine-Attaché in Rom, Admiral Loewisch, zu Rahn, der verlangte und schliesslich auch durchsetzte, dass man sich bei der Familie von Loewenberg entschuldigen und ihr eine bedeutende Entschädigungssumme zahlte und dass dem Toten alle militärischen Ehren zuteil wurden. Ehe Loewisch die Botschaft in Fasano verliess, hielt er es für angebracht, vertraulich auf Berichte aus einer angeblich sehr zuverlässigen Quelle hinzuweisen, wonach Borghese im Begriff war, einen Staatsstreich gegen Mussolini zu inszenieren. Mit diesem letzten Versuch wollte man die Angelegenheit Borghese auf das politische Gebiet abdrängen und seine Treue gegen Mussolini und damit gegen Deutschland in Zweifel ziehen. Der Vorwurf war vollkommen unbegründet und töricht, ausserdem keineswegs neu, denn auch Buffarini hatte schon versucht, mit ähnlichen Anspielungen Borghese bei den Deutschen anzuschwärzen. Der Innenminister hatte dieses Bemühen aber bald wieder aufgegeben, als man ihm entgegnete, ob er es für möglich hielt, dass am Gardasee Revolutionen im Stile einer mittelamerikanischen Republik inszeniert werden könnten und die Deutschen untätig zusehen würden. In Wirklichkeit wussten Buffarini und die anderen führenden Faschisten, zu denen nicht zuletzt auch der Parteisekretär Pavolini gehörte, sehr wohl, dass ein Staatsstreich unter den Augen der Deutschen gar nicht möglich war. Sie fürchteten nur, dass Borghese innerhalb der republikanischen Regierung ein gewisses Übergewicht bekommen könnte und sahen mit Be-

sorgnis seinen Stern steigen. Die Mitarbeiter Mussolinis scheuten sich davor, eine starke Persönlichkeit mit in der Regierung zu haben, die noch dazu bei vielen deutschen Stellen ein hohes Ansehen genoss. Umso mehr waren die Gegner Borgheses über seine Schwierigkeiten mit der deutschen Marine erfreut, wenn sie auch – seltsamer Widerspruch des politischen Intrigenspiels – besorgt waren, dass gerade diese Feindseligkeit der deutschen Marinestellen Mussolini wiederum veranlassen könnte, Borghese in die Regierung zu berufen. Und die deutsche Botschaft hätte höchstwahrscheinlich einen solchen Schritt unterstützt.

Erst nachdem es klar wurde, dass Mussolini, wahrscheinlich unter dem Einfluss seiner Umgebung, an eine politische Verwendung Borgheses nicht dachte und dass Wolff es lieber sah, wenn Borghese an der Spitze seiner Truppen blieb, beruhigten sich die Gemüter und die Angriffe der italienischen Politiker auf Borghese hörten allmählich auf.

Wolff, der als Befehlshaber des rückwärtigen Heeresgebietes für den Kampf gegen die Partisanen verantwortlich war, hatte im Sommer 1944 sehr wenig Truppen dafür zur Verfügung. Kesselring drängte unaufhörlich darauf, dass alle verfügbaren Einheiten an die Front geschickt wurden. Auf der anderen Seite forderte SS-Brigadeführer Tensfeld, der die militärischen Operationen gegen die Partisanen leitete, nach der Enttäuschung mit den Pavolinis Schwarzen Brigaden und Riccis National-Garde von Wolff italienische Einheiten, auf die man sich verlassen könnte.

Infolgedessen wurden die Reibereien zwischen Borghese

und der deutschen Marine dadurch beendet, dass er von Borghese verlangte, er möge den Einsatz seiner Leute für die Marine soweit wie irgend möglich einschränken und dafür seine Verbände an der Front und im Kampf gegen die Partisanen verwenden.

Zwischen Wolff und Borghese herrschten Beziehungen wie zwischen zwei gleichberechtigten Bundesgenossen. Trotzdem waren sie nicht immer herzlich, und bisweilen gab es heftige und stürmische Auseinandersetzungen. Um Kesselring zufrieden zu stellen, war Wolff gezwungen, Verbände, die nur für leichtere Kampfhandlungen aufgestellt worden waren, in den Schmelzofen der Front zu werfen. Die Einheiten der «Décima MAS» schlugen sich zwar hervorragend, erlitten aber infolge ihrer unzureichenden Bewaffnung ungeheure Verluste.

Gegen Kriegsende ergaben sich im Einsatz der «Décima MAS» gegen die Partisanen neue Schwierigkeiten. Während Wolff sich genötigt sah, die Einheiten Borgheses zu zersplittern, um den Angriffen der Partisanen dort entgegenzutreten, wo es gerade notwendig war, versuchte Borghese, seine Leute möglichst geschlossen zu halten, denn er wollte im Augenblick der Niederlage, die er als unvermeidlich und unmittelbar bevorstehend ansah, eine geschlossene Truppe zur Verfügung haben. Er hoffte so in der Übergangsperiode vor dem Einmarsch der Alliierten die notwendige Ordnung aufrechterhalten und schwere Zwischenfälle verhindern zu können. Er hatte darüber in aller Offenheit mit Wolff gesprochen, der ihm zwar Recht geben musste, aber auf den Einsatz der «Décima MAS» gegen

den immer stärker werdenden Druck der Partisanen, vor allem im Gebirge, nicht verzichten konnte.

Ein anderer Vorschlag Borgheses, nämlich den Kern seiner Truppen an die jugoslawische Grenze zu legen, um den Vormasch der Tito-Truppen von Osten her aufzuhalten, wurde heftig umstritten. Wolff war im Einvernehmen mit Kesselring zunächst nicht grundsätzlich dagegen, er nahm dann aber Rücksicht auf den Obersten Kommissar der Operationszone Adriatisches Küstenland, Gauleiter Rainer, der bis zum letzten Tag an seiner Germanisierungs politik festhielt und deshalb die slawischen Bevölkerungsteile des Gebietes um Triest nicht vor den Kopf stossen wollte, die gedroht hatten, zum Gegner überzugehen, wenn eine italienische Einheit im adriatischen Küstenland auftauchen sollte. Immerhin, trotz aller Schwierigkeiten und Gegensätze muss man zugeben, dass die militärische Zusammenarbeit zwischen den Deutschen und der «Décima MAS» von dem Augenblick an, wo Borghese der Marine den Rücken kehrte, bis zu einem gewissen Grade erfolgreich war. Sie wirkte sich auch auf der politischen Ebene aus. Die «Décima MAS» stellte ohne Zweifel einen Trumpf in den Händen der republikanischen Regierung dar, den auch Rahn ausspielen konnte, wenn es ihm darauf ankam, die italienischen Belange gegen gewisse deutsche Dienststellen zu verteidigen.

Grazianis Divisionen schmelzen in der Sonne Italiens

Die freiwilligen Verbände Borgheses unterstanden als ein Teil der republikanischen Truppen dem Verteidigungsminister Marschall Graziani. Aber die Beziehungen zwischen Borghese und Graziani waren gespannt und Borghese war nicht bereit, auch noch von Graziani Befehle entgegenzunehmen, nachdem er schon von der deutschen Marineleitung, von Kesselring und von Wolff Anweisungen erhielt, denen nachzukommen nicht immer einfach war. Der Gegensatz zwischen Borghese und Graziani war in den Regierungskreisen am Gardasee ein offenes Geheimnis. Ab und zu beklagten sie sich abwechselnd übereinander bei Rahn oder Wolff und meistens handelte es sich dabei im Grunde um Fragen des persönlichen Prestiges.

Aber die Beschwerden, die Graziani bei Rahn immer wieder vorbrachte, richteten sich nicht nur gegen Borghese. Besonders schwerwiegend waren die Klagen des Marschalls über

die Behandlung der italienischen Infanterie-Divisionen, die in Deutschland ausgebildet wurden. Zu einem gewissen Zeitpunkt wären sie beinahe an die Russland-Front geworfen worden, wenn nicht Mussolini, Graziani und Rahn, alle drei mit aussergewöhnlicher Entschiedenheit, bei Hitler dagegen Einspruch erhoben hätten.

Als die Divisionen «Monte Rosa», «San Marco», «Italia» und «Littorio» endlich im Oktober 1944 in Italien ankamen, befanden sie sich trotz aller weitgehenden Versprechungen Keitels in jenem Zustand, der für die an der Seite Deutschlands kämpfenden italienischen Truppen geradezu traditionell geworden war. Bewaffnung und Ausrüstung waren vollkommen unzureichend. Auf die Beschwerden Grazianis hatte Kesselring ihm einige deutsche Divisionen vorgeführt, deren Ausrüstungsstand kaum besser war. Dann hatte Kesselring zum taktischen Gegenschlag ausgeholt und genaue Angaben über die Anzahl der Deserteure bei den vier italienischen Divisionen verlangt. Das war für Graziani ein sehr heikles Thema. Denn kaum hatten diese Truppen italienischen Boden betreten, waren sie in einem beträchtlichen Ausmass durch Fahnenflucht geschwächt worden, ohne dass sie mit dem Feind überhaupt ernsthaft in Berührung gekommen wären. Graziani gab zu, dass die Deserteure zehn bis fünfzehn Prozent der Gesamtstärke ausmachten, auf deutscher Seite schätzte man sie sogar auf 25 Prozent. Kesselring liess das dahingestellt und verschloss sich auch nicht ganz den Gründen, die Graziani zur Entschuldigung vorbrachte. Er führte die Fahnenflucht zurück auf die Untä-

tigkeit, in der das deutsche Oberkommando die vier Divisionen verharren liess, und wies darauf hin, dass ein Teil der Fahnenflüchtigen bei der «Décima MAS» oder bei anderen republikanischen Verbänden Unterschlupf gefunden hatten. Es zeigte sich freilich, dass Graziani sich bei seinen Soldaten nicht durchsetzen konnte, und so begannen Zweifel an seiner Eignung und seinem Geschick laut zu werden.

Der Gegensatz zwischen Kesselring und Graziani spitzte sich immer mehr zu, und wenn auch nach aussen hin die Form gewahrt wurde. Es steht fest, dass im Herbst 1940 Kesselring die nicht gerade freundlichen Gefühle Grazianis durchaus erwiderte, nur mit dem Unterschied, dass der deutsche Generalfeldmarschall nicht gern davon sprach, während Graziani sein Herz bei jedem ausschüttete, der wie Rahn bereit war, ihn anzuhören. Darin lag eine gewisse Unvorsichtigkeit des Botschafters, denn wie alles, was am Gardasee geschah oder gesprochen wurde, nicht geheimgehalten werden konnte, so kam es den deutschen militärischen Stellen auch zu Ohren, dass Rahn des Öfteren die kritischen Äusserungen Grazianis hingenommen hatte, wenn auch in der Absicht, ihn zu besänftigen. Das gab Anlass zu unfreundlichen Auslegungen und trug nicht dazu bei, die Zusammenarbeit zwischen Rahn und gewissen militärischen Stellen zu erleichtern.

Andererseits empfand Rahn für Graziani aufrichtige Hochachtung. Er sah in ihm nicht nur den Chef der bewaffneten Streitkräfte der Sozialen Republik, sondern auch die massgebendste Persönlichkeit nach Mussolini. So schien es ihm durchaus begreiflich, dass Graziani im Januar 1944 an der

Spitze einer von Mussolini geschickten Abordnung von fünf Ministern in der Botschaft erschien, um unter anderem dagegen zu protestieren, dass Deutschland die Souveränität der Faschistischen Republik nicht genügend achtete. Selbstverständlich blieb dieser Schritt ohne praktisches Ergebnis. Nach einer Diskussion von vier Stunden wurden auf italienischer Seite die «mildernden Umstände» für das deutsche Verhalten anerkannt. Dazu war man genötigt, wenn man die Unterredung in gutem Einvernehmen beenden wollte, und so hatte der feierliche Protest schliesslich nur formelle Bedeutung.

Aus dem vertraulichen Verhältnis zwischen Graziani und Rahn, aus der Herzlichkeit, die der Marschall dem Botschafter entgegenzubringen schien, und aus der Photographie im Silberrahmen mit freundschaftlicher Widmung, der Rahn einen Ehrenplatz auf seinem Schreibtisch eingeräumt hatte, hätte man schliessen sollen, dass Grazianis Gefühle für Rahn auch den verlorenen Krieg überleben würden. Die phantasiereichen Unterstellungen des Marschalls in seinem Buch beweisen jedoch das Gegenteil. Sie beweisen vor allem, dass die menschliche Komödie, wie sie Balzac beschreibt, sich auch im 20. Jahrhundert nicht geändert hat.

Prominente Damen flüchten vor dem bitteren Ende

Marchesa Graziani, die Gattin des Marschalls, gab sich keine besondere Mühe, ihre Abneigung gegen den Botschafter zu verbergen, sondern sprach darüber ziemlich offen. Während einer Teegesellschaft sah die Marchesa den Botschafter unverwandt an und Rahn sagte im Scherz: «Sie hassen mich, Marchesa.»

«Hassen ist zu viel gesagt, aber es stimmt schon, dass ich Sie nicht gerade liebe.»

«Und ich bin jeden Tag glücklicher darüber, dass Ihr Gemahl Mitglied der Regierung ist. Seine Persönlichkeit und sein Einfluss schaffen viele Schwierigkeiten aus der Welt.»

«Als Italienerin verstehe ich Sie, aber als Frau leide ich zu sehr, wenn ich meinen Mann leiden sehe.»

Die Marchesa Graziani war nicht die einzige Frau, die um ihren Mann zitterte. Alle Ehefrauen und Mütter, deren Männer und Familien mit dem schwankenden Geschick der Fa-

schistischen Republik verknüpft waren, führten ein unsicheres Leben, das auf die Dauer an ihren Nerven zehrte. Das ständige Drängen der Frauen veranlasste die faschistischen Minister und Parteiführer gegen Ende des Jahres 1944, einen Vorstoss zur Rettung ihrer Familien zu unternehmen, denn die meisten von ihnen waren verheiratet und hatten Kinder.

Die offizielle Propaganda versuchte zwar unentwegt, die deutschen Niederlagen weiterhin als strategische Rückzüge hinzustellen, aber diese Versicherungen überzeugten keinen Menschen mehr.

Zunächst machten die führenden Faschisten vorsichtige Versuche, sich untereinander zu verständigen. Nachdem sie sich auf einen bestimmten Ort in der Schweiz als Zuflucht für ihre Familien geeinigt hatten, unternahmen sie einen gemeinsamen Schritt bei Mussolini. Die Anregung dazu ging von Buffarini aus; als Sprecher wurde jedoch Mazzolini ausersehen. Als Junggeselle kam er nicht in den Verdacht, in eigener Sache zu sprechen, und ausserdem hätte er als Staatssekretär des Äusseren die erforderlichen Verhandlungen mit der Schweizer Regierung führen müssen.

Mussolini war ernstlich betroffen und erschüttert. Trotzdem erhob er keine Einwände. Nachdem sie die grundsätzliche Zustimmung Mussolinis erreicht hatten, stand den faschistischen Führern noch die schwerere Aufgabe bevor, auch die deutsche Genehmigung zu erwirken.

Mazzolini scheute sich, Rahn direkt in dieser Angelegenheit aufzusuchen, und fragte zunächst vorsichtig bei der politi-

schen Abteilung der Botschaft an. Der Botschafter, der die Auswirkungen eines solchen Schrittes in der öffentlichen Meinung Italiens und bei den deutschen Stellen fürchtete, war von dem Vorschlag Mazzolinis unangenehm überrascht und nahm zunächst eine entschieden ablehnende Haltung ein. Aber die faschistischen Minister und Parteiführer, die bei so vielen Gelegenheiten zu Konzessionen bereit waren und sich oft genug nachgiebig gezeigt hatten, verharrten in diesem Fall auf ihrem Standpunkt und wichen nicht zurück. Es gab eine kurze aber scharfe diplomatische Auseinandersetzung zwischen dem faschistischen Aussenministerium und der Botschaft.

Die faschistischen Minister erklärten: «Wir sind die einzigen, die für Deutschland Partei ergriffen haben, als der deutsche Sieg schon fragwürdig geworden war. Niemand kann daher an unserer unerschütterlichen Treue für den Bundesgenossen von gestern und heute zweifeln. Für diese entschiedene Haltung werden wir eines Tages bezahlen müssen und wir sind auch bereit dazu. Wir wollen bis zum Ende weiterkämpfen und alle Verantwortung auf uns nehmen. Man kann aber nicht von unseren Frauen, den Müttern unserer Kinder, verlangen, dass sie unser Schicksal bis zum Letzten teilen.»

Auf diese Darlegungen erwiderte Rahn: «Mit welchem Recht können die führenden Männer für ihre Familien in Italien ein anderes Los verlangen als es die Angehörigen der deutschen «Prominenten» erwartet? Wenn der Krieg mit einer Niederlage Deutschlands enden sollte, was steht dann den deutschen Familien bevor?»

Wohin können sie gehen? Sie müssen sich dem Schicksal unterwerfen, das die Sieger ihnen auferlegen. Und was soll der einfache Mann in Italien denken, wenn er erfährt, dass die Führer des Faschismus ihre Familien in Sicherheit gebracht haben?»

Mit dieser Antwort schaltete er die sentimentale Seite der Angelegenheit aus. Die faschistischen Minister gaben sich aber nicht geschlagen und gingen nun dazu über, die Angelegenheit unter einem praktischen und sachlichen Gesichtspunkt darzustellen. Sie sagten: «Die Italienerinnen sind nicht so wie die deutschen Frauen. Man kann sie nicht dazu bringen, ihren Männern bis zum Äussersten zu folgen. Wenn ihr das nicht begreifen könnt oder wollt, nun gut, dann bestehen wir nicht darauf. Aber es gibt abgesehen von der Frage der Sicherheit noch einen anderen wichtigen Grund. Wir können unseren Familien nicht länger den Mund verschliessen und unsere Frauen nicht daran hindern, ihre Klagen und Besorgnisse auszusprechen. In der gegenwärtigen Situation können wir sie darum nicht länger bei uns haben, denn ihre Gegenwart wirkt deprimierend und hemmend. Wir können in ihrer Nähe nicht arbeiten und weiter unsere Amtspflichten erfüllen.»

Angesichts dieser Argumente wurde Rahn zugänglicher. Er liess mit sich reden und glaubte es nun auch eher verantworten zu können, wenn er seine Zustimmung für die Ausreisewisen gab. Für die Ausstellung der Pässe nach der Schweiz war allerdings nicht allein die Botschaft zuständig. Es bedurfte auch des Visums der Wehrmacht-Passstelle, die ihrerseits wieder von der SS und damit letztlich von Wolff



Die beiden Schweizer Major Waibel und Professor Hussmann
vermittelten bei den Kapitulationsverhandlungen



In dieser Villa in Ascona traf sich SS-Obergruppenführer Wolff
mit der militärischen Delegation der Alliierten



Im Hauptquartier der Heeresgruppe
r (Von links nach rechts: General Roettiger, SS-Sturmbannführer Wenner, der amerikanische
Vertreter Gero v. Gaevemitz, General Vietinghoff, SS-Obergruppenführer Wolff)



Die Unterzeichnung in Caserta (Sitzend: Oberstleutnant von Schweinitz Stehend:
Sturmbannführer Wenner)

kontrolliert wurde. Der Befehlshaber der SS in Italien befand sich aber in diesem Augenblick gerade in Berlin.

Da Rahn ihnen entgegenkam, glaubten die Faschisten, dass sie gewonnenes Spiel hätten. In der Tat telegraphierte der Botschafter an das Ausenministerium nach Berlin und setzte sich dafür ein, dass der Vorschlag der Minister genehmigt würde, lieber Rahns Telegramm wurde Wolff von Ribbentrop direkt in Kenntnis gesetzt. Er kehrte darauf unverzüglich und früher als beabsichtigt nach Italien zurück, um Rahn sofort aufzusuchen und ihn zu fragen, ob er sich über die Folgen seines Schrittes klar geworden wäre. Er unterrichtete ihn davon, dass sein Telegramm in Berlin einen geradezu katastrophalen Eindruck gemacht hatte. «Wenn Sie die Geschichte nicht wieder rückgängig machen, kann Sie das den Kopf kosten.»

In den nun folgenden Besprechungen mit Mazzolini versuchte man, einen Kompromiss zu finden. Von der Schweiz konnte keine Rede mehr sein. Wenn die Familien durchaus weggebracht werden sollten, so bestand vielleicht die Möglichkeit, in Deutschland in irgendeiner ruhigen Ortschaft z.B. in Zürs, einem Kurort zwischen Innsbruck und dem Bodensee, ein gutes Hotel zu beschlagnahmen und die Familien dort unterzubringen. Auf diese Weise würden sich die besorgten Gemüter der faschistischen Führer wieder beruhigen, und sie könnten ihre Arbeit ohne Beeinträchtigung fortsetzen.

Auf den ursprünglichen Plan müsse man freilich vorerst verzichten. Man könne der Welt nicht das Schauspiel bieten, dass

die Familien der führenden Faschisten sich in die Schweiz flüchteten. Zürs lag immerhin dicht genug bei der Schweizer Grenze und die SS verpflichtete sich, für den Transport der Familien nach der Schweiz zu sorgen, wenn es eines Tages zum Äussersten kommen sollte.

Dieser Vorschlag wurde schliesslich nach langen Erörterungen von den Faschisten akzeptiert, zumal sich keine bessere Lösung bot.

Bei der Beschlagnahme der Hotels in Zürs gab es erhebliche Schwierigkeiten. Sie waren schon als Erholungsheime für «Kraft durch Freude» hergerichtet worden und beherbergten im Augenblick U-Boot-Besatzungen. Endlich gelang es dem Auswärtigen Amt nach vielen Anstrengungen des Botschafters, der dabei von Wolff unterstützt wurde, ein grosses Hotel freizubekommen, um dort die Familien der faschistischen Parteiführer unterzubringen. Ein kleineres Hotel wurde für Mussolini und seine Angehörigen beschlagnahmt.

Buffarini hatte sich in seiner Eigenschaft als Innenminister bereit erklärt, für die Versorgung und Ernährung zu sorgen und das notwendige Bedienungspersonal wie Köche, Damenfriseur, Gouvernanten usw. zu schicken. Sogar ein Schneider kam mit. So entwickelte sich zwischen Salo und Zürs ein starker Automobilverkehr. Freilich waren nicht alle Familien bereit abzureisen. Verschiedene weigerten sich im letzten Augenblick.

Das Leben der Frauen, allein mit ihren Kindern in einem fremden Land, fern von ihren Ehemännern, führte schliesslich zu Zänkereien, Eifersuchtsszenen und allgemeiner Unzufriedenheit. Schliesslich war die Stimmung noch schlech-

ter als vorher am Gardasee. So verliess nach einigen Wochen der grösste Teil der neuen Gäste den Kurort wieder und kehrte nach Hause zurück. Die Umsiedlung nach Züri erwies sich als ein glatter Misserfolg.

Im Augenblick des Zusammenbruches hätte der Aufenthalt in Züri vielleicht manchen vor dem Ende, das ihn in Dongo ereilte, bewahrt. Aber nachdem die Regierung Mussolini in den letzten Wochen ihren Sitz nach Mailand verlegt hatte, während die deutschen Stellen am Gardasee geblieben waren, war die Verständigung untereinander so mangelhaft geworden, dass die Ereignisse sich überstürzten und ihren unvermeidlichen Lauf nahmen.

Rahn kämpft gegen die Strategie der verbrannten Erde

Rahn hatte sich in einem Sonderflugzeug ins Führerhauptquartier begeben und die Ermächtigung erhalten, Florenz zur offenen Stadt erklären zu lassen. Der Botschafter hatte diesen Schritt unternommen, obwohl viele Leute, darunter auch Italiener, meinten, Florenz sollte dieselben Gefahren auf sich nehmen wie die anderen italienischen Städte. Selbst Mussolini dachte so. Schon in der Frage Rom hatte er dieselbe Haltung eingenommen.

Florenz war Hitlers letztes Zugeständnis. Nun sollte Schluss sein. Weitere Ausnahmen für italienische Städte würde es nicht mehr geben. Die vom Führerhauptquartier erlassenen Vernichtungsbefehle für den Fall des Rückzuges aus Norditalien waren klar und eindeutig. Die weiteren Versuche Rahns bei Hitler, andere Zerstörungen, insbesondere die bereits im Einzelnen angeordnete Vernichtung der Ha-

fenanlagen von Genua, Venedig und Triest zu vermeiden, wurden mit folgendem Telegramm beantwortet, das Hewell als Verbindungsmann des Auswärtigen Amtes im Führerhauptquartier durchgab.

«Der Führer wünscht keine Interventionen in der Frage der Zerstörungen von Hafen- und Industrieanlagen in Nord-Italien. Diese Zerstörungen müssen im Falle des Rückzuges bis zum Letzten durchgeführt werden, und alle Vorbereitungen sind zu treffen, damit der Plan der verbrannten Erde wie befohlen ausgeführt werden kann. Der Führer ist der Ansicht, dass es nur zwei Möglichkeiten gibt: Entweder gewinnt Deutschland den Krieg und in diesem Fall wird es genug Arbeit und Brot für die arbeitenden Massen in ganz Europa, einschliesslich der italienischen Arbeiter, geben, oder Deutschland verliert den Krieg, und in diesem Fall wird die Situation der europäischen Völker einschliesslich des italienischen hoffnungslos sein, mit oder ohne die Zerstörung der Fabriken und Hafenanlagen.»

Nach diesem Telegramm, aus dem hervorging, dass mit Hitler nicht mehr zu reden war, beschloss Rahn im Einvernehmen mit Wolff, die Frage örtlich zu lösen.

Die ersten Schritte, die der Botschafter bei den entscheidenden militärischen Stellen, die mit der Sprengung des Hafens von Genua beauftragt waren, unternahm, waren recht schwierig. Es war nicht leicht, sie für seinen Vorschlag zu gewinnen, der Bevölkerung von Ligurien die Hauptgrundlage ihrer Existenz und die Quelle ihres täglichen Brotes, eben den Hafen von Genua, zu erhalten.

Im Rahmen des Zerstörungs- und Rückzugsprogramms war auch vorgesehen, den Lido von Venedig für feindliche Landungen unbrauchbar zu machen. Es sollte hier dasselbe geschehen wie auf den Inseln in der Scheldemündung. Die Anordnungen für den Abtransport der Bevölkerung waren schon gegeben. Rahn, der vom Patriarchen von Venedig, Kardinal Piazza um Hilfe angegangen wurde, erreichte es, dass man den Plan zunächst verschob.

In Bologna, in Mailand, in Turin, in der ganzen Lombardei wie in Piemont wurden die lebenswichtigen Anlagen und Industrien gerettet. Das war vor allem das Werk Rahns, der sich trotz der gegebenen Schwierigkeiten und Gefahren unermüdlich dafür einsetzte, die militärischen Stellen in diesem Sinne zu beeinflussen. Er wurde dabei vor dem Befehlshaber des rückwärtigen Heeresgebietes, SS-Obergruppenführer Wolff, der damals schon in der Schweiz mit den Amerikanern über eine Kapitulation verhandelte, energisch und massgebend unterstützt.

Der späte Befehl von Dönitz, auf die Zerstörungen der Hafenanlagen zu verzichten, kam, als Kesselring Italien schon verlassen und das Kommando an der Westfront übernommen hatte. Er war in der allgemeinen Verwirrung der letzten Tage Dönitz abgerungen worden und trug auch seine Unterschrift. Der Befehl bestätigte freilich nur, was örtlich von verantwortlichen Männern in Vereinbarungen mit einzelnen Italienern, Schweizern und Amerikanern längst entschieden worden war.

Ribbentrop will im Westen verhandeln

Am 10. Februar 1945 rief mich ein Telegramm des Außenministeriums nach Berlin, lieber die Gründe konnte sich der Botschafter nur in mehr oder minder wahrscheinlichen Vermutungen ergehen. Ich ahnte jedoch, dass ich für immer abreisen und nicht mehr zurückkehren würde.

Rahn sagte mir: «Wenn Ribbentrop darauf ausgeht, uns zu trennen, hätte ich Lust, mich an Hitler zu wenden.»

Zwei Wochen vorher hatte der Botschafter auf die Mitarbeit des Gesandten von Halem, den er sehr schätzte, verzichten müssen, weil er zum Chef der deutschen Gesandtschaft in Lissabon ernannt worden war.

Rahn war immer mehr zu einem offenen Gegner Ribbentrops geworden. Das ging so weit, dass er öffentlich erklärte, Ribbentrop sei ein verantwortungsloser Mensch, der

ohne mit der Wimper zu zucken die Interessen des Vaterlandes opferte, um Hitler zu schmeicheln und sich auf seinem Posten zu halten. Der Botschafter hatte ihn in Verdacht, dass er aus purer Eifersucht beabsichtigte, allmählich die Botschaft in Fasano personalmässig zu schwächen, weil sie so gut arbeitete und in Italien eine ausschlaggebende Rolle erlangt hatte.

Aber diesmal war der Verdacht Rahns nicht gerechtfertigt. Ribbentrop hatte mich aus sehr dringenden und triftigen Gründen rufen lassen. Er war zu dem Entschluss gekommen, die Verbindung mit den Anglo-Amerikanern aufzunehmen, und wollte für die Friedensverhandlungen über Männer verfügen, die wegen ihrer Vergangenheit und Herkunft und wegen ihrer fehlenden Bindung an die NSDAP grössere Aussicht hatten, bei den Alliierten gehört zu werden.

Der Gedanke an Friedensverhandlungen war zweifellos das Ergebnis einer optimistischen Überschätzung der Lage, die auf der Annahme beruhte, dass die deutschen Truppen noch sechs Monate standhalten könnten. Die Voraussetzungen des Ministers waren töricht, seine Pläne und Überlegungen mehr als kindisch, aber nichtsdestoweniger hielt ich es für meine Pflicht, den Auftrag, den er mir anvertrauen wollte, anzunehmen. Ich bat nur darum, dass mich der Presseattaché von Borch, der sich als mein Mitarbeiter schon in Fasano wie in Rom bewährt hatte, begleiten sollte.

Ich hatte mit Ribbentrop verschiedene Unterhaltungen über das Thema möglicher Verhandlungen. Aber das gehört ebenso wie der Ausgang meiner Mission nicht hierher. Ich möchte nur sagen, dass mir Ribbentrop in dieser Zeit als ein

armer, unglücklicher und verlassener Mann vor kam, der von Tag zu Tag die Einsamkeit um sich grösser werden sah. Der einzige Mensch im Auswärtigen Amt, der zu mir in Worten der Zuneigung von ihm sprach, war seine erste Sekretärin, Margarita Blank. Die Anhänglichkeit und Treue dieser Frau für den Aussenminister machte sogar auf die Richter des Nürnberger Prozesses Eindruck. Nach der Entlassung aus dem Internierungslager, wo sie bis zum Abschluss des Prozesses 20 Monate festgehalten wurde, schrieb Fräulein Blank an mich: «Ich werde niemals diese harte Zeit in meinem Leben beklagen; ich habe sie durchgemacht in dem Bewusstsein, bis zum Letzten meiner Aufgabe treu geblieben zu sein.»

Bettina von Ribbentrop, die ich in diesen Tagen in Berlin wiedersah und der ich in vorsichtigen Worten meinen Eindruck mitteilte, sagte mir bestätigend: «Mein Vater hat sich die Maske des unerschütterlichen und harten Mannes angelegt. In Wirklichkeit ist er das gar nicht, sondern hat vielmehr eine Neigung zur Schwäche. Trotz seiner hochtrabenden öffentlichen Erklärungen, die er der Umgebung, in der er lebt, schuldig zu sein glaubte, ist er gegen die Judenverfolgungen gewesen und wenn er sich nicht offen ausgesprochen hat, so einfach deswegen, weil er Angst hatte und ausserdem davon überzeugt war, dass er sie sowieso niemals verhindern konnte. Er spielt nun schon seit Jahren eine Komödie, bei der er sich nicht wohl fühlt. Er wird dabei vor der Zeit alt und leidet darunter, aber er kann nicht mehr darauf verzichten. Auch vor uns, vor seiner Familie, zeigt er sich nicht so, wie er wirklich ist.»

Bettina gab mir dafür ein bezeichnendes Beispiel: «Neulich hat Göring im Zoo-Bunker – (im Luftwaffen-Lazarett, wo Bettina als Schwester Dienst tat) – die Verwundeten besucht. Er kam in einer glitzernden Uniform, mit Orden behängt. Die verwundeten Offiziere waren entsetzt und machten leise Bemerkungen, dass er eine Bombe unter seinem Allerwertesten verdiente. Ich habe diese Geschichte meinem Vater erzählt. Zu mir sagte er darauf gar nichts, aber am folgenden Tag ging er beunruhigt, weil er mich ohne Widerspruch angehört hatte, zu Mama und erklärte ihr: ‚Pass auf deine Tochter auf, sie macht in Defaitismus‘.»

Ich hatte schliesslich auch Gelegenheit mit Frau von Ribbentrop zu sprechen. Seit mehreren Monaten drängte sie ihren Mann, irgendeinen Friedens- oder Kompromissversuch zu unternehmen. Erst im Februar 1945 entschloss er sich dazu, wo es keine andere Lösung mehr gab als die glatte, bedingungslose Kapitulation.

Anneliese von Ribbentrop sprach mit mir über viele Dinge, die sich auf meine bevorstehende Mission bezogen und sie richtete – im Gegensatz zu ihrem Mann – an mich viele Fragen über die Ereignisse in Italien.

Von ihr hörte ich eine ebenso originelle wie unerwartete Bemerkung über den Duce: «Was halten Sie von Mussolini», fragte sie mich, «nicht wahr, er liebt die Deutschen nicht?»

«Nicht besonders.»

«Das habe ich gemerkt, als ich ihn das letzte Mal sah.» Der Verrat stand ihm im Gesicht geschrieben!»



In Wannsee, im Ausweichquartier der italienischen Botschaft, traf ich am Vorabend meiner Abreise nach Portugal den Botschafter Anfuso, der mir sagte: «Ich bin entschlossen, in Berlin zu bleiben, obwohl das diplomatische Korps dabei ist, die Hauptstadt zu verlassen. Ich werde vielleicht gefangen genommen werden. Ich nehme aber lieber die Gefahr auf mich, unter den Trümmern von Berlin begraben zu werden als vor dem Feind zu fliehen. Die Faschisten werden ihrem Verbündeten bis zum Ende treu bleiben.»

Und doch hatte er im Grunde seines Herzens für die Deutschen keine besondere Sympathie.

Als ich am 29. April in Lissabon in einer Taxe auf der Avenida de Libertade fuhr, hörte ich die Zeitungsverkäufer eine Sonderausgabe ausrufen. Ich kaufte eine Nummer und las: «Mussolini und seine Minister verhaftet und erschossen.»

Ich war wie versteinert. Ich las die Einzelheiten der Tragödie immer wieder. Ich kam mir vor wie ein Mann, der das Schiff, aus dem er eben erst ausgestiegen ist, in den Wellen versinken sieht.

Die Männer der Besatzung waren mir alle bekannt, es gab unter ihnen ehrliche Freunde und Rivalen, Gerechte und Ungerechte, Starke und Schwache, aber alle waren an der Seite Deutschlands geblieben bis zum bitteren Ende.

Der letzte Versuch:

**VERHANDLUNGEN
HINTER HITLERS RÜCKEN**

Wolff trifft den Vertreter Roosevelts

Es war im Herbst 1944, als zum ersten Mal auf deutscher Seite der Gedanke, mit den Alliierten in Verbindung zu treten, erwogen wurde. In Bagni di Lucca, wo damals Kesselring mit seinem Hauptquartier lag, machte Wolff eine Andeutung zu dem General der Flieger Ritter von Pohl, der die in Italien stehenden Luftwaffenverbände befehligte. Es war ein ganz allgemeiner und unverbindlicher Versuch. Wolff wollte weder näher auf das Thema eingehen noch offen seine Gedanken und Absichten preisgeben. Der Augenblick, sich ernsthaft mit der Frage zu befassen, war erst gegeben, als die militärische Lage Deutschlands sich weiter verschlechtert hatte.

Schon lange waren sich Rahn und Wolff über die Hoffnungslosigkeit der deutschen Situation und über die Notwendigkeit einer politischen Beendigung des Krieges einig geworden. In Ost und West trafen das Reich immer schwe-

rere Schläge. Die schon so lange versprochenen Geheimwaffen waren immer noch nicht da. Es tauchte bereits das Gerücht auf, dass Hitler den Verstand verloren hätte. Die deutschen Streitkräfte in Italien litten Mangel an Benzin, an Waffen, an Munition und an Transportmitteln. Sie hatten keine Luftabwehr, keine Kampfflugzeuge mehr und der Gegner besass die uneingeschränkte Luftherrschaft. Selbst Kesselring, der erfahrene Meister der Verteidigungsschlachten, gab zu, dass es ziemlich schwer sein würde, die Amerikaner und Engländer aufzuhalten, wenn sie die Offensive eröffneten. Ein verzweifelter Widerstand konnte den Krieg vielleicht noch einige Wochen oder sogar Monate verlängern, über den endgültigen Ausgang jedoch konnte es keine Illusionen mehr geben. Die Ardennen-Offensive würde die allgemeine Lage nicht mehr wenden können.

Nach dieser Darstellung der Lage, die ihm der Befehlshaber der SS und bevollmächtigte General für Italien gab, war Rahn mit Wolff darüber einig, dass für Deutschland keine Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes mehr bestand und dass es galt, unter allen Umständen weitere nutzlose Opfer an Menschenleben zu verhindern. Vom politischen Standpunkt aus hielt der Botschafter eine Spaltung im Lager der Gegner für ausgeschlossen, solange der Krieg noch dauerte.

Trotzdem wurden auch dieses Mal noch keine entscheidenden Schritte unternommen. Man kam überein, einen günstigeren Moment abzuwarten.

Im Januar 1945 teilte Baron Parrilli dem SS-Obersturmführer Guido Zimmer, der als Vertreter des Reichssicherheits-

Hauptamtes, Amt IV (Spionageabwehr), in Mailand sass, mit, dass er in der Lage sei, eine Verbindung zu den Anglo-Amerikanern über die Schweiz herzustellen. Auf diese Weise konnte vielleicht auch verhindert werden, dass die Deutschen die vorgesehenen Zerstörungen der lebenswichtigen Anlagen und Industriewerke in Norditalien durchführten. Es war dieselbe Sorge, die auch den Mailänder Kardinal Schuster bewogen hatte, sich als Vermittler zwischen den italienischen Partisanen und den Deutschen zur Verfügung zu stellen.

Im Februar überschritt Parrilli die Schweizer Grenze und nahm Verbindung mit einem Schweizer Freund, Doktor Max Husmann, auf. Abgesehen von Motiven der Menschlichkeit, war Husmann beseelt von dem Wunsch, den Hafen von Genua und das italienische Eisenbahnnetz zu erhalten, weil sie in besonderem Mass auch für die Schweizer Wirtschaft wichtig waren. Nachdem Husmann die Sache in die Hand genommen hatte, wandte er sich an Major Waibel, einen Leiter des Schweizer Nachrichtendienstes, mit dem ihn eine alte Freundschaft verband. Er bat Waibel, ihm in der heiklen Angelegenheit Unterstützung zuteil werden zu lassen.

Waibel setzte sich in Verbindung mit Allen W. Dulles, der als persönlicher Vertreter von Roosevelt und als Chef des amerikanischen Nachrichtendienstes («Office of Strategie Services») in der Schweiz sass. Dulles erkannte die Bedeutung des Planes und entschloss sich, darauf einzugehen.

Wolff, den Zimmer in Gegenwart des Botschafters von der

Möglichkeit die sich bot, unterrichtet hatte, fing den Ball auf. Die Einladung kam gerade im richtigen Augenblick. Dollmann, der nach dem Fall von Rom zum Verbindungsmann Wolffs bei Kesselring ernannt worden war, sollte nun so rasch wie möglich in die Schweiz fahren, um zu hören, was die Amerikaner wollten.

Am 3. März meldeten sich Parrilli, Dollmann und Zimmer an der Schweizer Grenze. Parrilli durfte passieren, als er das vereinbarte Losungswort «Pierluigi» nannte. Dollmann und Zimmer konnten die Schweiz mit Hilfe von Waibel betreten, der dem Grenzdienst entsprechende Sonderanweisungen gegeben hatte.

Eine unmittelbare Verbindung mit Dulles oder seinem Sekretär Gero von Gaevernitz war nicht möglich, weil beide im Augenblick unauffindbar waren, Parrilli stellte den Deutschen zunächst Husmann als Vertrauensmann von Dulles vor. Das Gespräch zwischen Husmann und Dollmann begann mit historischen Erörterungen. Dollmann sprach von der Notwendigkeit, Europa vor dem Bolschewismus zu retten und brachte dabei seine Verwunderung zum Ausdruck, dass die Alliierten nicht schon daran gedacht hätten, sich mit den Deutschen zu einem Kreuzzug gegen Russland zu verbinden.

Husmann ging dann direkt auf das eigentliche Thema über und erklärte Dollmann, die Alliierten wären gerüstet, jeder noch so verzweifelten deutschen Anstrengung zu begegnen, aber es lohnte sich nicht, dass Deutschland den Krieg fortsetze, denn es bestünde keine Hoffnung auf eine Spaltung und ein Zerwürfnis zwischen den Anglo-Amerikanern und den Russen, wenigstens nicht, solange die militärischen

Operationen gegen das Reich noch im Gange wären. Es blieb den Deutschen nur noch ein Ausweg offen, den Krieg abzukürzen durch die Kapitulation der deutschen Truppen in Italien vor den Anglo-Amerikanern.

Eine solche Kapitulation würde eine patriotische Tat darstellen – wie das Unternehmen der Generale Witzleben und Beck vom 20. Juli ~~ und einen sehr geschickten politischen Schachzug. Es wäre ein Fehler, ihn nicht zu tun. Dollmann, der merkte, dass sein Gesprächspartner viel wollte und wenig dagegen bot, stand plötzlich erregt auf und fragte mit zornrotem Gesicht: «Aber was verlangen Sie eigentlich von mir? Einen Verrat?»

Husmann antwortete, er verlange überhaupt nichts, halte aber die Worte Verrat und Verräter für wenig angebracht. «Die Alliierten haben Achtung und Verständnis für jeden ehrenhaften Mann, der dazu beiträgt, dem Blutvergiessen des Krieges ein Ende zu machen. Das haben die Beispiele von Badoglio, Grandi und Mannerheim bewiesen.»

Erst am Nachmittag des 3. März kam Paul Blum, den Dulles als seinen Vertreter für diese erste Fühlungnahme geschickt hatte. Blum, ein Franzose, äusserte, von Husmann dazu aufgefordert, seine Ansicht über die Deutschen, die bereit wären, den Krieg zu beenden und die nutzlose Vernichtung von Menschenleben zu verhindern. Er sagte: «Die materiellen und moralischen Kriegsschäden in Europa sind so gewaltig, dass die Alliierten jeden Mann, der guten Willens ist, für den Wiederaufbau brauchen. Alle, die dabei helfen,

den Krieg zu beenden, liefern einen Beweis ihres guten Willens.»

Am Schluss dieser Zusammenkunft fixierte Dollmann den amerikanischen Standpunkt in folgenden Punkten:

1.) Keine Macht der Welt kann die Anglo-Amerikaner von den Russen trennen.
2.) Der Krieg ist für Deutschland verloren.
3.) Die Alliierten würden niemals mit Vertretern von Hitler oder Himmler verhandeln.

Bei der gegenwärtigen Fühlungnahme zwischen den Alliierten und den Deutschen konnten nur für das italienische Gebiet Verhandlungen angebahnt werden. Jedem ehrenhaften Deutschen blieb nichts anderes mehr übrig, als dazu beizutragen, den Krieg abzukürzen, dessen Fortsetzung für das deutsche Volk unermessliches Leid bringen musste.

Die zweite Zusammenkunft zwischen Dulles, der sich bei diesen Verhandlungen ständig von seinem Sekretär Gero von Gaevernitz beraten liess, und den Deutschen fand in Zürich statt. An ihr nahmen ausser Dollmann und Zimmer auch Wolff selbst mit seinem Adjutanten Wenner teil. An der Schweizer Grenze wurde die Gruppe von Parrilli, Husmann und einem Vertreter von Major Waibel empfangen. Die illegale Überschreitung der Schweizer Grenze durch deutsche Militärpersonen, die noch dazu der SS angehörten, war allein möglich durch die persönliche Initiative von Waibel. Von dieser Verletzung der Schweizer Gesetze und von diesem Neutralitätsbruch war die Bundesregierung in Bern nicht unterrichtet. Husmann und Waibel handelten auf

ihre persönliche Gefahr. Der Enderfolg rechtfertigte ihre Initiative und erwarb ihnen die Anerkennung ihres Landes. Während der Reise von der Schweizer Grenze nach Zürich zog sich Husmann mit Wolff in ein reserviertes Abteil erster Klasse zurück. Zwischen den beiden entwickelte sich ein Gespräch, das nicht weniger als sieben Stunden dauerte.

Husmann begann mit einer Frage, die scheinbar nichts mit dem eigentlichen Thema zu tun hatte, mit der er aber seine Beweisführung bekräftigen wollte. Er fragte Wolff, ob er in seiner hohen verantwortlichen Stellung nie Gelegenheit gehabt habe, sich über die wichtigen Probleme mit Leuten aus der Industrie, der Finanz und der Wissenschaft zu unterhalten und ob er nie die Ansicht bedeutender Juristen eingeholt habe. Wolff verneinte.

«Das ist schade», bemerkte Husmann, «denn mit unseren eigenen Augen sehen wir immer nur einen Ausschnitt von den Dingen, die uns umgeben. Roosevelt zum Beispiel hat, abgesehen von den üblichen diplomatischen und militärischen Informationsmöglichkeiten, die Gewohnheit, seine persönlichen Freunde als Beobachter ins Ausland zu schicken. Sehen Sie zum Beispiel Dulles an. Er ist nicht Botschafter in Bern und nicht einmal Berufsdiplomat, und doch einer der massgebendsten Vertreter Amerikas. Zur Zeit befindet er sich in der Schweiz als Beobachter und persönlicher Vertreter des Präsidenten der USA. Er untersteht direkt Roosevelt.»

Husmann sprach dann lange von Roosevelt als Präsident

und Staatsmann und stellte ihn als die persönliche Verkörperung des ganzen amerikanischen Volkes hin» Er bemerkte dann, dass in Kriegszeiten auch die Demokratien in einem gewissen Sinne zu Diktaturen würden, nur mit dem wesentlichen Unterschied, dass die verantwortlichen Männer sich immer der Pflicht bewusst blieben, vor dem Parlament über ihre Handlungen und Entscheidungen Rechenschaft ablegen zu müssen. Auch in Kriegszeiten kann es in demokratischen Staaten Wahlen und Parlamentsabstimmungen geben, während die Diktatoren, unnahbar und unkontrolliert, niemanden über ihre Taten Rechenschaft zu geben brauchen, und das vermehrt die Gefahr, Irrtümer zu begehen, empfindlich.

Wolff hörte mit Aufmerksamkeit zu.

In seinen Darlegungen fortfahrend sprach Husmann ausführlich vom britischen Empire und Churchill, dann auch von Russland und Stalin.

«Die Angelsachsen», sagte er unter anderem, «sind gewöhnt, die schwierigen politischen Aufgaben eine nach der anderen anzupacken und bevor sie das Hauptproblem gelöst haben, lassen sie sich nicht von der Sorge um zweitrangige Angelegenheiten ablenken. Während die Deutschen davon sprechen, ein tausendjähriges Reich zu begründen, beschränkt sich Churchill auf den Versuch, ob sich der Friede für einen Zeitraum von zwanzig oder dreissig Jahren sichern lässt. Im Schicksal des Einzelnen wie in dem der Völker treten Faktoren auf, die sich nicht voraussehen lassen und ihnen gegenüber erscheint es vermessen, den Lauf der Jahrhunderte voraussehen zu wollen.»

Nach einer sehr eingehenden Kritik an Hitler, seiner ideologischen Besessenheit und seinem Mangel an politischem Realismus fuhr Husmann fort: «Sie haben Hitler Treue geschworen. Aber hat nicht derselbe Hitler erklärt, dass alles Recht ist, was dem deutschen Volke nützt? Glauben Sie, Ihren Eid auf einen einzelnen Menschen halten zu müssen, obwohl Sie innerlich davon überzeugt sind, dass eine Fortsetzung des Krieges für das deutsche Volk nur schädlich ist? Die Generale, die die Verschwörung am 20. Juli organisierten, waren keine schlechten Deutschen, sondern Männer, die begriffen hatten, dass der Krieg verloren war, und die ihn deshalb im Interesse von Volk und Vaterland so schnell wie möglich beenden wollten. Vor dem Urteil der Geschichte werden sie als wahre Patrioten und Helden, nicht als Verräter erscheinen.

Ist es nicht genau derselbe Konflikt, der sich in Ihrer Seele abspielt? Im Grunde sind auch Sie davon überzeugt, dass der Krieg für Deutschland unrettbar verloren ist. Wenn Sie nach Italien zurückkehren, mit welcher Gesinnung und mit welchem Recht können Sie Ihren Soldaten den Befehl geben, für eine verlorene Sache zu kämpfen und zu sterben?»

Wolff bat Husmann, ihn eine Weile allein zu lassen. Der Schnee hatte die Strecke blockiert und bei Göschenen musste der Zug anhalten.

Nach einer halben Stunde wurde die Unterhaltung wieder aufgenommen. Wolff fragte Husmann, auf welcher Grundlage er die Eröffnung von Verhandlungen mit den Anglo-Amerikanern für möglich hielte.

Husmann stellte fest, dass die Verhandlungen ausschliess-

lich auf das militärische Gebiet beschränkt bleiben müssten, weil, wenn politische Fragen berührt würden, nur die höchsten verantwortlichen Männer der Alliierten, also Roosevelt, Stalin und Churchill Entscheidungen treffen könnten. Die militärische Kapitulation eines einzigen Frontabschnittes dagegen fiel in die Zuständigkeit von General Eisenhower.

Wolff versicherte, dass weder Hitler noch Himmler von seiner Reise in die Schweiz die geringste Ahnung hätten. Er habe sich zu diesem Schritt entschlossen, nachdem ihm Dollmann berichtet habe und nachdem er aus einem Gespräch mit Parrilli in Fasano die Überzeugung gewonnen habe, dass er sich selbst auf direktem Wege ein Bild über die Lage verschaffen müsste.

Im weiteren Verlauf der Diskussion richtete Husmann an Wolff die entscheidende Frage: «Die grösste Tragödie der deutschen Geschichte wird also zu Ende gehen, ohne dass ein einziger Deutscher eine Handlung des Mutes und der Menschlichkeit wagt? Ich bin sicher, dass Sie sich vollkommen darüber im Klaren sind, dass das Rückgrat des deutschen Volkes gebrochen ist und dass seine Kräfte erschöpft sind.

Sie und Feldmarschall Kesselring haben die Befehlsgewalt in einem Gebiet, das von den anderen Kriegsschauplätzen vollkommen abgetrennt ist. Sie sind daher in der Lage, eine unmittelbare Aktion zur Abkürzung des Krieges einzuleiten, unabhängig von den zentralen Stellen des Reiches, eine Aktion, die ohne Zweifel Rückwirkungen auf die anderen Fronten haben wird. Unter diesen Umständen scheint das Schicksal Sie für eine historische Mission zu bestimmen,

die Ihr Volk in der Zukunft weder übersehen noch vergessen kann.» In Zürich nahm die Gruppe im Haus von Husmann Wohnung, wo das Zusammentreffen mit dem amerikanischen Delegierten vorgesehen war. Diese zögerten jedoch im letzten Augenblick, weil in der Zwischenzeit Dulles einen starken Verdacht gefasst hatte. Er glaubte, dass Wolff im Auftrag Himmlers handelte und seine Überzeugung wurde anscheinend bestätigt durch die letzten Meldungen, die der amerikanische Nachrichtendienst erhalten hatte. Diese Informationen berichteten von einem Versuch Kalt-enbrunners, mit den Alliierten auf Schweizer Gebiet in Verbindung zu kommen. Das ausserordentliche Misstrauen, das die Amerikaner jedem Schritt von deutscher Seite entgegenbrachten, drohte den ganzen Plan der Verhandlungen in Zürich zum Scheitern zu bringen, und es war Husmann, der mit grosser Beharrlichkeit Dulles dazu brachte, Wolff doch noch zu empfangen.

Auch im weiteren Verlauf der Verhandlungen drohte mehr als einmal der Abbruch. Wenn das nicht geschah, so kommt das Verdienst dafür Husmann, Waibel und Parrilli zu, die nicht nur zahllose technische Schwierigkeiten zu überwinden hatten, sondern auch eine vermittelnde Formel finden mussten, zwischen den diametral entgegengesetzten Auffassungen der Deutschen und der Amerikaner.

Nach der persönlichen Vorstellung richtete Husmann an Wolff folgende Fragen: «Herr General, aus unserem Gespräch im Zug ergab sich Ihre Überzeugung, dass der Krieg für Deutschland endgültig verloren ist?»

«Jawohl.»

«Sind Sie davon überzeugt, dass nichts in der Welt die westlichen Alliierten von den Russen trennen kann?» «Ja.»

«Aus unserer Unterredung ist weiter klar geworden, dass in der Schweiz auf keinen Fall über die Probleme des Reiches verhandelt werden kann, sondern nur über das Kriegsgebiet in Italien?»

«Ja.»

«Sie haben mir zweimal die formelle Versicherung gegeben, dass Ihre Reise in die Schweiz ohne Wissen von Hitler und Himmler geschieht und dass Ihre Anwesenheit hier auf keinen Fall als im Auftrag dieser beiden Persönlichkeiten angesehen werden kann.» «Ja.»

«Unsere Unterhaltung hat ergeben, dass alles in allem nur eine bedingungslose Kapitulation in Frage kommt, da jede andere Form der Kapitulation auf das politische Gebiet übergreifen und damit unüberwindliche Schwierigkeiten begegnen würde?»

«Ja.»

Dann fügte Husmann noch hinzu: «Wenn Sie trotzdem versuchen sollten, die gegenwärtige Diskussion auf das ganze Reich auszudehnen, mögen Sie wissen, dass dieses Gespräch nicht länger als dreissig Sekunden dauern würde, nicht wahr, Mister Dulles?»

Dulles nickte. Nachdem Husmann noch mit einigen Worten die Persönlichkeit Wolffs geschildert hatte, zog er sich zurück und liess Wolff mit Dulles und seinen amerikanischen Begleitern allein. Ihre Unterredung dauerte mehr als eine Stunde und Wolff kam befriedigt davon zurück. Dulles er-

klärte, dass der Besuch ihm gefallen habe.

Am folgenden Tage fand ein weiteres Gespräch zwischen den Deutschen und Amerikanern statt, dem auch die Schweizer beiwohnten. Es wurde das Problem der Partisanen erörtert und die Proklamation besprochen, die im Augenblick der Kapitulation herausgegeben werden sollte. Die Begegnung spielte sich in einer sehr günstigen Atmosphäre ab.

Himmler greift störend ein

Als Wolff, Dollmann, Wenner, Zimmer und Parrilli nach Italien zurückkehrten, mussten sie feststellen, dass Berlin von den Verhandlungen Wind bekommen hatte, denn Kaltenbrunner hatte im Namen Himmlers ein Telegramm an Wolff geschickt, das die Verbindung mit den Alliierten untersagte. Kaltenbrunners Telegramm machte auf Wolff keinen allzu grossen Eindruck. Er wusste die Reise in die Schweiz zu rechtfertigen, indem er sie als einen Versuch hinstellte, einen Zwiespalt im feindlichen Lager herbeizuführen.

Nach der ersten Reise von Dollmann waren auf das Verlangen von Dulles die Partisanenführer Parri und Usmiani freigelassen worden. Dem Letzteren war es gestattet worden, in die Schweiz zu gehen. Auch dafür hatte Wolff einen Grund anzuführen, denn die beiden Partisanenführer sollten gegen Oberst Wünsche, den ehemaligen Adjutanten Hitlers,

ausgetauscht werden, der sich als Gefangener bei den Alliierten befand.

Ein unerwarteter Umstand war dagegen die Versetzung Kesselrings vom italienischen Kriegsschauplatz nach der Westfront. Der Nachfolger war noch nicht bestimmt, und Wolff war so nicht mehr in der Lage, mit dem Oberbefehlshaber der in Italien stehenden Heeresgruppe zu verhandeln. Parrilli wurde gebeten, Dulles sofort von der veränderten Lage in Kenntnis zu setzen.

Parrilli übernahm ohne Weiteres den neuen Auftrag, trotz der Gefahr der Beschiessung durch feindliche Flugzeuge, die nahezu ununterbrochen zwischen Mailand und Chiasso auf- und abflogen, und führte seine Mission zu Ende. Bei der Rückkehr nach Italien legte er Wolff im Namen von Dulles folgende drei Fragen vor:

- «1.) Ist Wolff in der Lage, die Aktion allein durchzuführen?
- 2.) Wenn als Ersatz für Kesselring ein neuer Befehlshaber kommt, will und kann Wolff ihn zur Zusammenarbeit überreden?
- 3.) Wenn der neue Kommandant zur Zusammenarbeit nicht bereit sein sollte, kann Wolff auch im Gegensatz zu ihm handeln.»

Wolff erklärte Parrilli, er sei sicher, dass Kesselring nicht mehr nach Italien zurückkehren würde, der Name des neuen Befehlshabers sei jedoch noch immer nicht bekannt. Er schloss: «Auf jeden Fall kann Dulles auf mich zählen. Ich bin fest entschlossen, das, was ich mit Dulles am 8. März in Zürich ausgemacht habe, zu vollenden. Ich hoffe aber, dass

es mir gelingt, den neuen Oberbefehlshaber zu überzeugen, denn ich habe viele Argumente.»

Dann zeigte Wolff Parrilli, bevor er ihn wieder in die Schweiz abreisen liess, die auf Anregung des Botschafters ausgearbeiteten Befehle, dass die geplanten Zerstörungen in Oberitalien nicht durchgeführt werden sollten.

Parrilli traf sich, kaum auf Schweizer Gebiet angekommen, mit Husmann und berichtete ihm den Ausgang seiner Mission.

Husmann und Parrilli unterrichteten nun die Amerikaner und mussten ihren ganzen Einfluss aufwenden, um ihnen klar zu machen, dass sich an den Absichten von Wolff nichts geändert hatte. Dulles liess sich schliesslich überzeugen. Er begab sich in das alliierte Hauptquartier nach Frankreich, um die Entsendung einer militärischen Abordnung in die Schweiz zu erbitten, die sich mit Wolff treffen sollte.

Gaevernitz sagte zu Husmann: «Glauben Sie mir, lieber Doktor, es ist nicht leicht, die Verhandlungen in Gang zu bringen.»

Am 15. März kehrte Parrilli nach Italien zurück, um Wolff im Namen von Dulles zu unterrichten, dass eine militärische Abordnung aus dem Hauptquartier von Casserta in die Schweiz kommen würde. Diesmal war es Wolff, der nicht allzu grosse Eile zeigte. Er war sich klar darüber, dass er ohne die Mitwirkung des Heeres die Übergabe nicht zum Abschluss bringen könnte. General von Viettinghof, ein persönlicher Freund von ihm, war zum Nachfolger von Kesselring ernannt worden, und er hoffte, ihn leicht für seinen

Plan gewinnen zu können. Aber der neue Oberbefehlshaber war noch nicht im Hauptquartier angekommen, und er hatte ihn noch nicht sprechen können.

Er akzeptierte trotzdem den 19. März als Termin einer neuen Zusammenkunft in der Schweiz, wohin er sich in Begleitung von Wenner und Zimmer begab.

*

Am vereinbarten Tag trafen sich die Deutschen und die Amerikaner in Ascona. Die technische Vorbereitung der neuen Zusammenkunft war Major Waibel übertragen worden, der das grösste Vertrauen der Amerikaner genoss. Im Gedanken an die Nähe der italienischen Front und der deutschen Truppen glaubten die Amerikaner jedoch, für jede Eventualität Maschinengewehre im Garten aufstellen zu müssen, und liessen einen grossen Teil des Sees überwachen.

Vor dem Zusammentreffen hatten Husmann und Parrilli eine Unterredung mit Wolff in Lugano. Husmann war daran interessiert, mit Wolff zu sprechen, um noch vor der Begegnung mit den Amerikanern einen Widerspruch zu klären, der nach seiner Auffassung zwischen den verschiedenen Äusserungen Wolffs vorlag. Dulles hatte die alliierten militärischen Vertreter herbeigerufen, gestützt auf die zustimmende Antwort, die Wolff Parrilli auf die Frage, ob er die Kapitulation auch gegen den Willen des Oberbefehlshabers der deutschen Streitkräfte in Italien zum Abschluss bringen würde, gegeben hatte. Parrilli hatte dann aber, als er Husmann mitteilte, dass Wolff am 19. März eintreffen würde, auch berichtet, dass Wolff seine Ansicht geändert hätte und nunmehr glaubte, ohne die Zustimmung der militärischen

Stellen in Italien nicht handeln zu können.

Aus Furcht, Dulles könnte angesichts dieses Vorbehalts die Zusammenkunft verschieben, hatte Husmann die Verantwortung auf sich genommen, diese Mitteilung nicht weiterzugeben. In Lugano wollte Husmann Wolff von der wirklichen Situation in Kenntnis setzen und ihm klarmachen, dass ein Widerspruch in seiner Haltung bei dem hartnäckigen Misstrauen der Amerikaner verhängnisvoll für den Ausgang der Verhandlung sein könnte.

Wolff konnte Husmann beweisen, dass es sich nicht um einen Widerspruch, sondern um ein einfaches Missverständnis handelte. Er hatte in Wirklichkeit Parrilli erklärt: «Ich stehe zu Dulles *mit* und *ohne* den deutschen Kommandanten.» Parrilli hatte verstanden, dass die Kapitulation mit oder ohne Zustimmung des Oberbefehlshabers der deutschen Truppen herbeigeführt werden könnte und hatte Dulles in diesem Sinne unterrichtet. Auf Grund dieser Mitteilung hatte Dulles dann die alliierte Militärmission in die Schweiz geholt, Wolff hatte dagegen nur beabsichtigt, die Versicherung seiner Loyalität gegenüber Dulles zu wiederholen, hatte aber niemals behaupten wollen, dass die Kapitulation gegen den Willen des Befehlshabers der Heeresgruppe möglich wäre.

Durch dieses Missverständnis entfielen die Gründe, die Dulles veranlasst hatten, die anglo-amerikanische Mission in die Schweiz kommen zu lassen, und sein ewiges Misstrauen hätte neue Nahrung gefunden. Er hätte in den Worten von Wolff eine Finte sehen können, mit der er Zeit zu ge-

winnen und die Lage zu verwirren trachtete.

Zwischen Wolff und Husmann wurde nun festgelegt, den Anglo-Amerikanern die folgenden Vorschläge zu unterbreiten und ihnen die Entscheidung zu überlassen, welcher davon ihnen am zweckmässigsten erschiene.

- 1.) Wenn man es als absolut notwendig ansehen würde, wäre Wolff jederzeit bereit, die Kapitulation allein abzuschliessen, wobei er allerdings auf alle Schwierigkeiten hinweisen würde.
- 2.) Besser wäre es, die Ankunft von Viettinghof abzuwarten und ihn zur Mitarbeit zu überreden, schon im Hinblick auf die freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen Wolff und dem neuen Oberbefehlshaber bestanden. Im Übrigen war Wolff so gut wie sicher, dass er die Zustimmung Viettingshofs erreichen würde.
- 3.) Wolff wäre gern bereit, sich in das neue Hauptquartier Kesselrings an der Westfront zu begeben, um seine Ermächtigung für den Abschluss der Kapitulation zu erwirken. Mit der Ermächtigung von Kesselring wäre es ziemlich leicht, Viettinghof zu überzeugen, der als unpolitischer General und guter Freund von Kesselring vermutlich sehr bereitwillig auf eine entsprechende Aufforderung des Feldmarschalls eingehen würde. Wolff deutete schliesslich noch eine weitere Möglichkeit an. Bei der Unterredung mit Kesselring hoffte er, ihn dazu zu überreden, die Kapitulation der Westfront mit der auf dem italienischen Kriegsschauplatz parallel laufen zu lassen.

Husmann wies Wolff eindringlich auf die Notwendigkeit hin, sich so zu verhalten, dass das Vertrauen von Dulles nicht zerstört würde. Es war daher notwendig, dass er seine Entscheidung als endgültig und unwiderruflich hinstellte, wenn er auch die Aufmerksamkeit auf den Umstand lenken konnte, dass die Ablösung von Kesselring einen ganz neuen und unvorhergesehenen Sachverhalt geschaffen habe.

Wolff seinerseits beharrte auf der Frage, welche Behandlung seinen Mitarbeitern, vor allem den Generalen, zu denen er auch Graziani zählte, zuteil werden sollte. Er wollte von den Alliierten Garantien haben, dass diese Generale loyal und ritterlich behandelt würden. Er verlangte nichts für sich selbst, aber er erklärte, dass er nichts unternehmen könnte, ohne in dieser Hinsicht eine formelle Zusicherung erhalten zu haben.

In Ascona fand in einer kleinen Villa, die den Amerikanern gehörte, zunächst eine Unterredung zwischen Wolff, Dulles und Gaevernitz statt. An einem zweiten Gespräch nahmen auch die Generale Terence S. Airey vom britischen Generalstab und Lyman L. Lemnitzer von der amerikanischen Armee teil. Die beiden Generale hatten mit Unterstützung von Waibel in der Schweiz die Namen von zwei Feldwebeln des amerikanischen Heeres angenommen: Nicholson und Me Neeley. Die Schweizer Regierung blieb weiter bis zu Schluss über alle Vorgänge im Dunkeln.

In den Gesprächen von Ascona kam man zu der Entscheidung, dass Wolff sich zu Kesselring begeben sollte, um seine Ermächtigung zum Abschluss der Kapitulation zu er-

langen. Wolff hatte vorgeschlagen, am folgenden Tage abzureisen und in spätestens drei Tagen zurück zu sein.

An dem für die Rückkehr vorgesehenen Datum, das war der 24. März, erschien Wolff nicht und gab auch keine Nachricht. Auf seiner Reise zu Kesselring hatte er verschiedene technische Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden.

Erst am 29. März kehrte Wolff nach Italien zurück. Am 30. März trafen sich Wolff und Parrilli in Fasano. Wolff vertraute Parrilli an: «Kesselring hat mich, obwohl er mit Arbeit überhäuft ist, zweimal empfangen und mit grosser Teilnahme angehört. Auch er ist der Meinung, dass es richtig ist, in Verhandlungen mit den Alliierten einzutreten, umso mehr, als er weiss, dass er an der Westfront nicht länger als drei, höchstens vier Wochen noch Widerstand leisten kann. Dann werden seine Reserven erschöpft sein.»

Kesselring hatte mit Wolff auch von einer neuen Verzweiflungswaffe gesprochen, deren Anwendung unmittelbar bevorstand und die an der Westfront eingesetzt werden sollte. Selbst Kesselring wusste noch nicht, um was für eine Waffe es sich dabei handelte, aber die Wirkung war ihm als so schrecklich beschrieben worden, dass er entschlossen war, lieber seinen Abschied einzureichen als seinen Namen mit dem Einsatz einer solchen Waffe zu verbinden.

Im zweiten Gespräch mit Wolff hatte sich der Feldmarschall zurückhaltender gezeigt. Er meinte, dass eine Kapitulation an der Westfront ihm undurchführbar erscheine, weil er nicht völlig Herr der Situation sei.

Während die Gespräche mit Kesselring stattfanden, erhielt

Wolff einen dringenden Ruf nach Berlin, wo man von ihm Erklärungen über seine Verhandlungen mit den Alliierten verlangte. Wolff hatte sich auf eine solche Eventualität schon vorbereitet und sagte, er habe persönlich feststellen wollen, welche Absichten die Alliierten für die Zukunft verfolgten. Er versicherte noch einmal, dass er die Partisanenführer Parri und Usmiani im Austausch gegen Oberst Wünsche freigelassen habe, mit dem er dem Führer zu seinem Geburtstag am 20. April eine Überraschung habe machen wollen.

Himmler schien sich mit diesen Erklärungen zufriedenzugeben, aber er verbot Wolff, weitere Beziehungen zu den Alliierten aufrecht zu erhalten.

Diese Verzögerungen hatten es Wolff bisher unmöglich gemacht, sich mit Viettinghof in Verbindung zu setzen. Parrilli erklärte dem Befehlshaber der SS, dass er nicht eher nach Ascona zurrückkehren wolle, als bis er über das Ergebnis der Unterredung mit Viettinghof im Bilde sei. So kehrte Zimmer allein nach Ascona zurück, um die amerikanischen Delegierten von dem, was in der Zwischenzeit geschehen war, zu unterrichten, und die baldige Ankunft von Wolff und Parrilli anzukündigen. Am 31. März fand die Begegnung zwischen Wolff und Viettinghof statt, an der auch General Röttiger, der Chef des Stabes der Heeresgruppe Südwest, teilnahm. Wolffs Erwartungen wurden bestätigt, Viettinghof und Röttiger erklärten, dass sie dem Gedanken einer Kapitulation wohlwollend gegenüberstünden. Sie wussten wie Kesselring, dass die Vorbereitungen für die Offensive der Alliierten in Italien schon sehr weit gediehen

waren, und dass sie mit dem, was ihnen an Truppen und Kriegsmaterial zur Verfügung stand, nur noch einige Wochen Widerstand leisten konnten.

Wolff eröffnete ihnen darauf, dass er in die Schweiz reisen würde, um die Übergabe endgültig abzuschliessen. Er hatte den von Dulles festgesetzten Termin, den 2. April acht Uhr abends, angenommen.

Inzwischen hatte Himmler auf Grund einer mit genauen Einzelheiten belegten Denunziation, die ihn aus Italien erreicht hatte, beschlossen, die Familie von Wolff «unter seinen persönlichen Schutz» zu nehmen, Himmler selbst unterrichtete Wolff am Telefon von dieser Entscheidung und warnte ihn noch einmal davor, sich aus Italien zu entfernen. Wolff sagte zu Parrilli: «Es fehlt mir nicht der Mut, in die Schweiz zu fahren. Wenn es notwendig wäre, würde ich auch nicht zögern, für die gute Sache meine Familie zu opfern. Ich bin jedoch überzeugt, dass Himmler in dem Augenblick, wo er mir eine derartige Mitteilung macht, schon einen Mann mit einer Kugel für mich bereit hat. Vielleicht ist er schon im Hauptquartier, vielleicht noch auf der Reise hierher. Das Ende wäre ein schönes Staatsbegräbnis. Aber meine Leiche ist für die Alliierten von keinem Nutzen, und als Toter kann ich meinem Volk keinen Dienst erweisen. Es ist daher unmöglich und vor allen Dingen gefährlich, dass ich in diesem Augenblick von Fasano weggehe. Bitten Sie stattdessen Dulles, dass er einen höheren alliierten Offizier nach Fasano schickt! Ich werde ihn heimlich unterbringen und von hier kann er mit dem Hauptquartier in Caserta Verbindung aufnehmen.»

Aus der Schweiz machte General Lemnitzer den Gegenvorschlag, dass man angesichts der Unmöglichkeit für Wolff, sich zu entfernen, Bevollmächtigte über die Kampflinien schicken sollte. Als Losung, mit dem sie sich bei den Alliierten melden sollten, wurde «Nürnberg» angegeben.

Wolff nahm den Vorschlag an und unterrichtete Viettinghof.

Am 5. April wurde Parrilli Viettinghof und Röttiger vorgestellt. Im Laufe dieser Begegnung wurde viel vom Wetter gesprochen, aber über die Angelegenheit, die Parrilli am Herzen lag, machte man nur allgemeine und oberflächliche Andeutungen.

In einem sich anschliessenden Gespräch unter vier Augen sagte Wolff zu Parrilli, dass Viettinghof Garantien verlange. Der deutsche Oberbefehlshaber wollte sicher sein, dass die Kapitulation so stattfände, dass die Geschichte nicht eines Tages von einem Landesverrat sprechen könne. Ausserdem verlangte Viettinghof die Kapitulationsurkunde zu sehen, bevor er die Unterschrift darunter genehmigte.

Daraufhin wurde Zimmer losgeschickt, um die Forderungen von Viettinghof Husmann mitzuteilen. Am 8. April überbrachte Parrilli Husmann eine Niederschrift, in der die deutschen Vorschläge spezifiziert waren. In Bern wurde das Dokument den Amerikanern zugeschickt. Dulles und Gaevernitz übersetzten es und funkten es chiffriert in das alliierte Hauptquartier nach Caserta.

Bei seiner Rückkehr nach Fasano musste Parrilli feststellen, dass neue Verzögerungen die Verhandlungen gefährdeten.

Viettinghof hatte einen anderen Vorschlag unterbreitet, nämlich, dass die Alliierten nur zehn Kilometer pro Tag vormarschieren sollten. Wie Wolff mitteilte, war Viettinghof sehr verwirrt durch Versicherungen aus Berlin, dass die Situation sich binnen Kurzem von Grund auf ändern würde und dass damit der Sieg für Deutschland garantiert wäre. Der Oberbefehlshaber war schwankend geworden. Er wollte die Waffen nicht niederlegen, wenn er sich nicht wirklich davon überzeugt hatte, dass weitere Opfer an Menschenleben nutzlos waren.

Ausserdem lag von Himmler ein neuer Befehl vor, der Wolff nach Berlin rief. Wolff hielt es, um Schlimmeres zu vermeiden, für zweckmässig, Himmler wenigstens teilweise ins Bild zu setzen. Er schrieb ihm daher einen Brief, in dem er ihm die Notwendigkeit darlegte, für die Südfront eine Lösung auf der Grundlage des Kompromisses zu finden, und zwar bevor das durch ein russisches Eingreifen unmöglich werden würde.

Bei den Verhandlungen sei über folgende Punkte eine Übereinstimmung erzielt worden:

- 1.) Keine Kriegsgefangenschaft für die deutschen Soldaten.
- 2.) Anerkennung der Waffenehre.
- 3.) Ungehinderter Abzug der Truppen.

In seinem Brief versicherte Wolff, in höchstem Interesse des deutschen Volkes gehandelt zu haben. Die Bedeutung der Verhandlungen läge darin, dass die Truppen, deren Gefangennahme an der Südfront abgewendet worden war, zur Verfügung stünden, um in Deutschland die Ordnung aufrecht zu erhalten. Er schloss mit der Einladung an Himmler,

zu ihm zu kommen, um persönlich zu sehen, wie die Dinge stünden. Wolff könne Italien im Hinblick auf die politische Lage nicht verlassen.

Dieser Brief wurde Himmler durch Dr. Hans Sayle, einen vertrauten Freund von Wolff überbracht. Parrilli blieb in Fasano, um die Antwort Himmlers abzuwarten.

In diesen Tagen wurde der Tod von Roosevelt gemeldet. Für die schwebenden Verhandlungen hatte das Ableben des Präsidenten der Vereinigten Staaten eine besondere Bedeutung, denn in ihm verlor Dulles einen grossen Rückhalt.

Kaltenbrunner und Hitler werden überspielt

Himmlers Antwort auf den Brief von Wolff liess nicht lange auf sich warten. Sie bestand darin, ihn sofort nach Berlin zu rufen. Nach langem Zögern und Schwanken entschied sich Wolff zu gehorchen. Vor der Abreise liess er Parrilli ein Aktenstück überreichen und bat ihn, für den Fall, dass er nicht mehr aus Berlin zurückkehre, Dulles diese Niederschrift als sein Testament zu überreichen. Darin hiess es unter anderem:

Wenn er seinen Posten als Befehlshaber verlieren und vor Gericht gestellt werden sollte und wenn daher die Verhandlungen nicht zu einem guten Ende geführt werden könnten, so bäte er darum, die Folgen dafür nicht das deutsche Volk oder die Truppen in Italien entgelten zu lassen.

Wenn nach seinem Tode sein Andenken und seine Ehre angegriffen würden, so bäte er Mister Dulles, ihn rehabilitieren und die Öffentlichkeit wissen zu lassen, dass er nicht

aus Egoismus und Verrat gehandelt habe, sondern in der äussersten Hoffnung, das deutsche Volk, wenn irgend möglich, zu retten.

Nach seinem Tode bäte er Mister Dulles in Erinnerung an das Ideal, für das er gefallen sei, den deutschen und italienischen Truppen in Italien ehrenvolle Übergabebedingungen zu verschaffen.

Nach seinem Tode bäte er Mister Dulles, soweit es ihm möglich wäre, seine beiden Familien zu schützen, damit sie nicht vernichtet würden.

Mit diesem Testament von Wolff und mit der Mitteilung von seiner Abreise nach Berlin überschritt Parrilli abermals die Schweizer Grenze, um Husmann und Waibel die Neuigkeit zu überbringen.

Die drei Männer wurden von Dulles empfangen, aber sie hielten es für zweckmässig, von Wolffs Testament nicht zu sprechen, einmal im Hinblick auf die neue Lage, in der Dulles sich nach dem Tod des Präsidenten und Freundes befand, zum anderen, weil sie sich klar darüber waren, dass die Nachricht von der Abreise Wolffs nach Berlin ihn schon ungünstig genug beeindrucken musste.

Dulles benutzte die Gelegenheit, um mitzuteilen, dass die Russen gegen die Verhandlungen waren, über die sie Roosevelt noch wenige Tage vor seinem Tod ins Bild gesetzt hatte.

Inzwischen war Wolff in Berlin angekommen. Am 17. April hatte er eine lange Unterredung mit Himmeler, die von zwei Uhr nachmittags bis ein Uhr nachts dauerte. Nach vier Stunden wurde Kaltenbrunner hinzugezogen und nahm bis zum Schluss daran teil.

Bevor Kaltenbrunner erschien, erklärte Himmler, dass er Wolfs Brief verbrannt hätte, weil er zu kompromittierend war.

Himmler erschien Wolff wie ein Mann, der alle Energie verloren hatte und am Ende seiner Nerven war. Kaltenbrunner zeigte sich dagegen aggressiver und misstrauischer als je. Immerhin schien er nicht Material genug zu besitzen, um Wolff endgültig zu überführen. Dieser setzte nun alles auf eine Karte und ging zum Gegenangriff über, indem er Kaltenbrunner nachwies, dass sein Nachrichtendienst schlecht funktioniert hätte und dass die Beschuldigungen gegen ihn eine empörende Ungerechtigkeit wären.

Zum Schluss erklärte sich Wolff bereit, mit Kaltenbrunner zu Hitler zu gehen, um ihm die Tatsachen auseinanderzusetzen und ihn um eine Entscheidung in dieser Angelegenheit zu bitten. Himmler zog es vor, der Unterredung mit Hitler fernzubleiben.

Am 18. April um 17 Uhr nachmittags wurden Kaltenbrunner und Wolff von Hitler empfangen. Mehr noch als Himmler machte Hitler den Eindruck eines Mannes, der am Ende war. Er sah um zwanzig Jahre gealtert aus. Er ging gebeugt, sein Gesicht war blass, seine Augen glanzlos, seine Hände zitterten. Er schien gar nicht mehr zu begreifen, was um ihn herum vorging.

Hitler hörte kaum die Rechtfertigung von Wolff an. Er unterbrach ihn sofort, um sich in einem endlosen Monolog zu verlieren. Er sprach abwechselnd vom Durchhalten und von der Gewissheit, dass sich ein Bruch zwischen den Alliierten anbahne. Zum Schluss beauftragte er Wolff, Viettinghof zu

sagen, dass er die italienische Front mit der äussersten Energie verteidigen sollte.

Die Unterredung war beendet. Wolff hatte geblufft und war damit durchgekommen. Von Kaltenbrunner hatte er nicht mehr viel zu fürchten.



Nach einer entscheidenden Beratung mit Rahn, Viettinghof, Röttiger und Gauleiter Hofer im Hauptquartier der Heeresgruppe begab sich Wolff am 23. April in die Schweiz. Er war begleitet von Wenner und von dem bevollmächtigten Delegierten Viettinghofs, Oberstleutnant Viktor von Schweinitz. Zur grossen Überraschung der Deutschen weigerte sich Dulles, sie zu empfangen. Von Washington hatte er Instruktionen erhalten, die Verhandlungen abzubrechen. Dulles wusste nicht, ob das die Folge eines russischen Vetos war oder des Misstrauens, das die Reise Wolffs nach Berlin hervorgerufen hatte.

Waibel, Husmann und Parrilli kämpften nun ihren entscheidenden Kampf, um zu verhindern, dass Dulles die deutsche Delegation wieder abreisen liess. Gaevernitz, Amerikaner deutscher Abstammung, machte sich zum Fürsprecher bei Dulles und legte noch einmal den Standpunkt der schweizerischen und italienischen Vermittler dar.

Dulles liess sich überzeugen. Er telegraphierte nach Caserta und meldete die Ankunft der deutschen Delegation in der Schweiz. In diesem Augenblick kam sehr gelegen ein Telegramm Himmlers an Wolff, das Zimmer Husmann weitergab. Himmler verbot Wolff zum soundsovielten Mal, sich

aus Italien zu entfernen und befahl ihm, sich mit allen Mitteln der Offensive entgegenzuwerfen, welche die Alliierten am 18. April an der italienischen Front eröffnet hatten. Das war ein Beweis, dass Wolff auf eigene Initiative handelte, im vollen Gegensatz zu Hitler.

Auf Wolff machte das Telegramm von Himmler überhaupt keinen Eindruck. Vor seiner Abreise in die Schweiz war er mit Viettinghof, Röttiger, Pohl und sogar mit Gauleiter Hofer übereingekommen, sich nicht mehr an die Befehle zu halten, die Berlin für den italienischen Frontabschnitt ausgeben sollte.

Die Antwort aus Caserta auf das Telegramm von Dulles war positiv. Feldmarschall Alexander, der Oberkommandierende der alliierten Streitkräfte in Italien, war immer noch an den Verhandlungen interessiert, und Dulles wurde gebeten, alles zu tun, um die deutsche Delegation zurückzuhalten und weitere Befehle abzuwarten. Husmann drängte Wolff, nach Italien zurückzufahren und ohne weiteren Zeitverlust die Kapitulation zusammen mit Viettinghof zu proklamieren. Nach Caserta könnte an seiner Stelle und von ihm bevollmächtigt sein Adjutant Wenner gehen, zusammen mit Schweinitz.

Wolff nahm den Vorschlag an und fuhr wieder nach Italien. In Cernobbio wurde er von Partisanen umzingelt und angehalten. Es gelang ihm jedoch, seine Reise fortzusetzen dank des Eingreifens von Waibel, der dabei unterstützt wurde

von dem amerikanischen Vizekonsul in Lugano Donald Jones, einem Feldwebel des schweizerischen Nachrichtendienstes und zwei Italienern, die das Vertrauen der Partisanen besaßen.

Schweinitz und Wenner verliessen die Schweiz im Flugzeug am 28. April, und am 29. April unterzeichneten sie in Caserta die Kapitulation. Sie gaben ihre Unterschrift mit dem Vorbehalt, dass die Übergabe von Viettinghof und Wolff bestätigt werden müsste. Die Bestätigung sollte bei den Amerikanern bis spätestens zum 2. Mai zwölf Uhr mittags vorliegen.

Das deutsche Hauptquartier war in der Zwischenzeit nach Bozen verlegt worden. Viettinghof war nicht mehr Oberbefehlshaber, denn am 29. April war er seines Postens enthoben worden. Mit dem Zurückweichen an der Westfront waren auch Bayern, Südtirol und der italienische Kriegsschauplatz dem Oberbefehl Kesselrings unterstellt worden. Für die Führung der Heeresgruppe in Italien bestimmte Kesselring die Generale Schultz und Wenzel, die von der Kapitulation nichts wissen wollten. Röttiger, der Viettinghof vorübergehend vertrat, wies Schultz und Wenzel auf die Notwendigkeit hin, die Unterschrift unter die Kapitulation anzuerkennen. Die Generale Herr und Lemelsen, die Befehlshaber der 10. und 14. Armee, waren derselben Meinung wie Röttiger. Da Schultz und Wenzel nicht geneigt waren, ihre Auffassung zu ändern, liess sie Röttiger im Einvernehmen mit Wolff festsetzen.

Die Festnahme fand am 1. Mai statt. Auf deutscher Seite war man unwiderruflich entschlossen, an diesem Abend die

Einstellung des Feuers bekanntzugeben. Gauleiter Hofer war jedoch im letzten Augenblick umgefallen und hatte das Führerhauptquartier von dem, was bevorstand, unterrichtet. Kaltenbrunner schickte sofort ein Sonderkommando der SS nach Südtirol mit dem Befehl, alle an der Kapitulation Beteiligten festzunehmen.

Aber die von Kaltenbrunner geschickten SS-Männer konnten ihren Auftrag nicht ausführen. Die allgemeine Verwirrung war zu gross und die Ereignisse überstürzten sich. Hitler war tot. Und vor allem waren Wolff und die Führung der Heeresgruppe bereit, den Kampf mit jedem aufzunehmen, der sich der Durchführung der Kapitulation widersetzen sollte.

Am 2. Mai, um 4 Uhr morgens hatte Wolff ein letztes langes Telefongespräch mit Kesselring. Der Feldmarschall äusserte immer noch Zweifel und zeigte sich widerstrebend. Der Abschluss der bedingungslosen Kapitulation entsprach keineswegs den Erwartungen, die Kesselring, gestützt auf die Darstellung Wolffs über den Gang der Verhandlungen, gehegt hatte. Es war davon die Rede gewesen, dass die Truppen, die in Italien die Waffen niederlegten, in ihrem Gefüge zusammengehalten werden sollten, um unter Umständen gegen den Osten eingesetzt zu werden. So konnte Kesselring Wolff am Telefon vor die Frage stellen: «Sind die Anglo-Amerikaner nun bereit, mit mir gegen die Russen zu marschieren, ja oder nein?»

Einer bedingungslosen Übergabe ohne diese Hoffnung hatte der Generalfeldmarschall niemals zugestimmt. Aber angesichts des allgemeinen Zusammenbruches und des Umstan-

des, dass Viettinghof sich in Caserta offiziell hatte vertreten lassen, beugte er sich schliesslich den vollendeten Tatsachen.

Am 2. Mai um 12 Uhr mittags stellten die Deutschen das Feuer ein. Schultz und Wenzel wurden freigelassen und fuhren nach Deutschland zurück, während Viettinghof das Kommando der Wehrmacht in Italien wieder übernahm.

Am 4. Mai erschien in Bozen eine anglo-amerikanische Kommission, um die Vollzugsgewalt zu übernehmen. Am 14. Mai beendeten die alliierten Truppen die Besetzung Ober-Italiens.

Mussolini geht nach Mailand

Es wäre noch einiges darüber zu sagen, wie sich die Deutschen bei der Kapitulation zu den Faschisten einstellten. Aus der Situation ergab sich, dass die Italiener nicht so klar und eindeutig, wie es wünschenswert gewesen wäre, von den schwebenden Verhandlungen unterrichtet werden konnten.

Von deutscher Seite wurden jedoch bei verschiedenen Gesprächen mit den massgebenden Männern der republikanischen Regierung ziemlich offene Andeutungen gemacht. So sagte beispielsweise Wolff dem Fürsten Borghese, dem Führer eines im Kampf gegen die Partisanen eingesetzten Truppenverbandes, dass er den Krieg als verloren ansähe und im Begriff wäre, daraus die logische Konsequenz zu ziehen.

Rahn seinerseits richtete ungefähr drei Wochen vor dem Zusammenbruch an mehrere faschistischen Persönlichkeiten die Frage, ob sie Vorkehrungen für ihre persönliche Si-

cherheit getroffen hätten. Dazu gehörte auch Pavolini, der ernstlich betroffen war und erwiderte: «Warum? Sind wir schon am Ende angelangt?» «Es dürfte nicht mehr fern sein», antwortete Rahn. Unmittelbar, nachdem Wolff die erste Verbindung mit den Amerikanern aufgenommen hatte, sagte der Botschafter zu Mussolini: «Wenn die deutschen Truppen die Lage in Italien nicht mehr meistern können und gezwungen sein sollten, mit den Gegnern in Verhandlungen einzutreten, dann würden sie das auch im Namen der Streitkräfte der Republik Italien tun.»

Schon bevor Graziani schliesslich am 26. April Wolff die Vollmacht gab, auch für die faschistischen Heeresverbände die Übergabe abzuschliessen, hatte Wolff von den Alliierten eine ritterliche Behandlung für die Faschisten gefordert, die zusammen mit den Deutschen die Waffen niederlegen würden.

Die Deutschen dachten auch daran, dass denjenigen faschistischen Einheiten, die sich vielleicht weigern würden, der Kapitulation beizutreten, noch die Möglichkeit blieb, in das Valtelina-Gebiet abzuziehen, um sich dort nach dem Plan Mussolinis bis zuletzt zu wehren. Oder sie hätten auch durch die Alpentäler die Schweiz erreichen können. Man rechnete damit, dass die Anglo-Amerikaner nach der Einstellung des Feuers noch etwa eine Woche brauchen würden, um Nord-Italien zu besetzen und dass diese Zeit ausreichen würde, um den Faschisten noch eine gewisse Handlungsfreiheit zu lassen.

Die Anglo-Amerikaner begannen aber mit ihrer Offensive am 18. April, als noch keine endgültige Abmachung zwi-

schen den Deutschen und den Alliierten erzielt worden war. Die Truppen der Achse leisteten Widerstand und kämpften wie bisher. Unter dem feindlichen Druck verloren sie jedoch rasch an Boden,

Am 26. April traf Wolff Graziani in Cernobbio, Der Marschall und Mussolini hatten am Tag zuvor durch den Erzbischof von Mailand von den schwebenden Verhandlungen erfahren, Wolff stritt sie nicht ab. Aber in diesem Augenblick konnte er selbst nicht wissen, ob nicht das alliierte Hauptquartier in Caserta dem Verbot von Washington nachgeben und die Verhandlungen abbrechen würde.

Dass die Kapitulation wirklich abgeschlossen war, stand für Wolff mit Sicherheit erst am 1. Mai fest, nachdem Schweinitz und Wenner nach der Unterschriftsleistung zurückgekehrt waren und Schultz und Wenzel, die vom OKW geschickten Nachfolger für Viettinghof, unschädlich gemacht worden waren. Und erst am frühen Morgen des 2. Mai, nachdem man Kesselring die Zustimmung abgerungen hatte, konnte die Übergabe als endgültig angesehen werden. Als Rahn voraussehen konnte, dass Wolffs Verhandlungen vor dem Abschluss standen, begab er sich nach Mailand, um Mussolini aufzusuchen. Der Duce hatte den Sitz seiner Regierung im April dorthin verlegt, trotz der inständigen deutschen Bitten, den Gardasee im Interesse seiner Sicherheit nicht zu verlassen.

Mussolini empfing den Botschafter am 20. April im Mailänder Regierungspalast. Rahn bat den Duce, nach Gargnano zurückzukehren, wo man im Hinblick auf die raschen Entscheidungen, die in allernächster Zukunft getroffen wer-

den mussten, in enger Fühlung bleiben konnte. Er unterrichtete Mussolini davon, dass er für den Notfall die Verlegung der deutschen Botschaft nach Meran vorgesehen habe und sehr viel ruhiger wäre, wenn der Chef der italienischen Regierung und seine Mitarbeiter ebenso handeln würden.

Mussolini antwortete Rahn, indem er auf den Hof des Regierungspalastes zeigte, wo ein lebhaftes Kommen und Gehen herrschte: «Hier fühle ich mich zuhause, hier muss ich bleiben und hier muss ich regieren.»

Es scheint, dass Mussolini in diesem Augenblick die Absicht hatte, so lange wie möglich in Mailand zu bleiben. Im Fall eines deutschen Rückzuges über die Alpen hatte er wohl vor, die Übergabe der republikanischen Streitkräfte durch Vermittlung des Mailänder Kardinals Schuster oder in direkter Verhandlung mit General Cadorna abzuschließen. Wenn Verhandlungen nicht möglich wären, so wollte er sich mit seinen letzten Getreuen im Valtelina-Gebiet verschancen.

Als er wenige Tage nach dem Gespräch mit Rahn davon Kenntnis erhielt, dass man auf deutscher Seite die Übergabe plante, brach er in einem plötzlichen Entschluss alle Brücken zu den Deutschen ab und verliess Mailand. Auch seine schon eingeleiteten Verhandlungen mit den Partisanen liess er wieder fallen.

Er fuhr in Richtung Como. Den Schutz seines deutschen Begleitkommandos, das ihm von Gargnano nach Mailand gefolgt war, lehnte er ab. Bei seiner Abfahrt war er anscheinend noch unentschlossen, ob er in die Schweiz oder in das Valtelina-Gebiet gehen sollte. Beides erwies sich als unmöglich. Er und seine engsten Mitarbeiter wurden sich klar

darüber, dass ein Übertritt auf Schweizer Gebiet nicht denkbar war, und dass er mit der Handvoll Getreuer, die ihm geblieben war, auch keinen Widerstand mehr im Gebirge leisten konnte.

Auf ihrem Wege trafen Mussolini und seine Begleitung auf eine deutsche Kolonne, die sich nach Norden zurückzog, in der Hoffnung, Deutschland über die Alpen zu erreichen. Obwohl er noch 24 Stunden vorher gesagt hatte: «Ich will mit den Deutschen nichts mehr zu tun haben», schloss sich Mussolini dieser Abteilung an.

Auf der Strasse zwischen Monaggio und Colico wurde die Kolonne durch eine von den Partisanen angelegte Barrikade aufgehalten. Den deutschen Soldaten erklärten die Partisanen: «Ihr könnt weiterfahren, aber die Faschisten lassen wir nicht durch.»

Wenn Mussolini sein SS-Begleitkommando bei sich gehabt hätte, hätten die Deutschen wahrscheinlich sofort das Feuer eröffnet. Aber diese Kolonne von müden und abgekämpften Landsern zeigte keine Neigung, der Geschichte der Achse noch eine letzte Seite hinzuzufügen. Für sie war der Krieg aus, und sie hatten keine Lust, für einen gestürzten Diktator ihr Leben nach sechs Jahren Krieg noch einmal aufs Spiel zu setzen. Auch die Faschisten selbst hatten keinen Kampfgeist mehr. Nach der Abfahrt der Deutschen liessen sie sich widerstandslos entwaffnen, obwohl sie auch allein noch in der Lage gewesen wären, den Kampf mit der kleinen Gruppe von etwa 30 Partisanen aufzunehmen. Sie gaben nicht einen einzigen Schuss ab und überliessen den Duce seinem Schicksal, das sich in Dongo vollendete...

INHALT

DER LETZTE VERSUCH: DIE «SOZIALE REPUBLIK ITALIEN»

Skorzeny sollte den König entführen

Mackensen telegraphiert Hitler: Mussolinis Stellung gefestigter als je – Zwei Tage später ist der Duce gestürzt – Der Botschafter nimmt die Nachricht ausserhalb der Dienststunden nicht entgegen – Skorzeny soll den König und Badoglio festnehmen – Die italienische Polizei erfährt von dem Plan

Rahn will zwischen den Generalstäben vermitteln

Rommel bei den italienischen Generalen nicht beliebt – Außenminister Guariglias allzu vorsichtige Andeutungen – «Wir werden niemals mit den Alliierten verhandeln»

Badoglio hat nur ein Ehrenwort

Rahns Antrittsbesuch bei dem Regierungschef – Das beunruhigende Verhalten der italienischen Truppen «Ich repräsentiere mit Mackensen und Pétain die militärische Ehre Europas» – «Ein Wort von Badoglio enthält keine Zweideutigkeit» – «Es wird sich alles einrenken»

Der König ist liebenswürdig und unbefangen

Wo ist Mussolini? – Noch am 8. September tut der König so, als ob sich nichts geändert hätte – Am selben Tag wird der Waffenstillstand mit den Alliierten abgeschlossen ~~ Das OKW wirft eine Warnung aus Lissabon in den Papierkorb

Die Italiener dementieren bis zum letzten Augenblick

Der 8. September in der Botschaft – Ribbentrop ruft an – Rahn beruhigt ihn immer wieder – Aussenministerium und Generalstab leugnen: «Ein plumper Trick der Alliierten» – Rahn beim Aussenminister Guariglia: «Das ist Verrat!»

Rommel denkt nur an Rückzug

Der Diplomatenzug nach Verona – Drei Tage ohne Nachricht – Schlechte Behandlung der italienischen Diplomaten in Deutschland – Rommel verschlossen und unzugänglich

Die Parteiführer begeben sich in Sicherheit

Wieder in der Botschaft in Rom – Das Biwak der SS und Fallschirmjäger in der Villa Wolkonsky – Die prominenten Faschisten als lästige Gäste – Niemand kann mit Waffen umgehen

Warum Cavallero Selbstmord beging

Die deutsche Propaganda sagt, weil er den Verrat nicht überleben wollte – Er hatte kein Vertrauen mehr zu Mussolini – Verschwörer gegen den Duce und trotzdem von Badoglio verhaftet – Die verhängnisvolle Denkschrift auf dem Schreibtisch des Ministerpräsidenten – Kesselrings Äusserung in Venedig

Die letzten Italiener werden entwaffnet

Rahn setzt Kommissare in den römischen Ministerien ein – Der Schwiegersohn des Königs wird als Stadtkommandant von Rom abgesetzt – Die Unzuverlässigkeit der italienischen Truppen und die drohende Landung der Alliierten – Pavolini befiehlt die Entwaffnung – Die neue faschistische Regierung

Graziani halb zog er ihn, halb sank er hin

Hitler kanzelt Mussolini ab – Mussolinis Hauptsorge: eine neue republikanische Wehrmacht – Pavolini bildet die neue Regierung – Niemand will Außenminister oder Verteidigungsminister sein – Mussolini übernimmt das Außenministerium selbst – Graziani lässt sich von Rahn überreden

Rahns Kommissare scheitern an Mussolini

«Es ist an der Zeit, mit den zwei Regierungen Schluss zu machen» – Diplomaten ohne Befugnisse – Ribbentrop wollte die Botschafter strammstehen lassen – Warum Hitler Mussolini wieder einsetzte – Rahn soll nicht zu weich sein

Berlin jagt nach den verschwiegenen Goldvorräten

Die verheimlichten Reserven der Bank von Italien – Göring, Frank und Himmler fahnden danach – Rahn rettet das Gold für Mussolini «Ich kann das Abenteurergesicht nicht mehr sehen»

Kesselring versucht die Juden zu retten

Befehl aus Berlin: Alle Juden festnehmen! – «Die Schweineerei mache ich nicht mit» – Moellhausen und Kappler bei Kesselring – Der Feldmarschall verweigert seine Zustimmung – Ribbentrop fürchtet die SS – 50 Kilogramm Gold in 48 Stunden – Der Vatikan will helfen Und trotzdem räumt die SS das Ghetto

Die Menschenjagd nach Arbeitskräften scheitert

Sauckel kommt nach Rom – Er erzählt den Journalisten seine Lebensgeschichte – Die französische Partisanengruppen nennen sich «Sauckel» – Die Stadt verödet – Kesselring verbietet die Durchkämpfungsaktionen

Farinacci lässt Bomben auf den Vatikan werfen

Ein Luftangriff auf den Vatikan – Rätselraten nach dem Urheber – Farinacci passiert gar nichts ~ Ribbentrop will wissen: Was sagt der Papst dazu? – Der Aussenminister misstraut dem Botschafter beim Vatikan

Der Papst empfängt einen heimlichen Besucher

Deutsche Postenketten um den Vatikan – Fanatiker planen die Entführung des Papstes nach der Wartburg – Goebbels schickt Schmeling zum Heiligen Vater – Ein missglückter Propagandaversuch – SS-Obergruppenführer Wolff sichert sich

In Anzio waren nur fünf Mann

Die überraschende Landung der Alliierten Verwirrung in Rom Der Stadtkommandant weiss von nichts – Die Hauptstadt hungert – Feindliche Luftangriffe verhindern Lebensmitteltransporte

Die «offene Stadt» Rom wird Etappenzentrum

Die internationalen Bestimmungen wurden nicht eingehalten – Militärtransporte quer durch Rom – Alkoholische Feste der Etappenhelden – Protest des Vatikans – Kesselring ändert seinen Standpunkt – Die Armee Mackensen macht reinen Tisch

Mussolini will nicht nach Rom kommen

Die faschistischen Minister bei Kesselring – Ihre ständige Frage nach der militärischen Lage Der Glaube an die Geheimwaffen – In Rom meint man, dass Mussolini nicht mehr lebt – Warum haben sie mein Bild zum Fenster hinausgeworfen?

335 Italiener sterben durch Genickschuss

Der verhängnisvolle Bombenanschlag in der Via Rasella – 33 Südtiroler Polizisten liegen in ihrem Blut – Der Stadtkommandant will den Häuserblock in die Luft sprengen – Für jeden Deutschen sollen 10 Italiener erschossen werden – Es waren noch 5 zu viel – Die Hinrichtungsstätte wird in die Luft gesprengt

«Eine Vergeltung, vor der die Welt zittern soll!»

Wer gab den Befehl? – Das Telefongespräch mit dem OKW – Hitler wollte Erschiessungen im Verhältnis zwanzig zu eins – Was heisst «Todeskandidaten»?

Kesselring bewahrte die Italiener vor Schlimmerem

Englische Sympathiekundgebungen nach dem Urteil von Venedig – Das Wachpersonal schreibt einen Brief – «Es ist ein politischer Prozess!» – Der Feldmarschall war kein Nazi

Himmlers Befehl wird durchkreuzt

Rom soll zur Strafe evakuiert werden – Kesselring wird übergangen – Einspruch aus dringenden militärischen Gründen

Mussolini will keinen Unterschied zwischen Rom und Cassino

Ein Plan für die Zerstörung der italienischen Hauptstadt – Rahn spricht mit Hitler Kesselrings strategischer Verzicht – Die Logik des Diktators

Hitler telefoniert und Ribbentrop bleibt das Herz stehn

Ein abenteuerlicher Plan aus dem Propagandaministerium – Gaus führt für Ribbentrop den Kampf gegen Goebbels – «Rom ist gefallen, aber sagen Sie es niemand!» – Ein Vorgesetzter, der seine Untergebenen preisgibt – Frau von Ribbentrop und ihr Einfluss

Rom wird im letzten Augenblick geräumt

Die Furcht vor dem entscheidenden Befehl – Die Beamten des Palazzo Chigi wollen nicht nach dem Norden – Beschwerliche Flucht der Faschisten – Der geohrfeigte Kanzler der japanischen Botschaft

Am Gardasee tut man so, als ob...

Ein idyllischer Regierungssitz – Keine Abwehr gegen feindliche Flieger – Optimismus aus Beton – Unterirdische Fabriken bei Kriegsschluss gerade betriebsfertig – Wolff bittet die Amerikaner um Schutz vor den Jabos

Was Hitler und Mussolini wirklich voneinander hielten

Das Attentat vom 20. Juli und die faschistische Regierung – Mussolini im Führerhauptquartier – «Rahn, passen Sie mir gut auf!» – Hitler schickt dem Duce einen Arzt

Rahn und Wolff verständigen sich

Die Schlüsselstellung der Botschafter in Italien – Frau Rahn als Vermittlerin – «Ausgerechnet wir unter lauter SS-Männern» – Deutsche Dienststellen gegen die Regierung Mussolini

War Mussolini ein Gefangener der Deutschen?

Rahn als Schutzengel der faschistischen Regierung – Ein unbequemer Aufpasser – Mussolini sprach lieber über Literatur – Proteste gegen die Willkür der SS – «Die militärische Lage auf deutsche Manier» – Der Duce wollte einen Sonderfrieden mit Russland – Persönliche Erinnerungen an Lenin

Clara Petacci und Donna Rachele machen Personalpolitik

Mussolinis Privatleben – Seine Geliebte verschickt Denunziationen – «Eine temperamentvolle und gescheite Frau» – Donna Rachele droht mit dem Revolver – Mussolini möchte seine Familie abschieben

Edda kämpft für ihren Mann, aber nicht gegen ihren Vater

Ciano und der Beschluss gegen den Duce – Warum Mussolini seinen Schwiegersohn hinrichten liess – Seine Tochter versucht ihn umzustimmen – Ihre Flucht in die Schweiz – Besorgnisse wegen Cianos Tagebuch

Der italienische Streicher intrigiert und hasst

Das italienische Aussenministerium und die Botschaft – Preziosi, der gefürchtete Unglücksbote – Hetzreden im Münchener Rundfunk – Der Kommissar für Rassefragen und seine Nürnberger Gesetze – Buffarini legt eine Mine

Pavolini organisiert die Schwarzen Brigaden

Der Vertreter des orthodoxen Faschismus – Vittorio Mussolini macht sich unbeliebt – Parteimitglieder ohne Begeisterung – Eine Gegenbewegung gegen die Partisanen – Disziplinlose Schwarzhemden – Ein jüdischer Ortsgruppenleiter

Rainer verlangt 100 Millionen Lire für einen Partisanen

Die Operationszonen «Alpenvorland» und «Adriatisches Küstenland» – Hitler führt Mussolini an der Nase herum – Blankovollmacht für die Germanisierung – Der letzte Trumpf der italienischen Regierung: das Geld – Geschäft mit einem Todesurteil

Ricci enttäuscht – Borghese wird enttäuscht

Der frühere Jugendführer tritt an die Spitze der Republikanischen National-Garde – 150'000 Mann sind zu viel – Borghese will auch vor den Toren Berlins kämpfen – Die deutsche Marine verhindert den Einsatz der «Décima MAS» – Das politische Intrigenspiel der Minister

Grazianis Divisionen schmelzen in der Sonne Italiens

Borghese will sich dem Marschall nicht unterstellen – Hitler wollte die neu ausgebildeten Divisionen nach Russland schicken – Keitel verspricht mehr als er halten kann – Keine Feindberührung, aber 25 Prozent Fahnenflüchtige – Der Gegensatz zwischen Graziani und Kesselring

Prominente Damen flüchten vor dem bitteren Ende

Marchesa Graziani liebt Rahn nicht besonders – Besorgte Frauen stören die Minister bei der Arbeit – Ein «katastrophales» Telegramm nach Berlin – «Das kann Sie den Kopf kosten!» – Autokolonnen nach Züri – Köche, Friseure und Schneider kommen mit

Rahn kämpft gegen die Strategie der verbrannten Erde

Florenz als offene Stadt – Hitlers letztes Zugeständnis – Die Vernichtungspläne für die Häfen von Genua, Venedig und Triest – «Der Führer wünscht keine Interventionen» – Rahn überzeugt die Militärs

Ribbentrop will im Westen verhandeln

Ein verspäteter Entschluss – Der Aussenminister sucht unbelastete Unterhändler – Bettina von Ribbentrop über ihren Vater – «Mussolini und seine Minister erschossen»

DIE LETZTE RETTUNG: VERHANDLUNGEN HINTER HITLERS RUECKEN

Wolff trifft den Vertreter Roosevelts

Rahn und Wolff werden sich über die Lage klar – Baron Parrilli meldet sich als Vermittler – Doktor Husmann und Major Waibel schalten sich ein – Gespräch im D-Zug nach Zürich – Die erste Begegnung zwischen Wolff und dem Chef des amerikanischen Nachrichtendienstes in Europa

Himmler greift störend ein

Berlin bekommt Wind Neuer Oberbefehlshaber für Italien – Kann Wolff allein handeln? – Zusammenkunft mit zwei alliierten Generalen in Ascona – Kesselring und die neue Verzweigungswaffe – Viettinghof hat Bedenken – Ein Rechtfertigungsbrief an Himmler

Kaltenbrunner und Hitler werden überspielt

Wolff wird nach Berlin zitiert – Er macht sein Testament – Himmler ein gebrochener Mann – Gemeinsam mit Kaltenbrunner zu Hitler – Der übliche Monolog, aber Wolff kommt mit seinem Bluff durch – Washington befiehlt Dulles, die Verhandlungen abubrechen – Himmler verbietet abermals – Die Unterzeichnung der Kapitulation im alliierten Hauptquartier – Kesselring will gegen Russland marschieren

Mussolini geht nach Mailand

Das Schicksal der Faschisten – Graziani gibt Wolff eine Verhandlungsvollmacht Erst am 1. Mai steht die Kapitulation fest – Mussolini will mit den Deutschen nichts mehr zu tun haben – Gefangener der Partisanen